

Braunschweigische Heimat



1954

40. Jahrgang · Heft 1

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz
Verlag E. Appelhans & Co., Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

Seite

Mien ole Lattentuun. Gedicht in braunschweigischer Mundart von Lehrer Wilhelm Sandfuchs, Braunschweig	1
Das Bauernhaus des 16. Jahrhunderts im nördlichen Braunschweiger Land. Von Gerhard Eitzen, Lüneburg	2
Das Freiengerichtsbuch des Amtes Wohldenberg. Von Amtsgerichtsrat i. R. Dr. Wilhelm Müller, Weimar	7
Das Fürstliche Konsistorium in Helmstedt. Von Wilhelm Schrader, Helmstedt	10
„Amerika“ und „Makrieke“, zwei entstellte Flurnamen. Von Prof. Otto Hahne, Braunschweig	12
Gab es Wildpferde im magdeburgischen Holzlande? Von Tierarzt Dr. Albert Hansen, Eilsleben	13
Dat Slöttelwäif. Eine Sage aus Bad Gandersheim, nacherzählt von Gustav Dingemann †, in Gandersheimer Mundart übertragen von Lehrer i. R. Albert Fuhrmann, Bad Gandersheim	14
De Dräderne. En Harzeberjer Stippsteereken. In Harzburger Mundart nacherzählt von Zahnarzt Dr. Otto Rohkamm, Bad Harzburg	15
Der Bann-Poock. Eine Sage aus Bettingerode, nacherzählt von Karl Steckhan †, Bad Harzburg	16
Ewald Banse. Zum Tode des großen Braunschweiger Geographen von Studienrat Ernst Bode, Braunschweig	17
Der Jubilar Kurt Meyer-Rotermund. Von Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig	21
Bande der Heimat. Von Ernst Bergfeld, Braunschweig	22
Aus der Heimatpflege:	
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1953 ..	23
Burg Greene als Gedenkstätte des Heimkehrerverbandes. Von Notar Heinz Mollenhauer	29
Emil Fricke	31

Kraftverkehrsgesellschaft

mbH

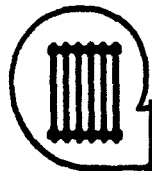
Braunschweig

Braunschweig, Broitzemer Str. 55
Fernruf 2 68 91/92

**Kraftomnibuslinienverkehr
und Vermietung von modernen
Kraftomnibussen für Ausflugs-
und Studienfahrten**

**Fahrpläne und Auskünfte durch die
Betriebsstellen:**

Braunschweig,
Platz an der Martinikirche, Ruf 26868
Bad Harzburg, Bismarckstraße 5, Ruf 677
Braunlage-Harz,
Herzog-Johann-Albrecht-Straße 2, Ruf 321
Helmstedt, Am Magdeburger Tor 14, Ruf 848
Salzgitter-Lebenstedt, KVG-Betriebshof,
Ruf 427
Salzgitter-Bad, Vorsalzer Straße 1a, Ruf 675
Wolfenbüttel, Kornmarkt 14, Ruf 2732



Bernhard Mackels

Zentralheizungen
Warmwasserbereitungen
Abwärmeverwertungen
Be- u. Entlüftungsanlagen
Fernheizungsanlagen
IBIS-Deckenstrahlungsheizungen
BRAUNSCHWEIG
Jasperallee 4 Fernruf 21646

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle, Braunschweig, Kalenwall 1
Schriftleiter: Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Verlag: E. Appelhans & Co., Braunschweig

40. Jahrgang

März 1954

Heft 1

Mien ole Lattentuum

An'n Garen steit'n Lattentuum,
da is nich veel meer dran,
hei is wat morsch un pekebruun,
doch lickt hei eernst mit an.

Wat mit de Lattentuum vertellt,
dat is for mit allene,
hei gilt mit meer as alles Geld,
hei sach of, dat ik wene.

Mien Bader hat ne niet ebuut,
ik satt'r ofte drup,
erover keke mine Bruut,
ik frische ne ofte up.

En anner härr ne um'elegt,
for mit blifft hei door staan,
bet mit de Dood adee nu seggt,
denn fall hei mit mit gaan.

Wilhelm Sandfuchs

Das Bauernhaus

des 16. Jahrhunderts im nördlichen Braunschweiger Land

Von GERHARD EITZEN

Der ländliche Hausbau im Braunschweigischen ist schon verhältnismäßig früh Gegenstand volkskundlicher Betrachtungen gewesen. Wenig bekannt ist der 1886 erschienene Vortrag von Hans Pfeifer über die Dörfer und Bauernhäuser des Herzogtums Braunschweig, der zu den frühesten hauskundlichen Lokaldarstellungen gehört ¹⁾. Da die wissenschaftliche Hausforschung damals noch in den Kinderschuhen steckte, dürfen wir diese verdienstvolle Arbeit nicht mit den heutigen Maßstäben messen, sondern müssen uns darauf beschränken, das in unzulänglichen Zeichnungen dargebotene Material kritisch heranzuziehen.

Das Gebiet um Braunschweig ist hauskundlich gesehen ein Grenzgebiet, in dem sich zwei wesensverschiedene Hausformen berühren. Im Norden herrscht das längsaufgeschlossene niederdeutsche Hallenhaus, das vielfach noch wenig zutreffend Niedersachsenhaus genannt wird; der Süden ist dagegen erfüllt mit den queraufgeschlossenen Häusern des nördlichen Harzvorlandes. Die Grenze zwischen beiden Hausformen wurde bereits um 1890 von Andree untersucht und kartographisch festgelegt ²⁾. Die Karte Andrees wurde dann zum Vorbild für Peßlers bedeutende Untersuchung über die geographische Verbreitung des „altsächsischen Bauernhauses“, die 1906 in Braunschweig erschien ³⁾. Berücksichtigt wurde der ländliche Hausbau in der Braunschweiger Volkskunde von Andree und in den Bau- und Kunstdenkmälern des Herzogtums Braunschweig ⁴⁾.

Alle eben genannten Veröffentlichungen liegen schon um mehrere Jahrzehnte zurück, und die Hausforschung hat seither beträchtliche Fortschritte erzielen können. Es ist daher angebracht, sich erneut mit den heutigen Methoden dem Bauernhaus unserer Heimat zuzuwenden. Im Hinblick auf die Bestände sind die Voraussetzungen dafür im Braunschweigischen günstiger als man zunächst anzunehmen geneigt ist. Wenn auch die Zahl der alten und aufschlußreichen Bauten in unserm Jahrhundert beträchtlich zusammengeschmolzen ist und viele ältere Häuser so stark umgebaut sind, daß sie nur noch unvollständige Einblicke in den ursprünglichen Zustand gewähren, so ist doch Pfeifers Voraussage nicht eingetroffen, nach der innerhalb „von wenigen Jahren (1886!) die letzten Repräsentanten einer altehrwürdigen Bauweise vom Erdboden verschwunden sein werden“. Vielmehr sind selbst heute noch in der Nähe Braunschweigs einige Häuser erhalten, die ins 16. Jahrhundert zurückgehen und typisch für eine höchst urwüchsige Prägung des niederdeutschen Hallenhauses sind.

¹⁾ Pfeifer, H., Die Dörfer und Bauernhäuser im Herzogthum Braunschweig. Braunschweig 1886.

²⁾ Andree, R., Die Südgrenze des sächsischen Hauses im Braunschweigischen in: Zeitschrift für Ethnologie, 1895, S. 25 ff.

³⁾ Peßler, W., Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906.

⁴⁾ Andree, R., Braunschweiger Volkskunde, Braunschweig 1896, u. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig. Wolfenbüttel 1896 ff.

Bemerkenswert ist vor allem, daß diese altertümliche Hallenhausgestalt hier in unmittelbarer Nähe des südlich von Braunschweig beginnenden Querhausgebietes auftritt. Aus diesem Gebiet drangen vom 17. Jahrhundert an eine Reihe von hausbaulichen Eigenarten und Neuerungen nach Norden in den Hallenhausbereich ein. Sie führten zur Bildung von mannigfaltigen und eigenartigen Hallenhausgestalten und hatten schließlich eine völlige Umformung des Hallenhauses zur Folge.

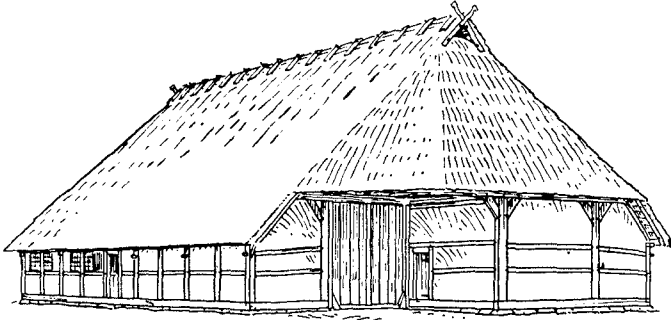


Abb. 1: Bauernhaus aus dem 16. Jahrh. in Zweidorf Nr. ass. 22

Wenn wir die Eigenarten der vielfältigen Hausformen, die uns in den nördlich von Braunschweig gelegenen Ortschaften entgegentreten, begreifen wollen, dann ist es zunächst erforderlich, sich eine klare Vorstellung von der ältesten greifbaren Hausform dieses Landstriches zu verschaffen. Dieser Aufgabe sollen die folgenden Ausführungen dienen, in denen an Hand von Zeichnungen eins dieser alten Häuser beschrieben werden soll.

Als Beispiel ist das Haus Nr. 22 in Zweidorf herangezogen, das trotz eines Umbaus den ursprünglichen Zustand noch gut erkennen läßt, der bis auf einige geringfügige Einzelheiten herausgeschält werden konnte. Das Haus umfaßt 7 Fache oder Spann, wie es in den Dorfbeschreibungen des 18. Jahrhunderts heißt. Fach oder Spann sind die Maßeinheiten des niederdeutschen Fachwerkbauers. Man versteht darunter den Raum, der von zwei Gebinden gebildet wird. Zur Bildung des 7fachigen Hauses sind 8 Gebinde erforderlich. Jedes davon besteht im wesentlichen aus zwei Ständern und einem Balken. Die einzelnen Gebinde wurden nacheinander aufgerichtet und in halber Höhe der Länge nach durch Riegel miteinander verbunden. Im Bereich des Flettes ist die Ständerfolge unterbrochen. Hier sind zur Bildung der seitlichen Luchten zwei Ständerpaare abgefangen, so daß hier an die Stelle der sonst nur schwachen Riegel kräftige Riegel eingebunden werden mußten, die die stärksten Hölzer des Gefüges sind. Da mit ihrer Hilfe die Luchten gebildet sind, sollen sie als Luchtriegel bezeichnet werden.

Erst nachdem alle Gebinde aufgestellt waren, wurden sie oben mit durchlaufenden Rähmen verbunden. Die Rähme liegen auf den Enden der ausladenden Balken und tragen auch die Sparren, die hier in beliebig dichter Folge ohne Bindung an die weitmaschige Balkenlage aufgereiht sind. Zur Winkelsicherung mußte das Gefüge mit schräglaufenden Hölzern versehen werden, die es durch die

Bildung von Dreiecken festigen und gegen Verschiebungen schützen. Die Winkelsicherung wird hier bewirkt durch kurze Kopf- und Fußbänder, die zwischen Ständern, Balken und Luchtriegel eingesetzt sind, und durch lange Streben, die an der Däle in die Ständerreihen eingebunden sind. Diese Langstreben bilden durch die Überkreuzung der Riegel jeweils zwei Dreiecke und stellen daher eine äußerst wirkungsvolle Art der Gerüstfestigung dar.

Dem tragenden Hauptgefüge sind die Kübbungen seitlich angeschlossen. Kübbungswände und Kerngefüge werden durch die Einzüge miteinander verbunden, die mit überstehenden Zapfenden durch die Ständer gesteckt sind. Die

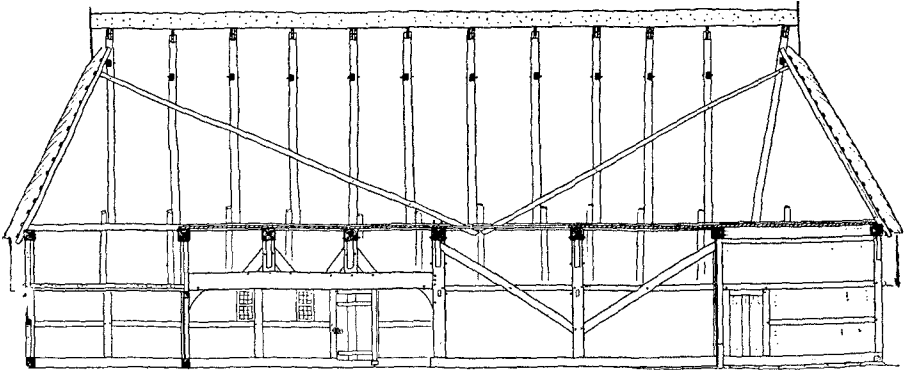


Abb. 2: Zweidorf Haus Nr. 22, Längsschnitt (Maßstab 1 : 200)

hakenförmig zugeschnittenen Zapfenden dienen zum Aufhängen von Geräten und Geschirren. Die Sicherung des Verbandes ist einem Holznagel übertragen, so daß das überstehende Zapfholz ohne Verkeilung bleiben kann. Die Dachhaut wird durch die Auflager bis auf die niedrigen Kübbungswände herabgeführt.

Besonders eigenartig wirkt der vordere Giebelanschluß. Das vordere Fach, das vor der Däle liegt, ist nur halb ausgebildet. Vor der frei bleibenden Dälenhälfte ist das Einfahrtstor angeordnet. Auf diese Weise entstand in dem von Einfahrt und vorderen Halbfach gebildeten Winkel ein zweiseitig umschlossenes Vorschauer, über dem der Walm mit gebrochener Fläche herumgeführt ist. Diese Anlage kommt heute nur noch vereinzelt vor, war aber hierzulande im 16. Jahrhundert allgemein üblich. Ihre charakteristischen Merkmale sind die seitlich verschobene Einfahrt und die schräge Walmfläche über dem Vorschauer. Sie soll hier zum Unterschied von dem in anderen Landschaften üblichen Vorschauer als *schräges Vorschauer* bezeichnet werden.

Das äußere Fachwerk ist vollkommen schlicht. In den Giebeln treten mit den Hauptständern die Kopfbänder in Erscheinung und lassen den Aufbau des Gefüges klar erkennen. Im übrigen bildet das Fachwerk ungewöhnlich weite, liegende Gefache. In die Giebel- und Querwände ist zwischen die Hauptständer nur ein Mittelständer eingesetzt. Die gebrochene Walmfläche springt über dem Vorschauer mit Balken und Rähm vor. Für das Tor sind besondere Ständer eingesetzt; der in andern niederdeutschen Landschaften weit verbreitete runde Torsturz fehlt. Die alten Tore liefen mit hölzernen Wendesäulen auf steinernen Pfannen.

Die Raumgliederung ist nur im Zusammenhang mit dem Aufbau zu verstehen. Die Kübungen des Wirtschaftsendes und das vordere Halbfach enthalten die Stallungen. Sie waren früher zur Däle hin offen, so daß das Vieh von der Däle aus gefüttert werden konnte. Auf den niedrigen Zwischenböden, Böhne genannt, brachte man Futtermittel unter. Das ungedroschene Korn wurde im Bodenraum über Däle und Flett aufgespeichert und im Laufe des Winters auf der Däle gedroschen. Das Flett stand mit der Däle in offener Verbindung, es war mit den

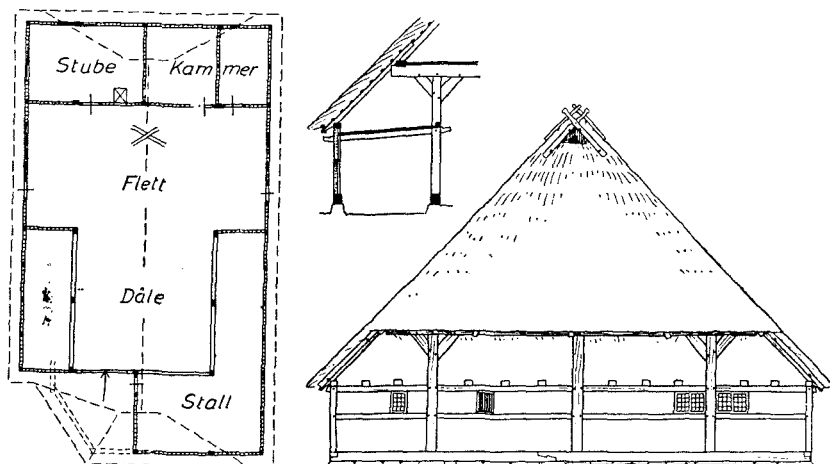


Abb. 3: Zweidorf · Haus Nr. 22, Grundriß (Maßstab 1 : 400), Wohngiebel und Schnitt durch die Kübbung (Maßstab 1 : 200)

beiden seitlichen Luchten größer als die Däle. Die alte, offene Feuerstelle ist längst einer geschlossenen Küche gewichen. Sicher brannte auch hier das Feuer früher auf einem niedrigen Herd, der mitten im Flett in der Nähe der rückwärtigen Wand lag. Das von Rauch geschwärzte Gefüge läßt erkennen, daß in älterer Zeit kein Schornstein vorhanden war. Die Räume des Kammerfaches, eine Stube und zwei Kammern, sind äußerst niedrig, ihre Deckbalken liegen auf den Riegeln des Wohngiebels und der Flettwand. So entstand im Kammerfach ein eingetiefter Bodenraum. Die nachträglichen Umbauten können außer acht gelassen werden, da es hier nur darum geht, die Bauweise des 16. Jahrhunderts kennenzulernen.

Mit diesem Hause stimmt das Haus Nr. 13 des benachbarten Dorfes Wendeburg nahezu vollkommen überein⁵⁾. Weiterhin sind derartige Häuser noch mehrfach im nördlichen Teil des benachbarten Kreises Peine und im südlichen Teil des Kreises Celle zu finden. Der älteste datierte Vertreter dieser Bauweise steht in Bröckel, Kreis Celle, und stammt aus dem Jahre 1547⁶⁾. Reste und Spuren dieser Bauart bekunden, daß sie einst im gesamten Hallenhausgebiet zwischen der Lüneburger Heide und dem nördlichen Harzvorland üblich gewesen ist. Da im

⁵⁾ Eitzen, G., Alte Hausgefüge im nordöstlichen Niedersachsen, in: Harburger Jahrbuch 1950/51, S. 171.

⁶⁾ Ders., Alte Bauernhäuser im südlichen Fürstentum Lüneburg, in: Lüneburger Blätter 4 (1953), S. 43 ff.

Gebiet zwischen Celle und Braunschweig alle älteren, etwa vor 1580 erbauten Bauernhäuser ursprünglich mit dem schrägen Vorschauer ausgestattet waren und auch sonst in Gestalt, Raumeinteilung und Aufbau übereinstimmten, müssen wir hier von einem besonderen Typ des Hallenhauses sprechen, der sich deutlich von den Hallenhäusern anderer niederdeutschen Landschaften abhebt. Allen diesen Bauten ist das weitmaschige, aus denkbar wenig Holz hergerichtete Gefüge eigen, das leicht nach Gebinden aufzurichten ist. Diese Gefüge haben seit langem die Aufmerksamkeit der Hausforschung auf sich gezogen. Zuerst hat Schlöbcke auf sie hingewiesen⁷⁾. In neuerer Zeit sind sie von Schepers und Steinbrink behandelt worden⁸⁾. Beide sehen in ihnen eine Zimmerung, die entwicklungsgeschichtlich zwischen dem sog. Ankerbalkengefüge mit durchgezapften Balken und dem Dachbalkengefüge mit dem aufgelegten Balken steht. Eine ausführliche Stellungnahme zu diesem Problem kann nur im Rahmen einer weiträumigen Betrachtungsweise erfolgen, die wir uns hier versagen müssen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die voreilige Aufstellung eines Entwicklungsschemas nicht angebracht ist. Vieles spricht dafür, daß die einfache, aber höchst sinnvolle Zimmerung unserer ältesten Häuser aus primitiven Vorläufern ohne fremde Beeinflussung entwickelt worden ist.

Die Raumeinteilung der alten Bauweise ist überall die gleiche. Auffällig sind die kurzen, oft nur zweifachigen Dälen und die geräumigen Flette. Charakteristisch ist das nüchterne Fachwerk, das keinerlei Auszierungen und Inschriften kennt. Ansätze dazu sind nur am inneren Gefüge im Bereich des Flettes festzustellen. Hier sind häufig die abstützenden Kopfbänder unter den Luchtriegeln mit Tautstäben, aufgesetzten Kehlen und Leisten profiliert, wie z. B. bei dem oben genannten Hause Nr. 13 in Wendeburg. Soweit Inschriften vorhanden sind, finden wir sie auf einem Luchtriegel im Flett. Sie beschränken sich in der Regel auf die kurze Angabe des Baujahres. Bei dem Zweidorfer Hause sind gerade diese Teile des Gefüges verbaut, so daß keine Inschrift mehr wahrzunehmen ist. Als Bauzeit kommen die Jahrzehnte von 1560—1590 in Betracht. Diese Altersbestimmung ist auf Grund vergleichender Ermittlungen getroffen. Zum Vergleich dürfen jedoch nur solche datierten Bauten und Zierformen herangezogen werden, die derselben Hauslandschaft angehören. In unserem Fall müssen wir von den datierten Bauernhäusern aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ausgehen, die noch im südlichen Teil des Kreises Celle erhalten sind⁹⁾. Weiterhin ist festzustellen, daß die nach 1600 entstandenen Häuser in den braunschweigischen Dörfern jüngere Merkmale aufweisen, und die hier geschilderte Ausgangsform daher vor 1600 üblich gewesen sein muß.

Auf die merkwürdigste Eigenart dieser Bauweise, auf das schräge Vorschauer mit dem seitlich verschobenen Tor, kann hier nicht ausführlich eingegangen werden. Es kann nur angedeutet werden, daß diese Einrichtung nur im südlichen Hallenhausgebiet üblich gewesen ist. Sie geht wahrscheinlich auf einen altertümlichen Firstsäulenbau zurück, der hier vor dem niederdeutschen Hallenhaus geherrscht hat. Doch darüber soll ebenso wie über die weitere Geschichte des Hallenhauses in künftigen Aufsätzen berichtet werden.

⁷⁾ Schlöbcke, Siedlung, in: Lüneburger Heimatbuch II, Bremen 1914.

⁸⁾ Schepers, J., Das Bauernhaus in Nordwestdeutschland, Münster (1943), S. 149 ff., und Steinbrink, E.-A., Hausgefüge im Flotwedel. Oldenburg 1941.

⁹⁾ Eitzen, a. a. O. S. 43 ff.

Das Freiengerichtsbuch des Amtes Wohldenberg

von Wilhelm Müller

Zu den hervorragendsten Quellen unserer niedersächsischen Familien- und Bevölkerungskunde auf dem Lande gehören die Amts- oder Erbreger, die in den alten Ämtern geführt wurden, in stattlicher Zahl in den Landesarchiven zu Wolfenbüttel und Hannover verwahrt werden und z. T. bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, vereinzelt auch bis in dessen Anfang, zurückreichen. Nicht eine Unterschätzung ihrer Wichtigkeit, wohl aber ihr Umfang ist wohl die Ursache, daß man bisher von ihren Veröffentlichungen Abstand genommen hat. Und doch scheint mir der Gedanke einer solchen durchaus erwägenswert — sei es nun in einer Zeitschrift landesgeschichtlichen Charakters, sei es in Organen für die Pflege der Heimatkunde oder Familienforschung. Verdienen sie doch zweifellos dieselbe Beachtung, wie etwa die Bürgerverzeichnisse unserer Städte, deren Wert ja besonders dann erhöhtes Gewicht erhält, wenn die Kirchenbücher zu versagen beginnen.

Außer jenen Erbreger sind für unsere Heimatsforschung natürlich auch alle sonstigen Quellen hochwillkommen, die entweder jene ergänzen oder doch Aufschlüsse geben, die wir aus den Erbreger nicht so ohne weiteres gewinnen. Zu solchen wertvollen Quellen zählt das Freiengerichtsbuch des großen Amtes Wohldenberg, dessen Entstehung in die Zeit fällt, als dieses Amt im ehemaligen Hildesheimer „Großen Stift“ noch braunschweigisch war (1523—1642) und bei der unmittelbaren Nachbarschaft der alten braunschweigischen Ämter Lutter am Barenberge und Seesen bevölkerungsmäßig mit diesen und dem Lande Braunschweig in engster Wechselwirkung stand. Dieses Freiengerichtsbuch ist aber auch um deswillen von erhöhtem Interesse, weil es uns den klaren Beweis liefert, daß trotz der bekannten Tatsache, daß im Verlauf des Mittelalters der größte Teil unserer bäuerlichen Bevölkerung mit dem Emporkommen des Ritterstandes und der Überhandnahme der weltlichen Macht der Kirche in Hörigkeit geraten war, sich gleichwohl in Niedersachsen — und nicht zuletzt im alten Ambergau — zähe ein Rest freier Bauern behauptet hat. Für diese Freien des Ambergau, die ursprünglich der alten sächsischen Königspfalz Dahlum (Königsdahlum) zugehörten, bestanden nachmals verschiedene Freiengerichte, deren bedeutendstes eben das des Amtes Wohldenberg war, während daneben noch ein besonderes in Rhüden bestand, wo sich freie Bauern besonders stark behauptet hatten. In diesem Freiengericht wurde im Gegensatz zu dem fremden, gelehrten und vielfach unverständlichen römischen Recht noch uraltes deutsches Recht gehegt und gepflegt und es ist erfreulich, mit welcher Kürze, Klarheit und Verständlichkeit das geschah. Da finden wir denn, wenn wir einen Blick in diese alten Freiengerichtsbücher werfen, die bis in die „westfälische“, d. h. napoleonische Zeit reichen, alle Streitigkeiten, so weit sie Freiendingsgüter betrafen, mochten sie nun persönlicher oder dinglicher Natur sein, und alle Besitzveränderungen auf gut Deutsch kurz und klar eingetragen.

Das älteste dieser Freiengerichtsbücher, die früher auf dem Wohldenberg, jetzt im Amtsgerichtsgebäude zu Bockenem aufbewahrt sind, datiert vom Jahre 1603 und trägt folgende Aufschrift: „Anno 1603 am

Dienstage post Exaudi, alss dass Freiengericht Vorm Amte Wohldenberge im Krüge gehalten Undt dass Alte Freibuch Volgeschrieben, Ist diss zum Neuen Freibuche Im Namen der Heiligen Dreifaltigkeit wiederumb In die Hand genommen, darein nun hinfüro der Verlauff Aller Freiengerichte verzeichnet werden soll. Philipp Knochenhauer".

Es zeigt die eigenhändigen klaren und kräftigen Schriftzüge des damaligen Amtmanns zum Wohldenberge Philipp Knochenhauer, der zur Freundschaft meiner Familie gehörte, da seine Tochter Lucia im gleichen Jahre als Patin eines Kindes meines Vorfahren, Pastor Dietrich Müller in Nette, erscheint. Das Grabbildnis Knochenhauers (1625) und einer anderen Tochter ist noch heute in der Kirche zu Holle vorhanden.

Das alte Freiending, das zweimal im Jahre, im Mai und im Herbst, meist abwechselnd in Bönningen, der alten Hauptmalstätte des Ambergaues, oder in Holle gehegt wurde, bestand aus dem Amtmann auf dem Wohldenberge, der aber nur eine gewisse Aufsicht und kein Stimmrecht hatte, ferner dem Amtsschreiber und dem Amtsvogte und aus dem von den Freien aus ihrer Mitte gewählten Freigräfen und zwei Beisitzern (Schöffen) sowie dem Freiengerichtsschreiber und einen Prokurator. Auch Bürger, namentlich solche von Bockenem, die Freiendingsgüter außerhalb des städtischen Weichbildes besaßen, waren des Freiendings teilhaftig. Denn auch sie waren Freie nach dem alten deutschen Rechtsspruchwort: „Stadtluft macht frei“, ja, sie genossen sogar die Stellung der Schöffenbarfreien des alten Sachsenspiegels, d. h. sie waren fähig zum Schöffenamt im echten Thing, das unter Königsbann stand.

Ich lasse nunmehr für eine Reihe der ältesten Jahre aus den Protokollen eine Anzahl von Namen folgen, die uns ein Bild derjenigen Familien wiedergeben, die im Hauptteile des Ambergaues und seiner Nachbarschaft freie Bauern waren oder ihnen rechtlich gleichstanden.

1611 werden genannt: Heinrich Bolms, Bartholomäus Knackstert, Kord Philipps und Margarete Sandfoss von Hary, Hermann Philipps Tochter von Bockenem, Valentin Jodde von Störy, Hermann Philipps von Holle, Hans Meier von Sottrum, Hans Schrader von Bültum, Jeremias Kromen, Bürger von Osterode, Hans Plötz und Andreas Sander. Freigräfe war Kord Philipps von Hary.

Im Jahre 1612 gehörten zum Freiengericht Amtmann Satler, Amtsschreiber Georg Reiche, Freigräfe Kord Philipps und als Beisitzer Heinrich Sandfoss aus Bockenem und Thilo Knackstert aus Störy. In den Protokollen werden genannt: Claus Sandfoss und Heinrich Bolms aus Nette, Matthias Knackstert aus Ilde, Andreas Schilli der Ältere aus Nette, Jordan Block und Heinrich Sandfoss' Frau ebendaher, Jost Eilers, Bürgermeister zu Bodenburg, Henny Lüders, Hermann Brinkmann und Hans Knackstert von Nienkirchen im Amte Schladen, Matthias Knackstert von Sehilde, Katharina und Ilse Knackstert ebendaher, Katharina Froböse aus Bockenem, Kord Philipps und Heinrich Schilli aus Hary, Franz Zismann von Kleinilde, Thilo Knackstert und Heinrich Karstens ebendaher, Heinrich Bolms' Witwe zu Osterode, Kord Marss, Jacob Jacobs, Henny Martens und seine Brüder Jost, Dietrich und Andreas und Hinrich Borchtorff aus Bültum, Hans Hartmanns' Frau von Holle, Hans Lüddecke, Henny Hauenschild, Eineke und Marie Froböse und Hans Bartels von Bockenem, Hans Borchtorff. Das Freiengericht wurde in diesem Jahre in Kord Hillebrechts Behausung zu Holle gehalten.

Im Jahre 1613 werden außer dem Amtmann Satler und dem Schreiber Georg Reiche der Amtsvogt Hermann Schieke und als Schöffen Heinrich Sandfoss von Bockenem und Hinrich Bolms zu Nette genannt. In den Protokollen kommt vor: Henny Luder zu Nette, Kord Philipps zu Hary, Harmann Könni (König) zu Upstedt, Hinrich Bolm, Andreas Schilli und Heinrich Hillebrandt zu Nette, Henny Haferlage, Henny Seemanns' (Seesemanns) Erben von Ortshausen, Philipp Meurer zu Störy, Hinrich und Hans Mahnkopf und Hans Knackstert zu Ilde, Hans Froböse zu Bockenem, Philipp und Heinrich Carstens aus Störy, Bürgermeister Jost Eilers zu Bodenburg, Bürger Andreas Dieckmann aus Osterode, Jacob Philipps und Borchard Bolms aus Nette, Drewes und Hermann Deneken aus Nette, Jacob Carsten aus Volkersheim, Hans, Kord, Hilleborg und Hermann Denen, ferner Hermann Dannhausen, Abt von St. Godehard zu Hildesheim, Hermann und Hans Bertram, Thile Knackstert, Hans Philipps zu Bockenem und Hans Philipps zu Bönningen, Hans Rust aus Goslar.

1614 finden wir folgende Namen: Hans Hartmann, Hermann Philipps, Hans Rudemann (Rüdemann) und Andreas Schilli zu Hary, Andreas Philipps zu Bockenem, Hans Peters aus Bockenem, Kord Bringkmann, Thile Dextien, Borchard Hagemann, Hinrich Bleckmann, Henny Almers von Broistedt, Jacob Philipps zu Störy, Hinrich Sandfoss zu Nette, Bürgermeister Jost Eilers zu Bodenburg, Jasper Carstens zu Störy, Hans Orbeck (Overbeck) von Rhüden, Thile Knackstert, Valtin Jordan, Jacob Philipps von Hary, Eike Wineken zu Hornburgk, Kord Brinkmann, Lorenz Brinkmann und Andreas Peters zu Upstedt, Hans Philipps zu Nette, Henny Brüning, Hermanns seliger Sohn, und sein Stiefvater Claus Wollersen.

1615 werden aufgeführt: Ludeke Petz von Bockenem, Hans Borchtorff zu Bönningen, Lüdeke Wineken zu Volkersheim, Katharina Froböse zu Bockenem, Matthias Knackstert, Barward Evensen, Christian Berens von Bockenem, Carl Philipps, Amtmann zu Lutter, Hermann Bolm zu Walmoden, Kord Mass zu Nette.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten, die Aufzählungen fortzusetzen. Ich begnüge mich deshalb mit einigen bemerkenswerten Notizen der Zeit bis 1670. 1636 gehörten zum Freiengericht Amtmann Georg Keitel, Amtsschreiber Burchard Schwartzkopf (später Amtmann zu Lutter und Bruder des verdienten braunschweigischen Kanzlers Dr. Johann Schwartzkopf), Obervogt Johann Hallenhorst, Freigräfe Thilo Knackstert und Beisitzer Johann Wilhelm Knochenhauer aus Holle. 1637 und 1638 wird Heinrich Philipps von Bockenem genannt, 1639 Hans Potstock von Hary, 1645 Claus Brandes und Wilhelm Wollersen aus Bockenem. Beisitzer waren 1647 ff.: Jost Roterberg und Hans Dannhausen aus Bockenem, von 1650 ab auch Hans Froböse aus Bockenem, der von 1657 ab als Riedemeister (d. h. Anführer des Bürgeraufgebots) bezeichnet wird und 1673—1683 Bürgermeister war. 1652—1657 wird Lucas Uphausen als Amtmann zum Wohldenberge bezeichnet. 1654 werden Bertram Philipps, Hans Odenhausen und Kord Tegtmeier aus Bockenem erwähnt. 1657 ist Andreas Deneken von Bültum Freigräfe und Detert Knackstert von Hary Schöffe. Im gleichen Jahre wird ein Rechtsstreit zwischen dem Kriegsrat von Knochenhauer zu Holle und Heinrich Börries von Linde verhandelt. 1649 wird Hans Wohlenbruch von Lamspringe erwähnt. 1660 waren Hermann Lindenberg und Hans Odenhausen aus Bockenem Schöffen. 1668 ist Walter Heising Amtmann zum Wohldenberge. 1670 werden Henny Weidemann und Kord Tegtmeier aus Bockenem im Freiengerichtsbuch erwähnt.

Das fürstliche Konsistorium in Helmstedt

von Wilhelm Schrader

Nach über 50jähriger Regierung, in der er ein eifriger Anhänger und Verfechter der katholischen Kirche war, starb Herzog Heinrich der Jüngere am 11. Juni 1568 in seiner Residenzstadt Wolfenbüttel. Nach ihm kam sein Sohn Julius auf den Thron, der entgegen seinem Vater der evangelischen Lehre zugehört war. Als eine der ersten Regierungshandlungen berief er eine Kommission, die eine Generalkirchenvisitation durchzuführen hatte. An der Spitze dieser Kommission, die von Oktober 1568 ab bis zum Anfang des folgenden Jahres das Land bereiste, stand der Kanzler Mynsinger von Frundeck. Er hat mit fünf Männern, zwei weltlichen und drei geistlichen, die kirchlichen Zustände in Stadt und Land geprüft, Geistliche, die sich für den evangelischen Kirchendienst eigneten, bestätigt, die anderen ihres Amtes enthoben. So entstand die braunschweigische Landeskirche, für die nun eine Kirchenordnung ausgearbeitet wurde.

Zu dieser Landeskirche gehörten 1569 genau 300 Pfarrbezirke, die in 17 Spezialinspektionen eingeteilt waren. Sie unterstanden 5 Generalinspektionen mit dem Sitz in Wolfenbüttel, Helmstedt, Bockenem, Gandersheim und Alfeld. Das Ganze wurde in dem neugegründeten fürstl. Konsistorium in Wolfenbüttel zusammengefaßt.

Das Arbeitsgebiet dieses Konsistoriums — heute heißt es Landeskirchenamt — umfaßte neben allen kirchlichen Angelegenheiten noch das Schulwesen, Armenwesen, die Klostersachen, die kirchliche Gerichtsbarkeit und die kirchliche Vermögensverwaltung. Zu den ersten Mitgliedern des Konsistoriums gehörten der Statthalter des Herzogs Julius, Melchior von Steinberg, der Kanzler des Herzogs, Dr. Joachim Mynsinger von Frundeck sowie drei weitere weltliche Herren. Die geistlichen Interessen wurden nur durch den Braunschweiger Stadt-superintendenten Martin Chemnitz und den Professor theol. Jakob Andreä, den der Herzog aus Tübingen geholt hatte, vertreten. Damals herrschte ein so empfindlicher Mangel an evangelischen Geistlichen, daß man zunächst nicht die 17 Superintendenten und schon gar nicht die 5 Generalsuperintendenten einsetzen konnte.

Zwar hatte der Herzog gegen Ende des Jahres 1570 in Gandersheim ein aus 5 Klassen bestehendes Pädagogium gegründet, um Geistliche heranzubilden, aber schon sehr bald stellte es sich heraus, daß diese Anstalt aus Mangel an bedeutenden Lehrkräften keine genügende Ausbildung vermitteln konnte. Weil nun die meisten Theologie-Studenten des Landes an fremde Universitäten gingen, beschloß Herzog Julius, das Pädagogium nach Helmstedt zu verlegen und zu einer Hochschule zu erweitern. Diese Academia Julia wurde am 15. Oktober 1576 eingeweiht.

Es gelang, wirklich tüchtige Lehrkräfte nach Helmstedt zu berufen. Bei der Aufhebung im Jahre 1810 zählte das Verzeichnis der Professoren der Theologischen Fakultät 60 Namen auf, die hier zwischen 1576 und 1810 Vorlesungen hielten.

Zu den Mitgliedern des Konsistoriums in Wolfenbüttel gehörte seit 1574 der Wolfenbütteler Generalsuperintendent Basilius Sattler, und dieser wurde im

Oktober 1576 als Professor theol. nach Helmstedt berufen. Hier war er gleichzeitig als Pastor und Generalsuperintendent angestellt. Sattler verzog nach hier, und trat aus dem Konsistorium aus. Da inzwischen auch das führende weltliche Mitglied des Konsistoriums, der Kanzler Mynsinger von Frundeck, alle seine Ämter aufgegeben und sich auf seinen „Burghof“ in Helmstedt (heute Edelhöfe 2) zurückgezogen hatte, war eine gewisse Unruhe, eine Unstetigkeit, im Personalbestand des Konsistoriums eingetreten.

Herzog Julius' Erwägung, das Konsistorium ganz von Wolfenbüttel wegzunehmen und nach Helmstedt zu verlegen, war nicht unlogisch. Hier hatte er die Möglichkeit, Professoren der theologischen und der juristischen Fakultät zu geistlichen bzw. weltlichen Mitgliedern des Konsistoriums zu ernennen. Dazu kam, daß die Theologie-Studenten die erste theologische Prüfung bei ihrer Fakultät, wie es auch heute noch üblich ist, ablegten, die zweite Prüfung jetzt ebenfalls bei diesen Männern, die nun als Konsistoriumsmitglieder prüften, ablegen konnten.

Noch einige andere Gründe, die aber hier nicht zu erörtert werden brauchen, bewogen den Herzog dann, das Konsistorium im Jahre 1579 nach Helmstedt zu verlegen. Hier wurde ein neues Kollegium gebildet. Den Vorsitz übernahm wieder Dr. J. Mynsinger von Frundeck, der auch das Amt des Vizekanzlers an der Universität innehatte und daneben noch juristische Vorlesungen hielt.

Zu den geistlichen Mitgliedern des Konsistoriums gehörten die Professoren Basilius Sattler, Daniel Hoffmann, Tilemann Heßhusen und schließlich der erste evangelische Abt von Mariental, Kaspar Schosgen. Unter den weltlichen Mitgliedern ist erwähnenswert Professor Dr. jur. Johannes Jagemann, der später Kanzler des Herzogs Heinrich Julius wurde. Seine Sitzungen hielt das Konsistorium in der „Consistoriumsstube“ im rechten Seitengebäude des Juleums. Der Rat der Stadt Helmstedt war natürlich froh, eine so bedeutsame Behörde in seinen Mauern zu haben. Aber lange sollte dieses Glück nicht dauern.

1586 ernannte Herzog Julius den Prof. theol. Basilius Sattler zum fürstlichen Hofprediger und berief ihn nach Wolfenbüttel zurück. Prof. jur. Jagemann wurde zum Vizekanzler ernannt und verzog ebenfalls nach Wolfenbüttel. Heßhusen und Mynsinger von Frundeck starben 1588. Damit hatte das Konsistorium in Helmstedt seine hervorragenden Mitglieder verloren. Und als nun noch das Herzogtum Calenberg mit Göttingen und einem Teil der Grafschaft Hoya an Wolfenbüttel gefallen war, wurde 1588 die Wolfenbüttelsche Kirchenordnung in den neuen Gebietsteilen eingeführt. Das für dieses ganze Land zuständige Konsistorium befand sich an der äußersten Ostgrenze in Helmstedt, war also bei den damaligen Verkehrsverhältnissen eine schwer und umständlich zu erreichende Behörde.

Herzog Julius starb in Wolfenbüttel am 3. Mai 1589. Zu seinen letzten Regierungshandlungen gehörte die Zurückverlegung des fürstlichen Konsistoriums nach Wolfenbüttel. Nur zehn Jahre währte sein Verweilen in Helmstedt. — Sein Sohn Heinrich Julius ließ dafür das schmuckreiche Aula- und Kolleggebäude, das „Juleum“, durch seinen Baumeister Paul Francke erbauen. Rund 200 Jahre später, 1755 und wieder 1790, dachte man daran, auch die Universität nach Wolfenbüttel zu verlegen, weil die Anzahl der Studenten in Helmstedt zu klein geworden war. 1810 machte aber fremde Herrschaft auch hier ein Ende, und Helmstedt zehrt heute nur noch von Erinnerungen.

„Amerika“ und „Makrieke“

Zwei entstellte Flurnamen

Von Otto Hahne

Unsere Flurnamen sind aufschlußreiche Urkunden der Siedlungsgeschichte, die leider nicht durch eine Jahreszahl in den geschichtlichen Verlauf eingeordnet werden können, die dafür aber den großen Vorzug haben, an einem genau bestimmten Punkte in der Örtlichkeit festzuliegen. Wenige Namen aber sind erst in der neueren Zeit hinzugekommen, wie etwa „Neue Canal“, die im 18. Jahrhundert künstlich von der Aue bei Groß-Gleidingen über Broitzem zur Oker geschaffene Wasserverbindung oder „die Schimmelecke“ bei der Ampleber Kirche, wo der Pastor von Gardessen um 1660 sein Pferd an den Pfosten der Einfriedigung anzubinden pflegte, wenn er in seiner Filialgemeinde predigen wollte. Die Fluß- und Bergnamen sind vielfach sehr alt und reichen weit in die Frühzeit zurück. Die meisten Flurnamen aber sind in fast gleicher Form bereits im Mittelalter gebräuchlich gewesen. Am unangenehmsten ist es, wenn die Zeichner der Flurkarten oder die Verfasser der Dorfbeschreibungen im 18. Jahrhundert das Bestreben hatten, die niederdeutschen Flurnamen in das Hochdeutsche zu übertragen. Da einige die niederdeutsche Sprache nicht beherrschten, sind teilweise komische Ergebnisse dabei herausgekommen.

Eine Sonderstellung nehmen die Flurnamen ein, bei denen die Volkseutung eingesetzt hat. Ohne etymologische Bedenken werden die altertümlichen und unverstanden gewordenen Bezeichnungen mehr oder minder gewaltsam auf gemeinverständliche Weise erklärt, z. B. die mundartliche Form „Vallste“ für Vallstedt — „fallst de?“ Denn als zwei Brüder über die Felder wanderten und den Namen berieten, den sie dem Orte geben wollten, stolperte der eine und da sagte der andere: „Fallst de?“ — Zu derartigen Flurnamen gehört auch „In Amerika“ (Bleckenstedt). Wer heute in Bleckenstedt über die Bedeutung des Flurnamens nachdenkt, aber auch der Verfasser der Dorfbeschreibung (1755) wird sicherlich schon der Ansicht gewesen sein, der Name sei dieser im äußersten Südwestwinkel der Feldflur gelegenen, langgestreckten Wanne nur deshalb gegeben, weil sie so weit vom Dorfe entfernt war, wie Amerika von Deutschland. Es ist aber zweifellos, daß nach solchen Gesichtspunkten nicht von den Bauern die Namen gegeben werden, die dann die einzelnen Ackerstücke behalten sollten. „In Amerika“ fließt ein kleiner Bach zur „Brunen Riehe“, die nach ihrem dunklen moorigen Wasser benannt ist. In geringer Entfernung zieht ein alter „Dietweg“ (Volksweg) von Hallendorf nach Broistedt zu. Das Wichtigste jedoch ist, daß die direkt benachbarte Wanne der Hallendorfer Flur „Vor den Worthen = Wohnstellen“ heißt. Wenn man alle diese Umstände erwägt, so drängt sich unabweisbar der Gedanke auf, daß der Name eines früh wüst gewordenen Siedlungsplatzes in dem rätselhaften Worte stecken werde. Das Grundwort ist niederdeutsch und westfälisch rike, recke = Weg, langgestreckter Streifen, lebendige Hecke im Felde. Zusammengesetzte Bildungen sind: Einrüki pagus (Gau) zwischen Taunus und Lahn; Einricke 1163, Ennericke (Kreis Zell am Rhein); Lericke 1167 (leri = Weide für Vieh) Lericke, Kreis Hannover; Malderike 997, Meldrika 1139 = Maurik, Provinz Gelderland; Caleriki 850 = Kalze bei Hofgeismar; Ambrichi 9. Jahrh.; Emerike 1316 Emerke wüst bei Borgentreich; Amriki 9. Jahrh. wüst

bei Pömben. Das für die Namensbildung hier gebrauchte Vorwort ist *ambra* — gemeingermanisch = Wasser, vergleiche *Ammer* bei Pyrmont, *Emmerkuhlen* im Elm, *Emmerke* bei Hildesheim und *Ammer* in Südbayern, *Ambergau* bei Seesen. — Aus *Ammerike* = Längsstreifen am Wasser ist also in Bleckenstedt durch Volksdeutung „*Amerika*“ geworden. Ein urkundlicher Nachweis der Wüstung ist noch nicht erbracht und eine besondere Feldmark läßt sich für den Ort nur vermutungsweise erschließen, da die dortigen Besitzverhältnisse keine klare Zuweisung ermöglichen.

Nach dieser Darlegung wird verständlich werden, wie „*Makrieke*“ zu erklären ist. H. Lühmann (Was kann und muß geschehen zur Erhaltung der alten Flurnamen. 1910, S. 15) sagt: „Eine drollige, in die Form eines Befehls gekleidete Benennung, die außerdem erkennen läßt, wie unsere alten niedersächsischen Bauern in ihrem starken Naturleben selbst den leblosen, aber ihnen ans Herz gewachsenen Boden vermenschlichten, ist das „*Makrieke*“ bei Gilzum, ein hübscher Gegensatz zu den mehrfachen *Hungerbergen*, *Hungerkampen*, *Hungermorgen*, wie die *Himmelreiche* zu den *Höllen* und *Teufelsküchen*.“ Bedenklich an dieser Erklärung ist erstens die Befehlsform, die für Ackerstücke sonst nicht nachzuweisen ist. Zweitens ist sowohl in Gilzum wie in Broitzem der dortige Boden keineswegs tiefgründiger Lehm Boden, sondern mit Kiesel und Sand durchsetzt und liegt in unmittelbarer Nähe von Ängern, die mit nach alten Begriffen minderwertigem Boden sich begnügen mußten. Der Name „*Mache reich*“ paßt also örtlich nicht. In dem zweiten Teile des Namens wird, wie in „*Amerika*“, jenes alte Grundwort „*rike*“ stecken. Das Bestimmungswort ist „*mark*“, dessen *r* bei der niederdeutschen gutturalen Art dieses Konsonanten verklingt und leicht verschluckt werden kann. „*Mark*“ bedeutet Grenze, dann der von bestimmten Linien umschlossene Bezirk, altsächsisch: *Marca*, vgl. *Mark Denkte*, *Mark Gandersheim*, *Holzmarken* im Harze, *Ostmark*, *Nordmark*. „*Makrieke*“ ist demnach = waldiger Streifen an der Grenze. Das stimmt aber genau zur Lage des „*Makrieke* (Broitzem)“ zwischen Lehnanger und Rüniger Felde als auch in Gilzum an der Hachumer Grenze. So ergibt sich für „*Amerika*“ und „*Makrieke*“ eine einfache und örtlich zutreffende Erklärung des Namens, die dem Lautstande keine Vergewaltigung zufügt und beide Namen als alte Urkunden in die Siedlungsgeschichte einordnet.

Gab es Wildpferde im magdeburgischen Holzlande?

Von Albert Hansen

Das Eisenerzbergwerk „*West*“ schickt sich an, das Eisensandsteinlager unter dem Walde auszuheben, der sich im Südosten von Sommerschenburg am Westhange des oberen Allertales erstreckt. In diesem Laubwalde heißt ein Forstort der „*Schälken*“. Ein Quellwasserhorizont speist hier im Schälkental den „*Schälkenborn*“. Der ganze Wald auf diesem südlichen Teile des Laubwaldhöhenzuges ist jetzt nur noch höchstens 600—700 Morgen groß, aber vor 150 Jahren waren es noch über 4600 Waldmorgen. Manche Forstbleeke eigneten sich als Hudewald und Mastwald. Die alten Eichen standen sehr weit auseinander. Man nannte das die „*raumen Eichen*“. Dort weideten die Rindvieh- und Schweine-

herden, aber auch das Wildpferd, das leichte „Waldpferd“ mit seiner mausgrauen Decke, seinem Aalstrich auf dem Rücken und seiner Zebrastrreifung an der Innenseite der Unterarme der Vorderbeine scheint sich dort noch lange gehalten zu haben. Der Waldname „Schälken“ weist darauf hin.

Eine solche Bezeichnung ist unter den Geländebezeichnungen Ostfalens ganz selten. Im Oberharz trifft man zwischen Goslar und Zellerfeld noch auf einen Bach und einen Berg namens „Schalke“. Dem niederdeutschen Worte Schälk entspricht der „grimme Schelch“, des in Oberdeutschland aufgezeichneten Nibelungenliedes. Der Schelch ist der Wildhengst. Noch heute nennen wir die Tätigkeit des Deckhengstes danach „beschälen“, ihn selbst allerdings nicht mehr Schelch, sondern „Beschäler“.

Noch einen weiteren Hinweis auf Wildpferde finde ich in der Nähe des Schälken: Auf dem Südwestabhange der Sommerschenburg, jetzt zur Sommersdorfer Feldmark gehörig, gibt es eine Ortslagebezeichnung namens „der G i t t e l“. Er hieß früher einmal Gitloh und war daher wohl das Gehölz, in dem sich die Jungpferde gern aufhielten. Noch im domestizierten Zustande wurden die Zuchtstuten der benachbarten Grundherrschaft Bartensleben — wie auch anderswo — die „Wilden“ genannt.

In einer alten magdeburgischen Topographie werden zwei Dörfer in der Nachbarschaft von Sommerschenburg, Wormsdorf und Ummendorf, namentlich erwähnt, weil sie als einzige des magdeburgischen Holzlandes dafür bekannt waren, daß in ihnen Pferdezucht betrieben wurde. Viele Funde von Knochen des leichteren europäischen Schlages im Raume um das obere Allertal scheinen das zu bestätigen. Wormsdorf und Ummendorf haben in der Landschaft das größte Wiesenareal, da sie Anteil haben an der Allerhorst-Niederung und an der des Selschen Bruches.

Dat Slöttelwäif

Eine Sage aus Gandersheim, nacherzählt von Gustav Dingemann,
in Gandersheimer Mundart übertragen von Albert Fuhrmann.

As in Ganderßen de Räkksförstliche Abtai noch lau recht up'r Höchte was, lewe in'r Abtai ne Bäisliuterinne, dai nich up Goddes Woort hören dee. Sai bäidraif alderlai dügenilche Straiche un rett seck under de Nägel, wat se ichtens kräigen konne. As se niu estornen was, fund se for ör gottlaus Leven kaine Rau in'n Grawe, spoiike bäi Nachte rümme un verführe alle Minschen, dai ör in de Moite kaimen. Up et meerste draif dat Slöttelwäif läin Spielmarkes in dän smallen Gange an'r Abtai. Da hucke se jeden, dai da et Nachts vorbäi kamm, up'n Puckel un träijakele öne ganz dulle. As niu düsse Querellen bäi lüttjen overhand naimen, moßte en Pater dat Spoiikedinges bannen. Et diure auk gar nich lange, lau harre düsse dän Slöttelwäiwie lau tauessett, dat öt dän Pater hebenhauch bidden dee, hai möchte öt doch nich ganz un gar verdräiwen, un hai möchte öt doch blauß in läiner froieren Kamer hiufen laten, öt wolle auk kainen Minschen meer tau nae komen. All läin Barmen nuße aver niks, de Pater lait seck up niks in un banne se in't Malerholt, en ganz Enne von der Stadt wech. Da stund in'r Senkunge twischen dän

grauten un dän lüttjen Maierholte ne bannich hauge hollige Boike. Ore dicken Wörteln laigen tau'n Daile boben up'r Ere, un datwischen kamm en klar Born erlut. Dichte dabäi was de Ingang tau säiner Wonunge. Under düßer Boike moßte se hieslen. Kamm se in d'r stillen Nacht erlut, sau was dat Klappern von säinen Slöttelbunne wäithen tau hören, un wenn et rägene, blieben säine Fauttappen dröge, sau dat ain jümmer saien konne, wo dat Slöttelwäif door egaen was. Kamm 'ne en Minsche in de Moite, un hailt 'ne en Stock hen von'n ganz apartigen Holte, dai von'r bestimmten Lengde un Bräde säin moßte, sau lait et dän Minschen mit Freen, un hai höre blaut saun Gebrummelse »Erlöse meck, erlöse meck!«. Et woort auk vertellt, dat et öfters mit'n lüttjen Wagen, dän vair Gößeln etrecht härren, erümme=foiert wörre. Af un tau härre öt auk tau Päre, mit Hunnen hinder seck, in'n Maier=holte jaget. Auk wollen Kinder öfters bäin Arbierenplücken esaien hebben, dat öt säine Welsche up de Büsche henget härre. – Dat is niu al lange här, un nadeß hett nemmes dat Slöttelwäif wedder tau sainen ekregen. öt werd woll auk de ewige Raue funnen hebben.

De Dräderne

En Stippsteereken out Harzeborch von O t t o R o h k a m m

De »Frou Madam Aal« word se noimet. Dai was ne räike Froue in der Näistadt. Se harre ne hiebsche Villa up der näien Riee un en gruoten herrschaplijen Park mit wunderschene Blaumen un Beme. Uok ne gruote Waterfrintje un en Kulk mit Gold=fische was er inne.

In dissen Parke nou un in dai Wäilschen un Waiden, dai da derhinder laijen, hailt de Aalsche seck en ganz Schort Effels, manchfaken en Sticker twintich, umme de Melk derfon te trecken for de Krabbens, wäendessen dat se maine, von Effels=melk wörren de Minschen bäisunders klauk un jesund. Un dat mott en sejen, se harre en ansläjernen Kopp, de Frou Madame, un was uok ne goue Froue. Se harre allebot wat ober for de litjen Luie un en warm Harte in der Bost.

Nou harre se uok alleunderlaat wecke nedich, dai mosten for se kramen up ehren gruoten Grundsticke, sintemalen in saunen Parke un Owetgaren immer ne Masse Arbeit anstait an graben un plenten un hailemaken fon dai feelen Fer=stellungen, dai nedich werren, umme de Effels afteholen un te bennijen, wäendessen dat dit mannichmal ganze Gruile sind un sterrißch wäi de Saebecke; dai slaet un bäitet un gaet ober Heijen un Tuine. Bluots bäi de Madam, do werren se artich un lämmekenfromm, dai fraiten se out der Hand, un wenn se ne Afholunge harre un seck mal nich saihen lait, dennsau bölken ehre Lieblinge en ganzen Dach un raipen se: »i – a! i – a!«, dat de Nabers alleben de Näse full harren fon dissen Effelspitakel.

Uok inspannen dee se de Effels. Et was dunnemals en lustich bunt Bild, wenn de Madam, mit saune Art Kreweläine ober un dober mit Spiken bäisettet un en bunten Sunnenscherm ober seck mid en paar Krabbens umme seck rummer, in ehren litjen Kutschwaen satt un de drai Effels, dai forespennt werren, klappern ober de Strate dorch de ganze Näistadt.

Mach et nou säin wäi et will, jeddenfalls harre de Madam ainet schenen Dages en uolen Mann up en Howwe, dai moßte for se Holt hacken. Eck kann er meck nich

for verbörjen, aber et fall de uole »Dräderne« west läin. – Dai hait »de Dräderne«, wäendessen dat se ne mal efra'et harren, wat hai da for en schenen Dachstock härre, do harre hai elecht: »Dissen Handstock? däne hebb'eck meck silbest emaket, et is en drädernen«, un hai maine damidde, dat dai out Draat emaket wärre. – Do harre hai gläik läinen Ternaitsnamen wech for läin ganßet Lieben, un uok läine Nakomen haiten wedder »de Drädernen«. Dat is nou mal lau under der Harzeborch in'n Harze. –

Nou, jeddenfalls hat meck mäin Fader fortellt, dat et de Dräderne west is, dai bäi läinen Holthacken dat Mallör harre, dat ne lau'n dicken Kloß Boikenschaitholt fon'n Bäile aßsprunk. Hai harre et Bäil ummedraihet, umme en Bäilenacken up en Hackekloß te waisen, desterwäjen dat wer up disse Art de dickesten Kletze kaputt-kricht. Wat is te dauen? De Kloß sprunk ne af, un de Uole treche seck mit der scharpen Säite fon'n Bäile en Schaitel uober'n Dessel un hacke seck in en Kopp, dat et Blaut man lau strintfchen dee. Hai moßte woll grade ne grettere Ädere packet hebbben.

De Madam Aal kamm in dissen Omente gra'e taufällig out der Hinderdier up en Hoff eßlunschet un sach nou, wäi de uole Holthacker seck mid en Hännen en Kopp hait, umme dat Blaut te stillen, un wail se nou sach, dat ne de ruoe Broihe man lau ober et Jesichte flot un ober de Hänne, do jammere se: »Och – tu – je! Herr Jeeminee! o Dou gruoter Gott un Fader! mäin lauwe Herr Wäterlink, wat hett Se nou emaket?! Och lau'n Älenne, lau'n Ungliche! dat feele Blaut! – un dai arme Kopp! dai arme Kopp!«!

»Och!« maine dai, »dai Kopp, Frou Madam, dat is nich lau flimm! dai Kopp, dai werd wedder haile, aber – – mäine schene näie Miße!«

Der Bann-Pooch

Eine Sage aus Bettingerode, nacherzählt von Karl Steckhan +

In Bettingerode, wo man schon am 2. Weihnachtstage merkt, daß die Tage länger werden, lebte vor mehr als hundert Jahren der Bauer Pooch, sein Hof ist heute noch zu sehen. Pooch konnte mehr als Brot essen, der konnte bannen. Wie andere seiner Dorfgenossen fuhr er Holz und Fracht. Er hat es nicht gelitten, daß morgens andere Fuhrleute vor ihm aus dem Dorf fuhren; wer es doch tat, wurde im Hangebeeke zwischen Bettingerode und Westerode festgebannt.

Auch Diebe konnte Pooch bannen. Einen Spitzbuben, der ihm in der Nacht zum Sonntag Braunkohl gestohlen, hat er auf dem Gartenzaun festgebannt und sitzen lassen, bis es zur Kirche geläutet hat. Alle Kirchgänger haben den Spitzbuben sitzen sehen. Dann hat Pooch dem Spitzbuben für die ausgestandene Angst noch ein Stück Speck zum Kohl geschenkt.

Auch in die Zukunft konnte Pooch sehen. Seinem Freund Stockelbusch aus Abbenrode, der ihn eines Sonntags beluchte, hat er geraten, über Nacht bei ihm zu bleiben, da er sonst durch tiefes Wasser müsse. Der ungläubige Stockelbusch ist aber doch losgegangen und in der Weiste bis an den Hals in einem tiefen Hohlwege ins Wasser gefallen. Quatschnaß ist er zu Pooch zurückgekommen, der ihm was ausgelacht hat. Seine Zauberbücher, es soll ein ganzer Erzwagen voll gewesen sein, hat Pooch vor seinem Tode in der Buschkuhle verbrannt.

Ewald Banse

Zum Tode des großen Braunschweiger Geographen

Von ERNST BODE

Der Name Banse ist seit Jahrzehnten in hohem Maße mit dem Fortschritt geographischer Erkenntnis verknüpft. Ewald Banse ist der mutige Vorkämpfer einer neuen Geographie, ein kraftvoller, schaffensfreudiger Führer der deutschen Geographenwelt. In Banse ist der Geographie ein origineller Denker, ein schöpferischer Gestalter und kühner Reformers erstanden. Er hat die Entwicklung der Wissenschaft in wahrhaft leidenschaftlichem Taten- und Erkenntnisdrange durch gründliche Forschungen und eine große Reihe vorzüglicher Darstellungen wesentlich gefördert.

Die von ihm mit wuchtigem Eifer eingeleitete Bewegung hat sich anfänglich nur schwer durchsetzen können. In Fachkreisen umstritt man seine Anschauungen. Aber Banse arbeitete unentwegt weiter im Hochgefühl bezwingender Schaffenskraft. Er ließ seinen Theorien wesentliche Taten folgen. Ein großer Wurf nach dem anderen gelang ihm, von der klassischen Darstellung der Türkei, dem wunderbaren „Buche vom Morgenlande“ und dem Lexikon der Geographie bis zur Neuen Illustrierten Länderkunde und der reifen Darstellungskunst des Niedersachsenbuches. Ein bleibendes Verdienst liegt unbestreitbar auch schon darin, daß er die Entwicklung der Geographie mit ungemein scharfem Blick und nach den höchsten Gesichtspunkten der Wissenschaft und der Kunst beurteilt hat.

Ewald Banse wurde im Jahre 1883 in Braunschweig geboren. Schon während seiner Schülerzeit im Wilhelm-Gymnasium war die Geographie sein Lieblingsfach, sein Arbeitsfeld, seine — Leidenschaft. Banse folgte seinem innersten Drange und studierte von 1902 bis 1906 Geographie und Geologie in Berlin bei Richthofen, in Halle bei Kirchhoff und Ule. Was seinem eifrigen Streben von Anfang an den begeisterten Schwung verlieh, das war seine Sehnsucht, Entdeckungsreisender zu werden. Ihm galt damals die wissenschaftliche Theorie so viel, weil er sie in die Praxis der Forschung umzusetzen gedachte. Er begann mit fieberhafter Eile die Vorbereitungen zu seiner ersten Afrikareise und — tauchte im Frühjahr 1906 in Tripolis auf, wo er sich während voller 13 Monate in die Welt des Orients einlebte. In den folgenden Jahren unternahm er noch mehrere Reisen, die ihn durch Tunesien, Algerien und Marokko nach Ägypten und über Damaskus nach Mesopotamien bis nach Bagdad und Babylon führten.

Mit diesen Reisen, deren äußere und innere Erlebnisse Banse in zahlreichen Aufsätzen, Berichten und Büchern schildert, schließt nun die Lebensspanne abenteuerlicher Pläne, der erkenntnisthungrigen Drang in die Weite und das Unbekannte. Immer mehr ging in ihm eine seelische Wandlung vor sich.

Wie das Buch „Wüsten, Palmen und Basare“ zeigt, suchte Banse nun viel mehr als früher in die Wesenheit eines Erdraumes, in die Seele eines Volkes und seiner Kultur einzudringen. Bei seinen Schilderungen kam es ihm nun weniger an auf Erforschen und Wissen als auf gefühlvolles Schauen und gemütvolltes Erleben.

Auf Grund dieser inneren Entwicklung gelang dann Banse recht bald — 1915 — der große geniale Wurf: sein Buch „Die Türkei“. Es ist die erste ausführliche

Darstellung der türkischen Landgebiete. Das Werk befriedigt mit reicher Schilderungskunst die höchsten Ansprüche der Wissenschaft und bietet zugleich seelische Genüsse. Hier ist Banse schon der Gelehrte mit der feinfühligsten Schaukraft des Dichters.

In seinen schriftstellerischen Arbeiten vereinigte Banse in immer größerem Ausmaße die Sachkenntnis des Gelehrten mit der künstlerischen Gestaltungskraft des Dichters. Es war und wurde immer mehr seine Überzeugung, daß geographische Erkenntnis im höchsten Sinne über jede wissenschaftliche Grundlage hinaus bildhaftes Schauen, seelisches Erleben, schöpferisches Gestalten sei.



Ewald Banse

(Foto Clauß)

In diesem Sinne arbeitete Banse unermüdlich in einer Reihe von Abhandlungen an der Entwicklung seiner Gedanken. Nach seiner Überzeugung, die in ihm immer mehr lebendig wurde, hat die Geographie vor allem die Aufgabe, das lebensvolle Bild eines Erdraumes zu gewinnen und zu vermitteln. Darum ist die Geographie nicht nur Wissenschaft, sondern auch Kunst, zusammenschauende, gestaltende Kraft, nicht nur Beschreibung, Untersuchung und Erklärung, sondern auch auf der höchsten Stufe ihrer Entwicklung seelische Formung.

Die Wissenschaft allein — so betonte Banse immer wieder — zergliedert, die Kunst überschaut. Die geographische Forschung und Wissenschaft bemüht sich, in einem Erdraum die einzelnen ursächlichen Zusammenhänge zu ergründen. Über diese analytische Arbeit hinaus muß eine höhere Stufe der Geographie die Zusammenschau einer Landschaft und ihre bildhafte Gestaltung erreichen. Sie kommt nicht aus mit den Arbeitsmitteln der Wissenschaft, es muß die Kunst der seelischen Formung hinzukommen. In Abhandlungen und Aufsätzen betonte nun Banse immer wieder, daß die „Neue Geographie“ ihre Aufgabe nur lösen könne, wenn sie zur synthetischen Betrachtung emporsteige, wenn sie über die

erste beschreibende und über die zweite wissenschaftlich messende, zählende, zergliedernd erklärende Entwicklungsstufe hinaus zur dritten Stufe, zur künstlerischen Geographie, fortgebildet werde, die den lebendigen Atem, die Wesenszüge eines Erdraumes fühlt.

Banse weist darauf hin, daß in der alten wissenschaftlichen Darstellung, die die Wechselbeziehungen begründen und erklären will, rein schematisch zwei Kausalreihen: Natur und Mensch zusammenhanglos nebeneinander stehen, wodurch jede geographische Darstellung in einen naturwissenschaftlichen und einen kulturwissenschaftlichen Stoffkreis auseinandergerissen wird. Diese verhängnisvolle Zäsur will die neue Geographie überbrücken.

Unter „Natur“ versteht man in der „alten Geographie“ nur die rein stoffliche Zusammenfassung der Erscheinungen des Bodens, der Luft, des Wassers, der Pflanzen- und Tierwelt. Unter dem Begriff Menschentum oder Bevölkerung behandelte die Geographie zahlenmäßig nur die stoffliche Zusammenstellung der Volksmassen, der Staaten und Wirtschaftsformen.

In der Neuen Geographie soll aber die Natur in seelisch vertiefter Betrachtung zur Landschaft, die Bevölkerung in ihrer Eigenart und mit ihrer Leistung zum Volkstum werden. Landschaft und Volkstum dürfen aber nicht als zwei Kausalreihen nebeneinanderstehen.

Unter Landschaft versteht Banse nämlich die wechselseitige einheitliche Verflechtung aller sichtbaren und unsichtbaren Erscheinungen eines Erdraumes und das unlösbare Ineinander von Natur und Volkstum. Das Volkstum ist eine raum- und klimagebundene Größe im Blickpunkt der neuen Geographie. Die Formung der menschlichen Seele und Kultur ist landschaftlich bedingt. Die Landschaft formt den Menschen, der in seiner körperlichen und seelischen Betätigung als Auswirkung landschaftlicher Gegebenheiten zu verstehen ist.

Die neue Geographie will zeigen, wie das Volkstum in Sinn und Seele, im Wollen und Können die Wirkung der Landschaft trägt, wie man andererseits ja auch aus der Betätigung und dem Seelenleben der bodenständigen Menschen die Spiegelung der landschaftlichen Eigenart herausfühlen kann und muß.

In der Landschaft liegt ein Letztes, nicht Greifbares, nicht Meßbares, aber unendlich Wirksames, Zwingendes, das allem, auch dem Volkstum, ein bestimmtes Gepräge gibt. Banse nennt es mit einem kühnen, bildlich vergleichenden Ausdruck die „Seele der Landschaft“.

Die Seele der Landschaft offenbart sich in der besonderen Linienführung der Landformen, in ihrer Bewachsung, in dem Sein, Tun und Treiben der Tiere wie auch in den Geräuschen und Düften, in dem Ausmaß von Licht und Schatten, von Form und Farbe, aber auch in dem Leben und Seelenzustande der Menschen.

Wenn so einerseits ein Volkstum der menschliche Ausdruck der Landschaft ist, so müssen wir andererseits wiederum die Landschaft als den Ausdruck der Seele ansehen. Die Landschaft als solche kann ja auch nur seelisch wahrgenommen werden. Erst der Mensch hat das, was wir Landschaft nennen, in einem seelisch-geistigen Prozeß geschaffen. Den lebendigen Atem der Landschaftsseele kann man darum nicht restlos mit wissenschaftlichen Methoden erfassen. Wer einen Erdraum aus Einzelheiten heraus vor den Leser oder Hörer erstehen lassen will, der kommt nicht aus mit wissenschaftlicher Systematik, mit Aufzählungen und Beschrei-

bungen, dem muß auch die Kunst des Schilderns, die „Magie“ des Wortes, die gestaltende „seherische“ Kraft eines Künstlers zu Gebote stehen.

Aus dieser Grundeinstellung Baneses zur geographischen Darstellung ergeben sich methodische Ansichten, die zwar in ihrer scharfen Art zuerst von den zünftigen Geographen abgelehnt wurden, die aber die Geister in dem Maße aufgerüttelt haben, daß eine neue Länderkunde entstanden ist. Banse zeigt, wie die Geographie aus der Betonung des Gedankens der Kausalität, aus dem Geist des Zählens, Messens, Nennens hinübergeführt werden kann zu einer neuen Ansicht, die uns in dem Erdbild vor allem Lebendiges, Seelenvolles, Organisches sehen lehrt.

Wie kaum ein anderer Geograph unserer Zeit möchte Banse unsere Geographie bewahren vor einer Überschätzung des Stofflichen und Begrifflichen und über eine tiefeschürfende Forschung hinaus eine neue, seelisch gestaltende Darstellung entwickeln.

Sein kategorischer Imperativ heißt: Los von aller öden Stofflichkeit! Suche überall das Wesentliche und Eigenartige! Gestalte alles, was in der Geographie mit Namen, Maß und Zahl auftritt, soviel wie möglich zu bildhafter Schau!

Der größte Teil von Baneses Lebensarbeit war dem Ringen nach Klarheit über diese grundlegenden Fragen einer seelisch „Gestaltenden Geographie“ gewidmet. In einer großen Reihe von wissenschaftlichen Abhandlungen — „Die Geographie und ihre Probleme“, „Die Seele der Geographie“, „Landschaft und Seele“, „Geographische Landschaftskunde“, „Vom Sinn geographischer Gestaltung“, „Expressionismus und Geographie“ — hat er die Entwicklung der Neuen Geographie beleuchtet. Und in mehreren länderkundlichen Werken vom „Orient“, der „Türkei“, dem „Buche vom Morgenlande“ bis zur „Illustrierten Länderkunde“, der „Deutschen Landeskunde“ und dem „Niedersachsenbuche“ hat er seine Reformgedanken praktisch, lebensprühend durchgeführt.

Im Niedersachsenbuche schildert er mit bewundernswerter Tiefe und Klarheit unsere landschaftliche und seelische Heimat. Er untersucht das Leben des deutschen ostfälisch-nordischen Menschen in seiner stammlichen Sonderart und betrachtet den von ihm besiedelten und bearbeiteten Raum sowie das, was er in ihm hervorgebracht hat an seelischen Werten, geistigen Gestaltungen und wirtschaftlichen Gütern. Er zeigt in tief schürfender Arbeit, wie sich unsere Heimatlandschaft und ihre Seele im Menschen widerspiegelt.

Aus dem Buche spricht eine reiche Darstellungskunst, die den Leser von der ersten bis zur letzten Seite fesselt. Banse zeichnet da Kulturgemälde voll unwüchsigen Menschentums und frischen, natürlichen Lebens. Tiefes heimatkundliches Verständnis, Kraft und Tiefe offenbaren die Einzelbilder aus der niedersächsischen Landschaft, aus dem Volks- und Seelenleben Niedersachsens sowie aus „Dorf und Stadt“ mit dem feinsinnigen Blick auf das Bild und die Entwicklung Braunschweigs.

So führte nun also die bewundernswerte und so erfolgreiche Arbeitskraft Baneses vom fernen Orient bis zum nahen Niedersachsen. Er hat im Fortschritt geographischer Erkenntnis und mit künstlerischer Gestaltungskraft das Werk fortgeführt, das Richard Andree einst verheißungsvoll mit seiner Volkskunde begonnen hat. In gewissem Sinne war, ist und bleibt Banse „das künstlerische Gewissen der modernen Geographie“.

Der Jubilar Kurt Meyer-Rotermund

Von HEINZ MOLLENHAUER

Wer den stattlichen Herrn in seiner Frische sieht und ihn mit lebendigen Gebärden sprechen hört, sollte es nicht glauben, aber es ist dennoch wahr: „unser“ Kurt Meyer-Rotermund wird laut amtlichen Papieren am 16. März 1954 richtige 70 Jahre alt. Leider ist uns ja dieser rüstige Mann etwas aus den Augen gekommen, seit er im Jahre 1950 nach Bad Salzufflen, Fliederstraße 14, gezogen ist. Die Hauptsache ist freilich, daß er in der Fremde nicht gestorben und verdorben ist. Es ist uns eine echte Freude, daß der Wolfenbütteler von altem Schrot und Korn statt dessen lieber seinen 70. Geburtstag feiern will.

Wir haben ihn nämlich nicht vergessen. Der Landesverein für Heimatschutz benutzt gern die Gelegenheit des Festes, dankbar anzuerkennen, daß Kurt Meyer-Rotermund zu den Vorkämpfern des Heimatgedankens gehört. Mit seiner gewandten Feder hat er in zahlreichen Veröffentlichungen für die Bedeutung und Schönheit der Braunschweiger Lande geworben. Daß er daneben als Dichter seine Stoffe auch aus allgemeinemenschlichen Gebieten gewählt hat, erhöht das Gewicht seiner Persönlichkeit.

Der Jubilar wurde am 16. März 1884 als Sohn eines praktischen Arztes und Enkel eines Bauern in Wolfenbüttel geboren. Seine ersten Schritte lenkte er in die romantischen Anlagen des ehemaligen Festungswalles, in dessen Nähe sein Geburtshaus stand. Hier konnte der junge Erdenbürger schon früh die Reize der Natur kennenlernen, aber auch den eigentümlichen Zauber historischer Erinnerungen verspüren. Wer den Vorzug hat, in der ehemaligen Herzogsstadt groß zu werden, muß ja stumpfen Gemütes sein, wenn er nicht von den Schönheiten seiner Heimat angezogen wird.

In seiner Schülerzeit konnte Meyer-Rotermund in nähere Beziehungen zu dem bekannten Gymnasialdirektor, Balladen-

dichter und Raabefreund Wilhelm Brandes treten. Dadurch empfing er Anregungen, die für sein Leben überaus wichtig gewesen sind. Der Schulmonarch war seiner ganzen großzügigen Veranlagung nach durchaus der Mann, um einem Jüngling als Vorbild zu dienen.

Einen Festtag eigener Art bedeutete es für den Herrn Tertianer, — wir können es ihm nachfühlen —, daß er eines Tages sogar mit Wilhelm Raabe eine Tasse Kaffee trinken durfte. Das war ja nun ein noch bedeutenderer Mann. Die für den Jüngling ehrenvolle Zusammenkunft fand in romantischer Umgebung statt, nämlich in einer Mansarde des idyllischen Hauses „Zum roten Amte“ mitten in dem Gebiete der alten Wolfenbütteler Gärtnereien. Selbstverständlich war nicht der Schüler der Grund des Besuches des berühmten Dichters, sondern ein behaglicher Geburtstagskaffee einer Verwandten.

Auf der Universität wandelte unser Jubilar gleichwohl nicht in den Spuren seiner heimischen Vorbilder, sondern er wurde ein getreuer Gefolgsmann von Johannes Schlaf, der mit Arno Holz zusammen den deutschen Naturalismus begründet und unmittelbar Gerhart Hauptmann beeinflusst hat. Der junge Student war der neuen Bewegung so verpflichtet, daß er mehrere Schriften und zahlreiche Aufsätze für sein jetziges Vorbild Schlaf verfaßte. Er besuchte den Dichter mehrfach in Weimar und hatte die Freude, daß dieser auch in seinem Elternhause in Wolfenbüttel verweilte.

Zu seiner Hinneigung zum Naturalismus gehört Meyer-Rotermunds Berliner Roman „Fische im Netz“. Als Marburger Student veröffentlichte er eine kleine Monographie über den damals erst im Aufstieg befindlichen Norweger Knut Hamsun. Damit war Meyer-Rotermund der erste Deutsche, der diesen Dichter würdigte.

Anschließend finden wir unseren Jubilar auf der Universität in Heidelberg wieder, wo er ein studentisches Schauspiel „Rausch der Jugend“ verfaßte. Dieses erlebte sogar mehrere Aufführungen ebenso wie drei weitere Einakter „Schatten der Vergangenheit“.

Der durch den Erfolg gekrönte „poeta laureatus“ begab sich nunmehr auf die Wanderschaft, wie sich dies auch für einen Geistesarbeiter gehört. Er wurde Schriftleiter im Bergischen Industriegebiete und später in Ostfriesland. In diese Zeit fallen auch lyrische Versuche.

Endlich kehrte der ausgereifte Wanderbursch in seine Heimatstadt zurück und leitete fast 25 Jahre lang die „Wolfenbütteler Zeitung“. In dieser konnte er — einer inneren Berufung folgend — ungezählte heimat- und kulturgeschichtliche Aufsätze veröffentlichen. Sie bieten noch jetzt dem Heimatfreunde eine recht schätzenswerte Fundgrube, ebenso dem Kunstjünger die feinen Theaterkritiken in der braunschweigischen Presse. Daß Meyer-Rotermund die berühmte Bibliothek in Wolfenbüttel zu benutzen verstand, zeigen mehrere Anthologien, so u. a. „Das Buch der deutschen Kleinstadt“ (1920, 1925, 9.—11. Tausend) sowie „Das Buch vom deutschen Pfarrhaus“ (1920). Mitarbeiter war der bekannte Lyriker und ausgezeichnete Kenner des 18. Jahrhunderts „Ludwig Bäte“.

Auch auf dem Gebiete des historischen Romans hat unser Jubilar gerade seiner Heimat ein beachtliches Werk geboten:

„Der Ritter der Winterkönigin“ (1938). Es kam dem Dichter darauf an, den vielverkannten „Tollen Christian“, den Titularbischof von Halberstadt, in das rechte Licht zu setzen. Nur genauestes Quellenstudium befähigte den Dichter dazu, die Arbeit glaubhaft durchzuführen. Sie wurde mit einer Ehrengabe seiner Vaterstadt belohnt.

Für die Freunde der Heimat und besonders der Stadt Wolfenbüttel sind zwei feine Führer unvergeßlich: 1924: „Wolfenbüttel, ein Wegweiser“, 1934: „Liebe kleine Herzogstadt“ (Wolfenbüttel). Besonders der zweite wird das Andenken an den Sohn der Stadt in dankbarer Erinnerung hochhalten.

Auch als Mitarbeiter der Br. Heimat ist Meyer-Rotermund mit zwei gediegenen Aufsätzen hervorgetreten: 1934: „Abschied von einem Wolfenbütteler Friedhof“, 1937: „Ein niedersächsischer Freiheitskämpfer vor 300 Jahren“. In dem ersten Artikel hebt der Verfasser die Erinnerungen an den sogenannten Alten Friedhof an der Karlstraße hervor, in dem zweiten behandelt er die Schicksale des schon genannten „Tollen Christian“.

In dem gegebenen Rahmen kann das Schaffen unseres Jubilars nur in großen Zügen wiedergegeben werden. Die literarische Würdigung muß anderen Stellen vorbehalten bleiben. Daß aber Mann und Werk eine große Bedeutung für alle heimatkundlichen Bestrebungen haben, dürfen wir besonders hervorheben.

Bande der Heimat

Schweif' nicht zu weit hinaus mit den Gedanken,
daß nie die Heimat sie vergessen lernen,
um die sich unsres Daseins Wurzeln ranken.
Der Mensch verliert sich leicht in fremde Fernen,
dorthin, wo die Gefühle haltlos schwanken.
Bedenke allzeit, was die Heimat lehrt,
mag auch das Leben dich ins Weite treiben:
Sie ist der Boden, der die Seele nährt,
doch mußt du immer ihr verbunden bleiben!

Ernst Bergfeld

AUS DER HEIMATPFLEGE

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1953

1. Vorträge

Als erste Veranstaltung im Jahre 1953 bot der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz seinen Mitgliedern am 10. Januar, im Hause Salve Hospes einen Lichtbildervortrag von Fritz J e i m k e über das Thema „Im Garten Gottes“. Der Vortragende gab mit einer langen Reihe ausgezeichnete eigener Aufnahmen ein eindrucksvolles Gesamtbild von beispielhaften Bemühungen der Friedhofsgärtner, heimischer Steinmetzfürmen und einzelner namhafter Bildhauer um die landschaftliche und künstlerische Formung des Braunschweiger Hauptfriedhofes zu einem wirklichen Garten Gottes. Die Schüler der Steinmetzschule Königslutter, die unter Führung ihres Direktors Theo Schmidt-Reindahl einer besonderen Einladung zu diesem Vortrage Folge geleistet hatten, konnten manche wertvollen Eindrücke und Anregungen für ihre eigenen künftigen Berufsaufgaben aus der Kenntnis musterhafter und anfechtbarer Leistungen vergangener Jahrzehnte mit nach Hause nehmen.

Am 7. März berichtete Heinz Mollenhauer im gleichen Saale fesselnd wie immer über „Heimatkundliche Wanderungen im Südharz“. Er schilderte Entdeckungsfahrten zu wenig begangenen, ja unbekannten Zielen im Amtsbezirk Walkenried und in den angrenzenden Teilen der Kreise Duderstadt und Osterode und machte mit der Beschreibung seltsamer Höhlen, Erdfälle, versickernder Gewässer und anderer Naturwunder dem Wanderfreunde den Mund nicht weniger wässrig als durch Angaben über manche bisher unbekannte Kulturwerte in verschwiegene Kapellen und Dörfern. Die Lust, dort ebenfalls auf „Mollenhauerschen Pfaden“ zu wandern, wurde bei den dankbaren Zuhörern noch gemehrt durch die vorgeführten Lichtbilder nach meisterhaften Aufnahmen von Frau Eugenie Stolle. Wer diesen Vortrag am 7. März nicht besuchen konnte, greife zu dem inzwischen im Verlage E. Appelhans & Co. erschienenen Büchlein „Streifzüge durch den Südharz“, in dem H. Mollenhauer auf 168 Seiten im Taschenformat unter Beigabe von 27 Bildern denselben Stoff behandelt hat. Möge es dem zu Unrecht bisher von den Reisenden vernachlässigten Südwesten des Harzes recht viele neue Freunde gewinnen!

Mit einem Lichtbildervortrag über „Gewässerschutz in Niedersachsen“ lenkte Heinz B a h r am 22. April die Aufmerksamkeit der erschienenen Landesvereinsmitglieder und der geladenen Gäste aus den Dienststellen des Tiefbau- und der Wasserbauverwaltung auf ein sehr ernstes, sorgenberechtigendes Thema des Heimatschutzes, nämlich die fortschreitende Verunreinigung unserer Fluß- und Bachläufe. Er zeigte hauptsächlich am Beispiel der Schunter und Oker, an welchen Stellen der Wasserläufe durch Zuführung von Industrieabwässern die stärksten biologischen Schädigungen des Wassers eintreten, wie sich diese auf die Tier- und Pflanzenwelt auswirken und wie lange es dauert, bis sich das Wasser auf seinem weiteren Wege durch die Kulturlandschaft von selbst wieder regenerieren kann. Die anschließende Vorführung eines schweizerischen Schmalfilms „Gewässerschutz“ ließ erkennen, daß ganz Mitteleuropa mit den gleichen Sorgen um die Reinigung des Wassers zu kämpfen hat. Dieses Element, das für die menschliche Gesundheit wie für die Krafterzeugung und die industrielle Fertigung gleich unentbehrlich ist, bedarf des besonderen Schutzes nicht nur aller Heimatfreunde, sondern auch der kommunalen und staatlichen Behörden, der Landwirtschaft und der gewerblichen Wirtschaft. Möge der Warnruf der Biologen überall gehört und beherzigt werden, wo man verantwortlich über der Zukunft des Volkes zu wachen hat!

2. Studienfahrten

Die 1. Studienfahrt des Jahres 1953 führte am 9. Mai in das Amt Vechelde. Zum ersten Male seit vielen Jahren machte regnerisches Wetter einen dicken Strich durch die Pläne der Fahrtleitung. Schon die Ausführungen Dr. T o d e s über die vor- und frühgeschichtliche Besiedelung des Landes zwischen dem Unterlauf der Oker und der Fuhse, die er auf der Landstraße von Völkenrode nach Wendeburg gab, mußten wegen eines einsetzenden Schauers vorzeitig abgebrochen werden, und in den „Dreidörfern“ Wendezelle, Wendeburg und Zweidorf regnete es so stark, daß der beabsichtigte Rundgang durch die an sächsischen Hallenhäusern noch so besonders reichen Orte ganz ausfallen mußte. Statt dessen versammelten sich die Fahrtteilnehmer in der alten Wendeburger Kirche, um sich von Prof. O. H a h n e und Dr. F l e c h s i g über die Siedlungsgeschichte der 3 Dörfer und das Volkstum ihrer Bewohner berichten zu lassen. Anschließend bot sich Gelegenheit, auf dem Nachbarhofe ein noch verhältnismäßig ursprünglich gebliebenes sächsisches Hallenhaus mit schrägem Vorschauer von 1693 außen und innen zu betrachten. Dann ging die Fahrt weiter nach S o p h i e n t a l, wo Prof. Hahne in einer Regenpause auf dem Hofe des jetzigen Forstamtes an Hand eines alten Planes die Anlage und Geschichte des im Jahre 1724 hier errichteten, aber schon 1769 wieder abgebrochenen fürstlichen Lustschlosses erläuterte. Die Kaffeetafel in der nahen Gaststätte von Hartwig am Kanalufer litt ebenfalls unter dem schlechten Wetter, weil die Plätze in dem sonst so einladenden Garten wegen der Nässe nicht benutzt werden konnten und das Innere des Hauses zu eng war, um alle Teilnehmer der Fahrt bequem unterbringen und versorgen zu können. Die vorgesehene Wanderung durch die Sophientaler Forst nach Fürstenau und die Besichtigung des mittelalterlichen Burgwalles auf dem Grundstück der Fürstenauer Försterei mußten wegen der Ungunst der Witterung leider ganz ausfallen. Prof. Hahne konnte das, was er über den in jener Umwallung einst gelegenen herrschaftlichen Hof Haslere und das an seiner Stelle 1719 erbaute, jetzt längst wieder verschwundene fürstliche Lustschloß wußte, nur während einer kurzen letzten Fahrtpause im Autobus angesichts der Fürstenauer Försterei vortragen.

Die 2. Studienfahrt am 13. Juni rings um den Oderwald konnte ebenfalls nicht ganz programmgemäß durchgeführt werden. Infolge des späten Eintreffens der Autobusse an der Abfahrtstelle in Braunschweig verzögerte sich der Fahrtbeginn so beträchtlich, daß nach der Kaffeetafel keine Zeit mehr für die geplante Wanderung von Groß-Flöthe zur Schalksburg im Oder mehr übrigblieb. Der erste Halt auf der Fahrt wurde nahe beim Verwaltungsgebäude *Drütte* der Reichswerke gemacht, wo sich ein weiter Blick nach Westen über das Industriegebiet bis zu den Lichtenbergen und nach Osten über das Okertal zum Lechlumer Holz, Elm und Asse bietet. Hier sprach Dr. T o d e über die geologischen Grundlagen des Landschaftsbildes und die vor- und frühgeschichtliche Besiedelung des Amtes Salder, das von Germanen im wesentlichen erst zu Beginn unserer Zeitrechnung in Besitz genommen wurde. In B a r u m stieg man zum zweiten Male aus, um der romanischen Kirche mit ihrem mittelalterlichen Nikolausrelief und den kulturgeschichtlich bemerkenswerten Grabsteinen der Barockzeit einen Besuch abzustatten. Prof. H a h n e, der hier die Führung übernahm, würdigte ausführlich die Bedeutung Barums als mittelalterlicher Archidiakonatsitz und verband damit auch Hinweise auf die aus Orts- und Flurnamen der Umgebung zu erschießende Entwicklung der Kulturlandschaft in jener Gegend seit der frühgeschichtlichen Zeit. Ein siedlungsgeschichtliches Einzelproblem erörterte Dr. F l e c h s i g in L o b m a c h t e r s e n während der Kaffeetafel in der dortigen Gastwirtschaft „Zur deutschen Eiche“, einem ehrwürdigen Fachwerkbau von 1670. Er wies darauf hin, daß aus der Verteilung der Acker-, Halbspänner- und Kothöfe in diesem außerordentlich weit auseinandergezogenen Dorfe 3 verschiedene Kerne dörflicher Ansiedlung zu erkennen seien, die nur durch die nachträgliche Angliederung von Hofstellen mehrerer wüstgewordener Nachbardörfer an Alt-Lobmachtersen erklärt werden könnten. Im Anschluß an die Schilderung des Dorfgrundrisses und der hier vorhandenen Haus- und Hoftypen konnten sich die Fahrtteilnehmer auf einem ausgedehnten Rundgang durch das Dorf selbst davon überzeugen, wie reich gerade Lobmachtersen noch an verhältnismäßig ursprünglich erhaltenen Gebäuden der einfachen mitteldeutschen Art und vom Typus des mitteldeutschen Vorschauerhauses ist. Sie nahmen auch mit Freude wahr, daß hier dank dem Verständnis der einzelnen Hofbesitzer und des Gemeinderates neben den alten Bauwerken auch der Bestand an Bäumen, Büschen und Hecken sorgsam gepflegt wird. Lobmachtersen sei allen Heimatfreunden als Muster eines rein bäuerlich

gebliebenen, traulich-schönen Dorfes am Rande eines hochmodernisierten Industriegebietes zum Besuch empfohlen!

Auf der 3. Studienfahrt am 11. Juli ging es kreuz und quer durch den Amtsbezirk Schöppenstedt. Das erste Ziel war der hochragende, von einer Eiche gekrönte vorgeschichtliche Grabhügel auf dem Meescheberge bei Klein-Vahlberg an der Asse. Dieser Punkt bietet wie kaum ein anderer weit und breit einen beherrschenden Blick über große Teile des nördlichen Harzvorlandes bis hin zum Oderwald im Westen, zum Fallstein und Harz im Süden und zum Heeseberg, Huy und Hakel im Osten. Dr. Niquet hatte ihn daher ausgewählt, um den Heimatfreunden ein eindrucksvolles Bild zu entwerfen von der eiszeitlichen Entstehung der hier in endlosen Wellen vor den Blicken ausgebreiteten Lößböden und von der Anziehungskraft dieser Böden für die ersten bäuerlichen Siedler der Steinzeit. Er zeigte, wie dieses überaus fruchtbare Land zwischen dem Gebirgsmassiv des Harzes im Süden und der ebenso waldreichen Lüneburger Heide im Norden wie ein Sack nach der Mittelelbe zu geöffnet daliegt und daher in allen vorgeschichtlichen Zeiten die auf uralten Völkerstraßen zur Mittelelbe ziehenden Volksgruppen verschiedenster Herkunft zum Verweilen und Siedeln angelockt hat. So ist es geologisch bedingt, daß das nördliche Harzvorland stets zusammen mit den angrenzenden Teilen Mitteldeutschlands als Schmelztiegel der Völker und Kulturen gedient hat, bevor mit dem Ende der Völkerwanderungszeit auch hier ruhige, dauerhafte Verhältnisse eintraten. Nach der Weiterfahrt über Klein- und Groß-Vahlberg, die Altenau-Niederung und Weferlingen erreichte man von Eilum aus auf kurzer Fußwanderung den Zinterberg, der ebenfalls einen vorgeschichtlichen Grabhügel sowie als Zeugen der Eiszeit einen mit Gletscherschliff versehenen nordischen Findling trägt. Hier bot sich für Dr. Niquet erneut Gelegenheit, in Rede und Gegenrede Fragen der Erdgeschichte und der vorgeschichtlichen Besiedlung des Landes zu behandeln; er ging auch auf die unsachgemäßen Ausgrabungsmethoden früherer Jahrzehnte ein, von denen die kesselförmige Vertiefung in dem deswegen als „Muspott“ bezeichneten Grabhügel unruhliche Kunde gibt. In Ampleben sprach Prof. Hahne über die wechselvollen Schicksale der herzoglichen Burg, auf deren Fundamenten das dortige Gutshaus steht, und führte die Fahrtteilnehmer dann durch den an schönen und seltenen Baumgruppen und stimmungsvollen Durchblicken reichen Gutsark zur romanischen Kirche des Dorfes. Nach ihrer Besichtigung fuhr man durch den schattenkühlen Buchenwald des Elmes aufwärts zur Gastwirtschaft auf dem Tetzelstein, um sich bei Kaffee und Kuchen von der Hitze des Tages zu erholen. Bei sinkender Sonne ging es wieder hinab aus dem Waldgebirge zum letzten Tagesziel, nach dem Dorfe Sambleben. Im Innenhofe des 1701 wahrscheinlich von Hermann Korb erbauten Schlosses berichtete Dr. Fleischig über die Geschichte der mittelalterlichen Burg Sambleben und des an ihrer Stelle errichteten Schlosses der Freiherren von Cramm und machte darauf aufmerksam, daß dieser Bau wie auch andere barocke Schlösser und städtische Beamtenhäuser jener Zeit in Ostfalen ein eigenartig strenges, ja nüchternes Gepräge tragen, das sie vom süddeutschen Barock von Grund auf unterscheidet und dem Geist des Klassizismus nähert. Hierin darf man wohl einen Ausdruck ostfälischer Wesensart sehen, die ihre stärkste künstlerische Entfaltung während des Mittelalters auch nicht in der phantasievoll bewegten Gotik fand, sondern in der wuchtig erdenschweren Romanik. In der Sambleber Kirche, die für den Kunstfreund bemerkenswert ist durch die Einheitlichkeit ihrer barocken Ausstattung aus den Jahren 1770—1774, gab Frau Hilde Pfeiffer-Dürkopp, die frühere Organistin der Braunschweiger St. Katharinenkirche, als beste Kennerin alter ostfälischer Kirchenorgeln einen kurzen Überblick über die im Braunschweiger Lande noch vorhandenen Barockorgeln. Anschließend brachte sie dann die verschiedenen Register der 1771 von Joh. Dan. Bode geschaffenen Sambleber Orgel zum Erklingen mit Werken von Pachelbel, Buxtehude und J. S. Bach. Dabei zeigte es sich, daß dieses bei aller Bescheidenheit der Abmessungen doch kostbare Werk dringend einer sachverständigen Restaurierung bedarf, um als Denkmal der Musikkultur vergangener Jahrhunderte wieder voll zur Geltung kommen zu können. Der Br. Landesverein f. Heimat-schutz wird es sich angelegen sein lassen, auch die Pflege alter Orgeln in sein Arbeitsprogramm aufzunehmen.

Die 4. Studienfahrt am 15. August führte die Heimatfreunde in den äußersten Westzipfel des Kreises Wolfenbüttel. Auf der Höhe zwischen Osterlinde und Burgdorf erklärte Dr. Th. Müller angesichts mehrerer Öhlbohrtürme die Entstehung der Erdöllagerstätten unserer Heimat an den Flanken der Salzstöcke und berichtete über die Ergiebigkeit der Bohrungen, die bei Hohenassel in den letzten Jahren mit Erfolg niedergebracht sind.

Als Zuhörer hatten sich außer den Fahrtteilnehmern auch die älteren Schulkinder der benachbarten Dörfer mit ihren Lehrern eingefunden, die der Landesverein hierzu schriftlich eingeladen hatte. Im nahen Burgdorf sprach Prof. O. Hahne über die wohl in vorfränkische Zeit zurückreichende Asselburg, deren Erdwälle und Gräben noch jetzt im Gutsark zu sehen sind. In Westerlinde, wo die Kaffeetafel in der Gastwirtschaft von Burkard gedeckt war, zeigte Dr. Flechsig den Bockschen Ackerhof Nr. 8 mit seinen unter Denkmalschutz stehenden Gebäuden aus dem 17. Jahrhundert; die Scheune von 1680 ist das älteste datierte Beispiel für den Typus der ostfälischen „Vorlagescheune“ im Braunschweiger Lande, das Wohnhaus von 1661, einst als Krugwirtschaft benutzt, zeichnet sich durch Schnitzereien städtischer Art an Schwellbalken und Füllhölzern aus. Nach der Kaffeepause besuchte man von Hohenassel aus unter Führung von Dr. Tode ein vorgeschichtliches Hügelgräberfeld im Hohenasseler Holze, aus dem im vorigen Jahrhundert durch Raubgrabungen zahlreiche Urnen der Völkerwanderungszeit entnommen worden sind. Die feierliche Ruhe dieses alten Begräbnisplatzes übte in der milden Stille des sinkenden Abends einen starken Eindruck auf die Teilnehmer aus. Wegen der fortgeschrittenen Zeit mußte leider darauf verzichtet werden, auch das Grabhügelfeld im nahen Bereler Ries zu besichtigen und der Burg Steinbrück auf der Heimfahrt einen Besuch abzustatten.

Für die 5. und letzte Fahrt des Jahres stand am Sonntag, dem 13. September, ein ganzer Tag zur Verfügung. Leider war diese wie die 1. Fahrt durch Regenwetter beeinträchtigt. Schon die Besichtigung der fränkischen Burganlage auf dem Kanstein bei Langelsheim unter Führung ihres Ausgräbers Dr. Tode litt unter dem unbarmherzig über den Berggipfel fegenden Winde und Sprühregen. Zum Glück konnten unten in Langelsheim alle vorgesehenen Vorträge im geheizten Saale des „Braunschweiger Hofes“ vonstattengehen. Hier begrüßte Bürgermeister Klages die Landesvereinsmitglieder mit herzlichen Worten und gab ihnen einen sehr anschaulichen, mit Humor gewürzten Bericht über die Entwicklung Langelsheims zur Stadt in der Gegenwart und die Pläne der Stadtverwaltung zur Bewältigung der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Aufgaben in der Zukunft. Man erkannte daraus mit Befriedigung das große Interesse, das gerade in dem Industrieort Langelsheim der Pflege des Orts- und Landschaftsbildes im Sinne einer echten Heimatkultur entgegengebracht wird. Nach Bürgermeister Klages hielt Prof. O. Hahne einen eingehenden Vortrag über Entstehung und Entwicklung Langelsheims als dörfliche Siedlung seit dem frühen Mittelalter unter Einschluß der Wüstung Dolgen und der Hindenburg auf dem Kanstein. Eine willkommene Ergänzung hierzu bot der Leiter des von Bürgermeister Klages ins Leben gerufene Langelsheimer Arbeitskreises für Heimattforschung, August Wilgeroth, mit einem Überblick über die Geschichte des Hüttenwesens in der Umgebung von Langelsheim. Das bald nach der Vortragsitzung einsetzende starke Regenschauer erlaubte es leider nicht, den Rundgang durch den alten und gut gepflegten Fachwerkhäusern erfreulich reichen Ort unter Führung von A. Wilgeoth in der geplanten Ausführlichkeit vorzunehmen. Außer dem „Großen Hof“ und einem anderen Bauernhause des 17. Jahrhunderts wurden lediglich die von 1552 und 1577 stammenden Gebäude des ehemaligen fürstlichen Amtes auf dem Grundstück des heutigen Forstamtes eingehend besichtigt, wobei Oberforstmeister v. Loesch in freudlichem Entgegenkommen auch die altertümlichen Innenräume zeigte. Nachdem sich die Fahrtteilnehmer bei einem guten Mittagessen im „Braunschweiger Hof“ von der Nässe und Kühle draußen erholt hatten, ging die Fahrt weiter in den Harz hinein nach dem nahen Wolfsnagern. Dort führte Dr. Tode, begünstigt durch eine längere Regenspauze, auf einem anmutigen und bequemen Wanderpfade zu der noch nicht mit dem Spaten untersuchten Stätte der ehemaligen Burg Hagen, über deren Alter und Lebensdauer auch die mittelalterlichen Urkunden schweigen. Von ihr aus bot sich den Wanderern ein prächtiger Ausblick, auf der einen Seite steil hinab ins Innerstetal und das dahinter sich öffnende Harzvorland bei Langelsheim, auf der anderen Seite auf das von Wäldern umkränzte, lieblich in die wiesenreiche Talmulde des Töllebaches eingebettete Wolfsnagern. Ins Dorf zurückgekehrt labte man sich im Berghotel Klingebiel an Kaffee und Kuchen und hörte dankbar den Liedern und Jodlern zu, die nach einer Begrüßungsansprache des Bürgermeisters von den frischen Kinderstimmen der Jugendgruppe des Harzklub-Zweigvereins zum Zitherklang vorgetragen wurden. Auf der Rückfahrt über Langelsheim stattete man in Astfeld dem Schloßpark mit seinen schützenswerten seltenen Bäumen und dem verfallenden Schloß einen Besuch ab, wobei Prof. Hahne die notwendigen Erläuterungen über dessen Baugeschichte und seine Besitzer gab. Ein Blick in die jetzt

leerstehenden Schloßräume, die einst innerhalb ihrer mit zierlichem Rokokostuck geschmückten Wände ein vornehm kultiviertes Leben und Treiben gesehen hatten, überzeugte die Besucher von der zerstörenden Wirkung des Hausschwammes, auf ein unrettbar verlorenes Bauwerk. Es war ein niederdrückendes Gefühl für jeden Kunst- und Heimatfreund, hier ein an geschichtlichen Erinnerungen reiches Kulturdenkmal dem Untergange anheimfallen zu sehen, weil niemand mehr da ist, der die hohen Instandsetzungs- und Unterhaltungskosten zu tragen bereit wäre. Um so beglückender war dafür der Ausklang der Fahrt in der Klosterkirche *Grauhof*. Hier bot sich die prunkvolle Ausstattung der Barockzeit im besten Erhaltungszustande, weil das Gotteshaus nie aufgehört hat, seiner kirchlichen Bestimmung zu dienen. Zuerst schilderte Dr. *Flechsigt* die Schicksale des Vorwerks *Grauhof* der Augustiner-Chorherren vom Goslarer Georgenberg und der *Grauhöfer* Klosterbauten im Wechselspiel der politischen und kirchlichen Kräfte vom Mittelalter bis zur Gegenwart; danach brachte *Frau Pfeiffer-Dürkop* die von N. Kreuzmann 1737 gebaute Orgel in Tonsätzen von Pachelbel, J. S. Bach und Reger zum Erklingen. Es war für alle Musikfreunde unter den Fahrtteilnehmern ein unvergeßliches Erlebnis, den Ausdrucksreichtum dieser größten und besterhaltenen unter den ländlichen Barockorgeln des Harzvorlandes von der zartesten Innigkeit bis zur strahlendsten Majestät von einer Musikerin so meisterhaft vorgeführt zu bekommen, die sich die Erforschung und denkmalpflegerische Betreuung der ältesten Orgelwerke unserer Heimat zur Lebensaufgabe gemacht hat.

An allen 5 Studienfahrten nahmen erfreulicherweise nicht nur Vereinsmitglieder aus der Stadt Braunschweig, sondern auch solche aus anderen Orten teil, die sich ohne Rücksicht auf etwaige Umständlichkeiten des Zu- und Abganges vom Treffpunkt immer wieder treulich einfanden. Wir sehen darin einen Beweis für die Beliebtheit, deren sich unsere Unternehmungen in steigendem Maße erfreuen. In diesem Jahre hatten wir auch zum ersten Male die Gemeindeverwaltungen, Schulen und alle heimatkundlich interessierten Einwohner in den Orten, die wir aufsuchten, schriftlich zur Teilnahme an unseren Besichtigungen und Vorträgen eingeladen. Zu unserer Freude waren die Gemeinderatsmitglieder und Lehrer überall dieser Einladung gefolgt, so daß sich im Anschluß an die Vorträge — zumal bei der Kaffeetafel — willkommene Gelegenheiten boten, persönliche Fühlung zwischen unseren Vorstandsmitgliedern und den für die praktische Heimatpflege auf dem Dorfe maßgebenden Männern und Frauen herzustellen. Das wird sich sicher günstig auf unsere künftige Arbeit auf dem Lande auswirken.

3. Hauptversammlung

Am 7. Dezember fand im Sitzungssaal der Industrie- und Handelskammer Braunschweig eine Mitglieder-Hauptversammlung statt, zu der auch Oberbürgermeister Dr. Semler als Vertreter der Stadt Braunschweig und Regierungsdirektor Ahrends als Vertreter des Verwaltungsbezirks Braunschweig erschienen waren. Oberbaurat Hartwig gab als Vorsitzender nach der Begrüßung der erschienenen Mitglieder und der Gäste aus dem Kreise der Landwirtschaftsschulen und des Niedersächsischen Landvolkes einen Überblick über die Tätigkeit des Vereins im Jahre 1953. Darauf erstattete Verlagsbuchhändler Stolle als Geschäftsführer den Geschäfts- und Kassenbericht über das Geschäftsjahr 1952. In ihm hat sich der Mitgliederbestand erfreulich weiter aufwärts entwickelt. Er setzt sich heute zusammen aus 684 Einzelmitgliedern, davon 443 in der Stadt Braunschweig, 254 Gemeinden, 16 korporativ angeschlossenen anderen Vereinen und 41 sonstigen Körperschaften. Besonders lebhaft wuchs die Mitgliederzahl dank der unermüdlichen Werbung von Albert Fuhrmann in Bad Gandersheim. Den Einnahmen des Jahres 1952 aus Mitgliedsbeiträgen, Zuwendungen Dritter, Inseraten und anderem in der Gesamthöhe von 12 823,60 DM standen Ausgaben für die Vereinszeitschrift, andere Drucksachen, Unkosten der Geschäftsstelle, Studienfahrten und dergleichen in Höhe von 14 795,37 DM gegenüber. Das Jahr schloß mit einem Kassenbestande von 3420,63 DM ab. Nachdem Justizamtmann a. d. Wächter über das Ergebnis der Kassenprüfung berichtet hatte, wurde auf seinen Antrag hin dem Geschäftsführer von der Versammlung Entlastung erteilt. Nach dem geschäftlichen Teil hielt Superintendent Hans Hustedt aus Hemmendorf einen temperamentvollen Vortrag über das Thema „Heimatschutz muß Volkssache werden“. Er begründete diese Forderung mit der drastischen Schilderung dessen, was er selbst als Dorfpastor in Fragen der Friedhofskultur und des Naturschutzes

auf dem Dorfe an Verständnislosigkeit gegenüber den Forderungen der Heimatpflege erlebt hat. Die geistige Krise, in der sich unser Landvolk heute befindet, ist nach seiner Meinung wesentlich hervorgerufen durch die im Gefolge der fortschreitenden Mechanisierung Einfluß gewinnenden Lebens- und Wirtschaftsformen des westlichen Farmertums und der östlichen Kolchose. Es muß unsere Aufgabe sein, dem deutschen Bauernum dabei zu helfen, daß es sich zwischen diesen beiden Polen seine wirtschaftliche, soziale und geistige Selbständigkeit bewahren kann. Nur so kann eine eigene Dorfkultur Bestand haben oder neu erblühen, in der auch die bewußte Heimatpflege als allgemeine Volkssache anerkannt und freudig betrieben wird.

4. Lehrwanderungen

Außer den Studienfahrten und Vorträgen wurden in diesem Jahre erstmalig auf Anregung von Notar Mollenhauer hin Lehrwanderungen in der Stadt Braunschweig und in ihrer nächsten Umgebung durchgeführt. Schon die erste Unternehmung dieser Art am Sonntag, dem 26. April, vormittags, fand lebhaften Zuspruch. Fritz Habekost führte rund 30 wanderlustige Mitglieder durch das Mascheröder Holz und durch das Dorf Mascherode und gab auf Grund seiner jahrzehntelangen, umfassenden Forschungen zur Geschichte dieses Ortes tiefe Einblicke in dessen politische, wirtschaftliche und kulturelle Vergangenheit. Am 10. Mai zeigte Heinz Mollenhauer auf einer Wanderung vom Nußberg nach Riddagshausen allerlei wenig Bekanntes aus Natur und Geschichte. Am 21. Juni erläuterte er an den Überresten der ehemaligen Festungsanlagen zwischen dem Fallersleber Tore und dem Petritore in Braunschweig Sinn und Bauweise der Bastionärbefestigungen des 17./18. Jahrhunderts. Am 21. August konnte man unter Führung von Dr. Hans Lindemann in Br.-Olper außer alten Bauernhäusern vom Typus des sächsischen Hallenhauses und den Resten der Landwehr auch den für dörfliche Verhältnisse vorbildlich gepflegten dortigen Friedhof besuchen.

5. Ausspracheabende

Die Monatszusammenkünfte der Braunschweiger Mitglieder waren wie im vorigen Jahre regelmäßig gut besucht. Sie fanden zuerst noch jeden ersten Mittwoch eines Monats in der Bahnhofsgaststätte, später jeden zweiten Dienstag in den Klubräumen der Industrie- und Handelskammer statt. Behandelt wurden in Kurzreferaten und anregenden Aussprachen die verschiedensten Themen des Naturschutzes und der Landschaftspflege (Okertal im Harz, Kanstein bei Langelsheim, Landschaftsschutzgebiete des Kr. Gifhorn, Reitlingstal, Plan eines Zoologischen Gartens für Braunschweig u. a.), des Kulturdenkmalschutzes (Wiederaufbau des Braunschweiger Schlosses, Innenausbau des Altstadttrathauses, Plan einer Bauhütte für die steinernen Baudenkmale Niedersachsens, Pflege der Traditioninseln der Braunschweiger Altstadt u. a.), der Volkstumspflege (Neuschaffung braunschweigischer Trachten nach Bortfelder Vorbildern durch die Braunschweigische Volkstanz- und Fahrtengilde, Bekämpfung des Andenkenkitsches durch die Schaffung handwerksgerechter, sinnvoller Andenken heimatlichen Gepräges), der Heimatgeschichte (neue Ausgrabungen des Braunschweigischen Landesmuseums, Baugeschichte des Altstadttrathauses, Folgen der Separation im 19. Jahrhundert auf die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse im Braunschweiger Lande u. a.) und der Organisation des Heimatschutzes (Berichte von Aufbau und Arbeit des Schlesischen und Westfälischen Heimatbundes vor dem Kriege). Es sprachen K. Birker, Dr. Flechsig, R. Fricke, Prof. O. Hahne, G. Hartwig, Dr. L. Lüders, I. Luckmann, H. Mollenhauer, Dr. Fr. Niquet, Dr. H. Schultz, Dr. A. Tode und Dr. O. Willke.

6. Tätigkeit des Vorstandes

Der Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz behandelte in 9 Sitzungen zahlreiche Probleme, so die künftigen Verwendungsmöglichkeiten des Schlosses und des Altstadttrathauses in Braunschweig, geplante Abbrüche alter Fachwerkhäuser in Wolfenbüttel, die Wiederherstellung des Eisengitters um die Friedrich-Wilhelm-Eiche am Petritor in Braunschweig, die würdige Herrichtung der Umgebung des Ludgeri-

kreuzes bei Helmstedt, die Sicherung des Naturschutzgebietes Riddagshausen, den Schutz des Reitlingstales im Elm gegen Bebauung, die Bekämpfung des Reklameschilder-Unwesens an den Zufahrtstraßen Braunschweigs und Salzgitters, die chemische und mikrobiologische Untersuchung von Quellen, denen der Volksglaube besondere Segenskraft zuschreibt, die Schaffung eines Werbeschaukastens für den Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz, die Nutzbarmachung des noch gesperrten Vermögens der früheren Kreisheimatwerke, die Herausgabe von Bildpostkarten des Landesvereins und eines Buches über die Lebenstedter Ausgrabungen von Dr. Tode.

Am 18. Juni überbrachte der Vorstand Herrn Prof. O. Hahne mit den Glückwünschen der braunschweigischen Heimatfreunde zum 75. Geburtstage die von R. Fricke künstlerisch gestaltete Urkunde über seine Ernennung zum Ehrenmitgliede.

Am 9. April nahmen Dr. Willke und Dr. Flechsig als Vertreter des Vorstandes an Beratungen des Bau- und Kulturausschusses der Stadt Braunschweig über den Ausbau und die Wiederverwendung des Altstadtrathauses teil. Am 6. und 7. Juni unternahmen sämtliche Vorstandsmitglieder eine Erkundungs- und Werbefahrt durch den Südharz. Sie suchten dabei Heimatfreunde in Hohegeiß, Zorge, Walkenried, Bad Sachsa, Wieda und Braunlage auf und besichtigten die museale Privatsammlung Probst in Zorge, die kaum bekannte Kalksteinhöhle bei Walkenried nahe der Zonen-grenze, das Pädagogium in Bad Sachsa und den nahegelegenen Märchengrund mit seinen mechanischen Wasserspielen sowie das Heimatmuseum in Braunlage. Am 14. Juni überbrachte Dr. Tode die Grüße und Glückwünsche des Landesvereins zur Tausendjahrfeier in Gittelde in einer Ansprache auf dem dortigen Festplatze. Am 2. und 3. Oktober nahmen Dr. Willke, Dr. Tode, Stolle und Dr. Flechsig als Vertreter des Vorstandes am Niedersachsentage in Hameln teil und brachten reiche Anregungen zu Fragen der Handwerkskultur und der dörflichen Heimatpflege mit zurück. Am 17. und 18. Oktober besuchte Dr. Flechsig mit der Braunschweiger Volkstum- und Fahrten-gilde das niederdeutsche Vorklantztreffen in Goslar und sprach dort über „Musik und Tanz als Lebensäußerungen des Volkstums“. Am 6. Dezember führten Dr. Tode, Mollenhauer und Dr. Flechsig zu einer Jahrsversammlung der Landesvereinsmitglieder des Kreises Gandersheim. Nach der Besichtigung der neuen Heimkehrergedenkstätte auf der Greener Burg hielten Dr. Tode und Dr. Flechsig am Nachmittag im Gasthof „Prinz Wilhelm“ zu Bad Gandersheim Vorträge vor den Heimatfreunden über den „Stand der vorgeschichtlichen Landesaufnahme im Kreise Gandersheim“ und über „Sprach- und Volkstumsgrenzen zwischen Harz und Oberweser“. Bei dieser Gelegenheit konnten wieder einige als Gäste erschienene Zuhörer als Mitglieder geworben werden.

So schloß das Jahr 1953 mit dieser auswärtigen Versammlung und mit der Mitglieder-Hauptversammlung in Braunschweig sehr verheißungsvoll für die künftige Entwicklung unseres Vereines ab. Möge es uns 1954 gelingen, auf dem Lande immer mehr festen Fuß zu fassen und recht viele eifrige Mitarbeiter neu hinzuzugewinnen, die uns helfen können und wollen, überall nach dem Rechten zu sehen und mit Rat oder Tat einzugreifen, wo es not tut zur Wehrung des Schlechten und zur Mehrung des Guten! Fl.

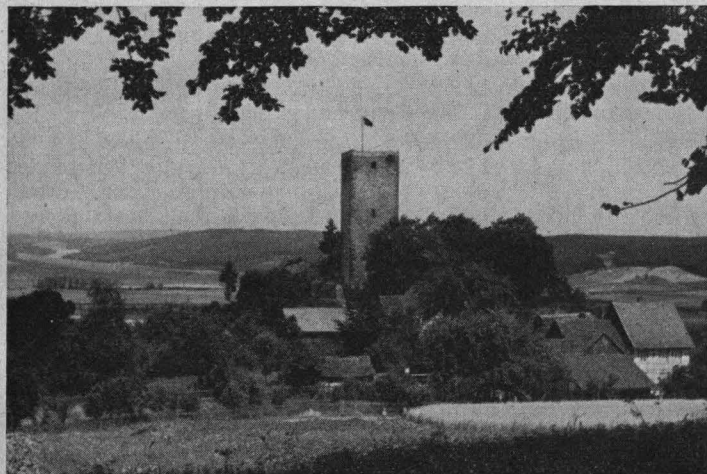
Burg Greene als Gedenkstätte des Heimkehrerverbandes

Von Heinz Mollenhauer

In den letzten Jahren hat die romantisch oberhalb der Leine bei Kreiensen gelegene Burg Greene eine Ausgestaltung erfahren, die das höchste Interesse des Heimatfreundes beanspruchen muß. Aus der Not der Gegenwart heraus ist eine mittelalterliche Stätte zu neuem Leben erwacht.

Gleichzeitig hat sich ein ernst zu nehmen-des Brauchtum entwickelt, das den Forderungen einer gegenwartsnahen Heimatpflege weitgehend entspricht. Es kann nämlich nicht etwa unsere Aufgabe sein, frühere Gebräuche auch dann aufrechtzuerhalten, wenn der Zeitgeist sich gewandelt hat. Es

ist viel wichtiger, der Gegenwart mit einem Kulturschaffen zu dienen, das Zweckmäßigkeit mit Schönheit und Geist verbindet.



Burg Greene

Foto Reisner (2)

Das schwere Schicksal der Kriegsgefangenen, die entgegen allem Völkerrechte und wider alles menschliche Empfinden überlange zurückbehalten wurden, hat in der Burg Greene eine würdige Mahnstätte gefunden. Dabei erfüllt es den Heimatfreund mit Genugtuung, daß die Ausgestaltung fern von allem Pomp sich in schlichtem, aber gerade deshalb sehr eindrucksvollem Rahmen gehalten hat. Wieder einmal hat sich gezeigt, daß künstlerisches Schaffen dann die höchste Wirksamkeit erreicht, wenn ihm echte Empfindungen zugrunde liegen. Man kann eben einen Stil nicht willkürlich „machen“, sondern er muß gleichsam unter Schmerzen geboren werden.

Allein schon das ragende Kreuz im Burghofe, das lediglich aus dem unbearbeiteten Stamme einer Birke erstellt ist, wirkt überzeugend. Frei-

lich blättert die Borke mit der Zeit ab. Es ist daher zu erwägen, ob nicht der Stamm von Zeit zu Zeit zu ersetzen ist. Die Erneuerung könnte mit einer würdigen Gedächtnisfeier verbunden werden.

An dem unteren Ende des Kreuzes befindet sich ein Stein, der eine stilvolle Schwurhand trägt mit der Inschrift: „Schwer wird unser Recht. Ihr seid nicht vergessen.“ Eine freundliche Blumenanlage dient als Einfassung. Bisher ist das Kreuz lediglich in einen Steinsockel eingemauert. Vielleicht würde eine natürlicher wirkende Verbin-

dung erzielt, wenn in der steinernen Unterlage eine Nische freigelassen und mit Erde angefüllt würde. Dann könnte sich auch die Möglichkeit ergeben, gleichsam geweihte Erde aus einer bemerkenswerten Stelle des Ostens hier zu verwenden.



Gedenkraum für die verlorenen Ostgebiete im Erdgeschoß des Greener Burgturmes

Wie weit es möglich sein wird, in dem neu „aufgeräumten“ Burghofe Freilicht-

spiele aufzuführen, muß die Zeit lehren. Der Platz ist für solche Zwecke wunderbar geeignet. Auch die bisher vorgesehene Raumverteilung ist denkbar günstig, da die Burgreste einen passenden Hintergrund abgeben. Es würde freilich einer sinnvollen Denkmalpflege nicht entsprechen, wenn innerhalb des Burggeländes neue Umkleide- und Requisitenräume für die Freilichtspiele errichtet würden.

Eine besonders weihevollen Wirkung übt der Bergfried aus, dessen oberste Plattform bestiegen werden kann. Eine Atmosphäre andachtsvollen Schweigens begleitet unseren Weg im Inneren des uralten Gemäuers. Hinzu kommt, daß die einzelnen Stockwerke mit würdigen Symbolen und Gegenständen ausgestattet sind.

Der Eingang zum Turm führt durch ein modernes, eisernes Tor, das recht geschmackvoll gearbeitet ist. In dem unteren Stockwerk erblickt man 15 mit Trauerflor behängte Wappen deutscher Ostgebiete. In den Nischen des zweiten und dritten Stockwerks sind Ehrenschrine angebracht. Sie sind mit den Wappen der Bundesländer geschmückt und enthalten in fast 500 Mappen über 6½ Millionen Unterschriften zugunsten der Kriegsgefangenen. Im letzten Stockwerk befindet sich eine mächtige Glockenanlage. Die bedeutungsvolle Inschrift: „Ich rufe die Heimat. Ich rufe die deutschen Kriegsgefangenen. Freiheit“ zielt die „Freiheitsglocke“. Handgeschmiedete Wandleuchter und eine treffliche indirekte Beleuchtung mit fein-gelblicher Lichtwirkung sind dazu angetan, die inneren Räume sehr repräsentativ erscheinen zu lassen. Daß auch die schlichte Treppe gut eingepaßt ist, sei am Rande vermerkt.

Die oberste Plattform bietet nicht nur eine romantische Fernsicht, sondern weist zu unseren Häupten auch einen schlanken Mast mit einer blauen Fahne als Sinnbild der Treue auf.

Jeden Abend wird zum Gedächtnis an die Gefangenen geläutet. Überschreiten Heimkehrer die Grenze, so setzt ein Dank-

läuten ein. Da je Mann ein Glockenschlag abgegeben wird, läßt sich die Zahl der Befreiten weit im Lande abhören. Dieser Brauch wird überall wärmste Zustimmung finden. Daß hinterher noch ein allgemeines Läuten zum Zeichen des innigsten Dankes stattfindet, wird gleichfalls begrüßt werden.

Die Burg Greene ist sicherlich weiteren Ausbaues fähig. Muß dies mit Rücksicht auf die einmal getroffene Zweckbestimmung auch in erster Linie den Trägern des Heimkehrgedankens überlassen bleiben, so werden alle Heimatfreunde die bisherigen und künftigen Bemühungen mit der größten Anteilnahme verfolgen. Uns will es so scheinen, daß über die Nöte der Gegenwart hinaus das jetzige Mahnmal für künftige Zeiten als bedeutsame historische Erinnerungsstätte erhalten bleiben muß. Daneben möge dafür gesorgt werden, daß alle Festspiele dem Rahmen der ehrwürdigen Anlage angepaßt werden. Die Burg Greene ist schon jetzt das Ziel von Tausenden von Besuchern. Daß es sich nicht um einen gewöhnlichen Ausflugsort, sondern um eine echte Weihestätte handelt, darf nie außer acht gelassen werden.

Wer sich für die Geschichte interessiert, sei auf das Buch von Pastor prim. Hans Ehlers verwiesen: „Führer durch Greene und seine Geschichte“ (1935, Hertel, Gandersheim). Der verdienstvolle Verfasser hat 1953 für die Zwecke des Verkehrsvereins ein kleines Heft mit dem Titel: „Burg Greene im Leinetal, ihre Geschichte, ihre Sagen und ihre Umgebung“ geschrieben. Ein treffliches Bild der Burg von R. Rieger schmückt die Umschlagseite des Heftes 5 (1939) unserer Zeitschrift.

Emil Fricke †

Am 23. Januar 1954 schloß in Wunstorf Mittelschuldirektor i. R. Dr. Emil Fricke im Alter von 78 Jahren die Augen für immer. Sein Name ist allen Lesern der „Braunschweigischen Heimat“ bekannt geworden durch die plattdeutschen Gedichte

art seines Heimatortes Lobmachtersen (Stadtkreis Salzgitter) von 1934 an hier veröffentlicht hat. Zu seinem 75. Geburtstag gedachten wir seiner Bedeutung als ostfälischer Mundartdichter im Heft 1/1951 unserer Zeitschrift unter Beifügung seines Bildes und ließen ihn selbst mit einer plattdeutschen Schilderung seines Lebensweges zu Worte kommen.

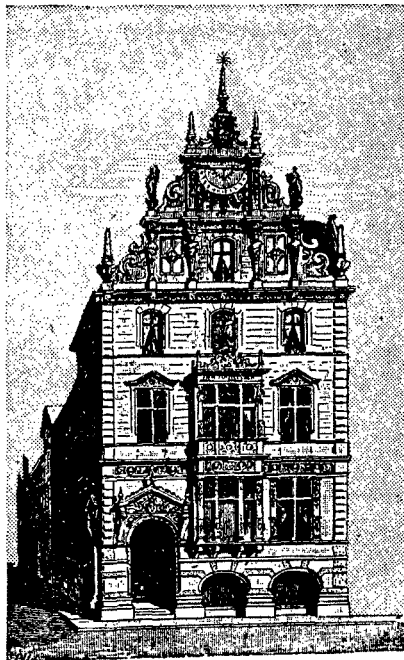
Emil Fricke war keiner von denen, die nur plattdeutsche Reime machen, um die Lachmuskeln ihrer Leser oder Hörer in Tätigkeit zu setzen, und sich dabei in Form und Stoff die Reuterschen „Läuschen und Riemels“ zum immer wieder nachgeahmten verwässerten Vorbild nehmen. Er haschte nicht nach billigen Erfolgen. Für ihn war die Mundartdichtung ein heiliger Dienst an Volkstum und Heimat. Was er in gereimter oder ungereimter Form plattdeutsch zu Papier brachte, ist erfüllt von einem inneren Leuchten, von einer verhaltenen Liebe zu den kleinsten Dingen des Alltags, zu den einfachen Menschen und zu den Tieren, zu Blumen und Bäumen, Erde, Wasser, Wind und Wolken der Heimat. Dabei hatte er die Gabe, allgemeingültige Gedanken und Empfindungen in Bildern und Gleichnissen zu verhüllen, so daß ihnen der Stempel des Alltäglichen genommen und ein echter poetischer Schimmer verliehen wurde. Indem er Tiere und Pflanzen wie Menschen denken, empfinden und handeln ließ, führte er eine Form der Darstellung weiter, die gerade in Niederdeutschland seit dem Mittelalter in der Kunstdichtung wie in der Volksdichtung bevorzugt gepflegt wurde, sei es nun von dem Schöpfer des Tierepos Reineke Voß und seinen späteren Nachahmern, sei es von den Fabeldichtern des 18. Jahrhunderts oder von den unbekannten Formern niederdeutscher Sprichwörter. Emil Fricke's Art, seine Erfahrungen und Gedanken über

Menschen, Welt und Gott zu äußern, steht überhaupt dem Sprichwörtlichen sehr nahe. Wie dieses schöpft er aus dem unergründlichen Born der Volksweisheit, deren Erkenntnisse und Lehren seit tausend und mehr Jahren von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden und niemals veralten können, solange sich die Menschen nicht von Grund auf ändern. Als Bauernsohn war Emil Fricke in dieser Denkweise aufgewachsen, und als reifer Mensch und Dichter hat er sie immer wieder in verschiedener künstlerischer Prägung der Mitwelt zu vermitteln gesucht. Beruf und städtisches Leben haben ihn der Lebensanschauung und der Empfindungswelt seiner bäuerlichen Vorfahren nicht zu entfremden vermocht. So blieb er bis zuletzt ein treuer Sohn seiner ostfälischen Heimat.

Als geistiges Erbe hinterließ er bei seinem Tode 3 Manuskripte, aus denen bisher kaum etwas einzelnes veröffentlicht wurde, nämlich „Min leiwe Land vor'n Harze. En Kranß Verse rund umme 't Jahr“, „Butten en Paradäise. Ole Stippsteereken von Minschen und Dieren“ und „Kuckucksblumen. Korte Sprüche“. Das erste Werk ist eine Sammlung von einigen 80 lyrischen Gedichten aus dem bäuerlichen Lebenskreise; das zweite umfaßt etwa 20 Erzählungen, die nach plattdeutschen Reimschwänken des Mittelalters (sogenannter Magdeburger Asop um 1370) in Prosa nach erzählt sind; das dritte vereinigt 314 vierzeilige Sinnsprüche, und zwar sowohl realistische Lebensbetrachtungen und Eulenspiegelereien wie Philosophisches und Religiöses. Hoffentlich findet sich einmal ein mutiger Verleger, der dieses Gesamtwerk durch den Druck allen Freunden der niederdeutschen Sprache und niederdeutscher Gedankenwelt zugänglich macht. Eine solche Veröffentlichung wäre eine verdienstvolle Tat!

Fl.

G E G R U N D E T 1 7 6 1



Bankhaus

Gebrüder Löbbecke & Co.

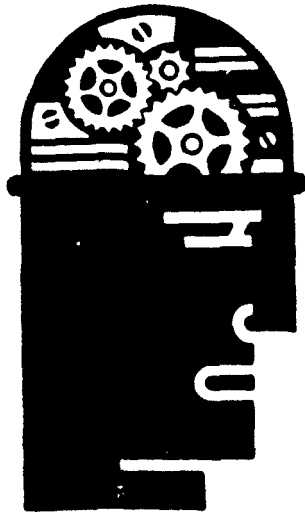
Braunschweig

An der Martinikirche 4

Fernsprech-Sammel-Nr. 21271

40-108

Kopf frei!



GEHIRN VON STAHL
entlastet den Rechner

BRUNSVIGA

Rechenmaschinen • Addiermaschinen

Braunschweigische Heimat



1954

40. Jahrgang · Heft 2

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz
Verlag C. Appelhans & Co., Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

Seite

Zur Pfingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins und des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Braunschweig	33
Proben ostfälischer Mundarten ausgewählt und eingeleitet von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	34
1. Ain Dach üt mjnen Kinderjåren in Maschrøe Von Maurermeister Fritz Habekost, Mascherode	37
2. De Seelsche See un de Hølle Eine Sage aus Ostingersleben nacherzählt von Oberstudienrat i. R. Reinhold Tiedge, Helmstedt, Kleiner Wall 23	39
3. Volksreime aus Groß-Schwülper Gesammelt 1912 von Pastor C. Brandt †	39
4. Låt üsch platt språken! Von Studienrat Prof. Hermann Lühmann †	40
5. De Friunslui' sind en Duiwel iut' er Kåre fallen Ne Mjreke von Tischlermeister Ewald Hoffmann, Adenstedt, Kreis Peine	41
6. Dai Wandergålder En Stippstöreken aus Othfresen, erzählt von Wegewårter i. R. Heinrich Ehlers, niedergeschrieben von Lehrer Erich Hille, beide in Othfresen, Kreis Goslar	44
7. Harzeberger Fasselabendspeel Von Zahnarzt Dr. Otto Rohkamm, Bad Harzburg, Herzog-Julius-Straße 14	45
Vorliebe für Verkleinerungsformen, ein Wesensmerkmal der ostfälischen Volkssprache. Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 ..	52
Stippstöreken aus dem Leben des Mundartdichters Theodor Reiche Nacherzählt von Lehrer Wilhelm Trute, Hohegeiß, Kreis Blankenburg	59
Sagen von der Greener Burg Zusammengestellt von Pastor i. R. Hans Ehlers, Atzum, Kreis Wolfenbüttel	61
Zur Geschichte der Braunschweiger Straßenpflasterung Von Studienrat Ernst Bode, Braunschweig, Kasernenstraße 26	63
Aus der Heimatpflege: Braunschweig braucht sinnvolle Namen für neue Ortsteile Von Bumester	66
Die Hallendorfer Kreuzsteine und ihre Neuaufstellung Von Rektor Kurt Hasselbring, Salzgitter-Hallendorf	68
Ein Fasselabendspiel in Bad Harzburg Von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2	70
Unsere Flurnamensammlung	72

Beitritts-Anmeldungen zum Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz sind an die Geschäftsstelle zu richten. — Alle **Zahlungen** auf Postscheck-Konto Hannover Nr. 440 65 — **Anzeigen-Annahme** nur für die zwei Seiten des Umschlages in der Geschäftsstelle. — **Mitarbeiter-Beiträge** sind einzusenden nur an den Schriftleiter: Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6. Jeder Verfasser erhält auf Wunsch von seinen Beiträgen Abzüge. Die Einsender haben die von ihnen vorgebrachten Ansichten selbst zu vertreten. Unsachliche oder persönliche Beiträge werden in der Braunschweigischen Heimat nicht aufgenommen. — Geschäftsstelle Braunschweig, Kalenwall 1, Fernruf 2 24 95-56. — Verlag E. Appelhans & Co., Braunschweig. — Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Nachdruck des Inhalts nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz e. V.: 1. Vorsitzender: Oberregierungs- und -baurat G. Hartwig, Wolfenbüttel, Vor dem Gotteslager 8, 2. Vorsitzender: Dr. med. Otto Willke, Braunschweig, Am Fallersleber Tore 5, 3. Vorsitzender: Dr. Alfred Tode, Braunschweig, Seesener Straße 3, Schriftführer: Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6, Geschäftsführer: Hans Stolle, Braunschweig, Wolfenbütteler Straße 46, Schatzmeister: Dr. Hans-Adolf Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4a. Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig-Riddagshausen, Stresemannstraße 2, Günther Luchte, Braunschweig, Rosenstraße 16.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle, Braunschweig, Kalenwall 1
Schriftleiter: Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Verlag: E. Appelhans & Co., Braunschweig

40. Jahrgang

Juni 1954

Heft 2

Zur Pfingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins und des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Braunschweig

vom 7. bis 10. Juni 1954

An den Forschungsaufgaben, denen sich der Hansische Geschichtsverein und der Verein für niederdeutsche Sprachforschung seit vielen Jahrzehnten widmen, nehmen auch die Mitglieder des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz lebhaften Anteil. Schon bei seiner Gründung im Jahre 1908 hatte sich unser Landesverein in der Satzung neben der allgemeinen Pflege des Heimatsinnes u. a. auch die *Pflege der plattdeutschen Sprache* ausdrücklich als Aufgabe gestellt. Bald gesellte sich ganz von selbst zur Pflege der Heimat auch die *Erforschung ihrer Geschichte, ihres Volkstums und ihrer Mundarten*. Viele Jahrgänge unserer Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ sind dessen Zeugen, wie wir uns seit langem bemühen, neue Forschungsergebnisse über die Orts- und Landesgeschichte wie über die Volks- und Stammeskunde unserer ostfälischen Heimat in kurzen und allgemein verständlichen, aber darum nicht weniger gediegenen Aufsätzen einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Damit hat unsere Zeitschrift häufig auch den „zünftigen“ Fachwissenschaftlern willkommene Anregungen und Erkenntnisse vermitteln können.

Aus diesem Grunde haben wir uns auch dazu entschlossen, das vorliegende 2. Vierteljahresheft den Teilnehmern an der 70. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins und an der 67. Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung als *Festgabe* zu überreichen. Sein Inhalt wird vor allem den niederdeutschen Sprachforschern einiges bieten, was unmittelbar in ihren Arbeitsbereich gehört. Der Erforscher der Hansegeschichte geht aber ebenfalls nicht leer aus, sofern er auch der neuzeitlichen Entwicklung einer alten Hansestadt mit der Gestaltung ihrer Straßen und Schaffung neuer Wohnviertel seine Aufmerksamkeit zu schenken geneigt ist.

Möge allen Tagungsteilnehmern das, was sie von unserer Stadt und ihrer Umgebung während dieser Tage kennenlernen, in angenehmer Erinnerung bleiben! Das wünscht

Der Vorstand

des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Proben ostfälischer Mundarten

ausgewählt und eingeleitet von Werner Flehsig

Die hier zusammengestellten Sprachproben sind so ausgewählt, daß die wichtigsten Lautunterschiede zwischen den Mundarten des ostfälischen Kerngebietes in ihnen deutlich hervortreten. Zugleich sollen diese Sprachproben aber auch einen Einblick in das Erzähl- und Liedgut wie in die Arbeit und das Brauchtum des Volkes und damit in die ostfälische Volksseele gewähren. Deshalb habe ich absichtlich darauf verzichtet, Beispiele für reine Kunstdichtung in ostfälischem Platt zu bringen, in denen frei erfundene Stoffe behandelt werden, zumal solche gar zu leicht der „Übersetzung“ schriftsprachlicher Gedanken und Redewendungen in die Mundart Vorschub leisten. Keine Kunstdichtung in diesem Sinne ist das als letzte Mundartprobe gebrachte Fasselabendspiel; der Verfasser hat darin teils gängige Redewendungen und Sprüche des Fasselabendbrauchtums seines Heimatortes unmittelbar übernommen, teils selbstgeschaffene Reime in so glücklicher Weise dem „Volkston“ angepaßt, daß man das Ganze wohl den älteren Überlieferungen anonymer Volksdichtung als ebenbürtig an die Seite stellen darf.

In der plattdeutschen Rechtschreibung hat sich der Verfasser dieses Fasselabendspiels selbst an die von mir für ostfälische Mundarttexte empfohlenen Regeln gehalten. Bei den Sprachproben Nr. 1, 2, 5 und 6 habe ich teilweise etwas nachgeholfen, um die Rechtschreibung zu vereinheitlichen. Ich habe vor allem da, wo es mir nötig erschien, über lange Selbstlaute waagerechte Dehnungsstriche gesetzt, um die Länge eindeutig zu bezeichnen. Ohne einen solchen Dehnungsstrich blieb das dumpfe lange a, das durch die Schreibung *â* hinlänglich vom kurzen a unterschieden ist. Ein *ā* bezeichnet dagegen das reine lange a der Bühnensprache, das sich in Ostfalen erst während der letzten Jahrzehnte durch Einlautung aus ai entwickelt hat. Den westostfälischen Zwiellaut für altes langes i habe ich einheitlich als *äi* wiedergegeben, obwohl er in vielen Orten heute im Gegensatz zu der Zeit vor 70 Jahren als a-i gesprochen wird; die Schreibung ai muß zur Vermeidung von Verwechslungen dem aus mnd. *ê²-ê⁴* hervorgegangenen Laut vorbehalten bleiben. Wo ie geschrieben ist, sind beide Laute auch getrennt als i-e zu lesen, da es sich um den aus *ê¹*, aus *ê²* in offener Silbe oder aus tonlangem e entstandenen Zwiellaut handelt. Vor Vokalen ist s im An- und Inlaut stets stimmhaft, wenn es nicht verdoppelt geschrieben ist. Die Konsonantenverbindung dsch in der Sprachprobe Nr. 6 ist zu lesen wie ein französisches j mit vorgesetztem Dental. Von Veränderungen in der Rechtschreibung habe ich abgesehen bei der Sprachprobe aus Gr.-Schwülper, weil sie einem schon 1912 gedruckten Buche entnommen ist und weil die Schreibweise nicht mehr auf ihre genaue Lautrichtigkeit nachgeprüft werden kann, und bei dem Aufruf zur Pflege der plattdeutschen Sprache von Lühmann, weil an dessen lautgetreuer Schreibweise kaum etwas zu verbessern war.

Die Sprachprobe Nr. 1 stammt aus der noch unveröffentlichten Ortsgeschichte des südlich von Braunschweig nahe der heutigen Stadtgrenze gelegenen Dorfes Mascherode, die Maurermeister Fritz Habekost in jahrzehntelanger Arbeit niedergeschrieben hat. Er schildert in dieser Sprachprobe eigene Kindheits-erlebnisse in einem vorbildlich reinen, von der nahen Großstadt noch kaum be-

einflüßten Dorfplatt. Es ist die Elmmundart, die heute überall zwischen Helmstedt, Braunschweig und Schöppenstedt gesprochen wird und noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts darüber hinaus auch westlich der Oker bis Peine und Hildesheim herrschte, bevor dort durch jüngere Lautentwicklungen seit dem Ende des 18. oder dem Anfange des 19. Jahrhunderts neue selbständige Mundarten entstanden. Die Elmmundart kann also als die am treuesten bewahrte Form der alten Volkssprache im gesamten ostfälischen Kerngebiet angesehen werden. In ihr sind heute noch die alten langen Selbstlaute i, u und ü erhalten geblieben; ô¹ und dessen Umlaut werden au und oi gesprochen, ô² und dessen Umlaut dagegen ō und ȍ; ehemals kurzes i, o, ö, u und ü, soweit sie in offener Silbe gedehnt wurden, erscheinen als ī, ō, ȍ, ū und ū, gedehntes altes e teils als ē, teils wie gedehntes altes ē als ē̄.

Dieses offene lange ē̄, das wie schriftdeutsches langes ä gesprochen wird, fehlt ganz der Mundart des magdeburgischen Holzlandes, die mit der Sprachprobe Nr. 2 aus Ostingersleben im Kreise Haldensleben vertreten ist. Sie stammt aus der handschriftlichen Ortsgeschichte dieses Dorfes von Oberstudienrat i. R. Reinhold Tiedge. Dieser hat die hier abgedruckte Sage aus dem Volksmunde seines Heimatortes aufgezeichnet. Die Mundart von Ostingersleben, das 11 km östlich von Helmstedt am Ostrande des oberen Allertales liegt, unterscheidet sich von der noch in Helmstedt gesprochenen Elmmundart lautlich nur durch die ausschließliche Verwendung eines geschlossenen langen e für jedes gedehnte, ehemals kurze e und ē. Auffällig ist aber ferner die völlige Aufgabe des 3. Falles in der Flexion der Hauptwörter, der zwar auch schon in der Helstedter Gegend weitgehend verlorengegangen ist, im übrigen Ostfalen aber noch deutlich vom 4. Fall unterschieden wird.

An dritter Stelle erscheinen ein paar Volksreime aus dem im Jahre 1912 erschienenen Buche „Schwülper. Ein Stück niedersächsischer Heimatgeschichte“ von Pastor C. Brandt. Sie mögen als Proben für die Mundart des „Papenteiches“ zwischen Braunschweig, Gifhorn und Peine dienen, obwohl sie den Lautstand dieser Mundart nicht in allen Einzelheiten getreu wiedergegeben. So tritt eines der wichtigsten Merkmale dieser Mundart, die Entrundung von kurzem und langem ö und ü zu e und i, kaum in Erscheinung. Um so deutlicher wird ihr anderes Hauptmerkmal, die Aussprache jedes altlangen und jedes gedehnten u als langes ü. Ferner ist auffällig die Senkung des kurzen i zu e in Wörtern wie es ist, nech, nicht und drenket, trinkt und die Beibehaltung der alten e-Formen der ungeschlechtlichen Fürwörter (mek, dek, jök), die in Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt schon im 17./18. Jahrhundert durch die heutigen i-Formen verdrängt worden sind. Groß-Schwülper liegt 11 km nordwestlich von Braunschweig an der Oker. Die alte Stadtmundart von Braunschweig hatte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts mit der Papenteich-Mundart auch die Entrundung von ö und ü zu e und i gemeinsam, nicht dagegen die anderen Merkmale. Spuren der Entrundung lassen sich in Braunschweiger Texten bis in das späte Mittelalter zurückverfolgen, während das papenteichische ü vor dem späten 19. Jahrhundert schriftlich nicht bezeugt ist.

Der als 4. Sprachprobe gebrachte Aufruf „Lât üsch platt spraken!“ ist ein Auszug aus einem schon vor 40 Jahren niedergeschriebenen, aber nicht veröffentlichten umfangreicheren Vortrage des im Jahre 1937 verstorbenen Studienrates Prof. Otto Lümann. Der Aufruf wird hier abgedruckt nicht nur zum ehrenden

Andenken an den hochverdienten Begründer der Braunschweigischen Flurnamensammlung und Wegbereiter dialektgeographischer Untersuchungen im Lande Braunschweig, dessen Geburtstag sich in diesem Jahre zum 100. Male jährte, sondern auch deshalb, weil die Worte dieses Aufrufes heute noch genau so zeitgemäß und beherzigenswert sind wie vor 4 Jahrzehnten. Lühmann schrieb ihn in der Mundart seines Heimatdorfes *Broitzem* (südwestlich von Braunschweig) unter sorgfältiger Wiedergabe aller lautlichen Eigenheiten. Broitzem liegt von Mascherode in der Luftlinie nur 7 km entfernt westlich der Oker, aber welch ein Unterschied im Lautstande dieser Sprachprobe zu derjenigen von Fr. Habekost! Hier in Broitzem erscheinen die westostfälischen Zwielaute *äi*, *ou* und *ui* für altes langes *î*, *û* und *ï*, der Zwielaute *ie* für *ê*¹, *ê*² in offener Silbe und für gedehntes *e*, der Zwielaute *uo* für *ô*² und für gedehntes *o*, der Dreilaute *äau* für *ô*¹, der entrundete Zwielaute *äü* statt *oi* für *ô*¹, kurzes *a* statt kurzem *o* vor *r* mit anderem Konsonant.

Noch einen Schritt weiter von der Elmmundart hat sich die Sprachprobe Nr. 5 aus *Adenstedt* im Kr. Peine aus der Feder des Tischlermeisters *Ewald Hofmann* entfernt. Adenstedt liegt 22 km westlich von Broitzem. Hier tritt anstelle des Broitzemer *ou* der Zwielaute *iu* für altes langes *û* ein, und anstelle der Zwielaute *ie* und *uo* vielfach ein langes *i* und *u*; auch der Umlaut von *ô*² und das tonlange *ö*, die in Broitzem noch nach ostfälischer Art erhalten waren, sind in Adenstedt wie *e* und *o* der Verengung unterlegen und zu langem *ü* geworden. Für *ô*¹ erscheint *ea*. Eine besondere lautliche Eigenheit zeigt sich im Wandel des kurzen *a* vor *r* zu kurzem *e* (*err* statt *ar* für ‚als‘, *herr* statt *harre* für ‚hatte‘). Bemerkenswert ist ferner ein deutlicher nordseegermanischer Einfluß in der Umwandlung des *t* und *tt* zwischen Vokalen zu *d* und *dd* sowie des *p* zwischen Vokalen zu *b*.

Wesentlich konservativer erscheint daneben die Sprachprobe Nr. 6 aus *Othfresen* im Kr. Goslar an der Innerste. Die hier wiedergegebene Sage wurde von Lehrer *Erich Hille* aus dem Munde des im Ruhestande lebenden Wegewärters *Heinrich Ehlers* aufgezeichnet. Ehlers spricht im wesentlichen die Mundart, die im ganzen Westteile des Kreises Goslar, im Stadtkreise Salzgitter und in den westlich angrenzenden Orten der Kreise Gandersheim und Hildesheim-Marienburg im Ambergau vorherrscht. Sie unterscheidet sich von der Elmmundart hauptsächlich durch die Zwielaute *äi*, *iu* und *ui* für altes langes *î*, *û* und *ï*. Aus langem *e* und *o* sind erst bei einigen Wörtern die Zwielaute *ie* und *uo* geworden, aber noch längst nicht so folgerichtig wie in Broitzem, und langes *ö* ist hier wie dort noch ganz unberührt von der Zwielaute. Man erkennt, wie hier eine Lautentwicklung sich erst anbahnt, die in anderen Teilen Ostfalens längst zum vorläufigen Abschluß gelangt ist. Einflüsse in dieser Richtung scheinen vom oberen Okertale auszugehen.

Die letzte Sprachprobe, das Fasselabendspiel von Zahnarzt Dr. *Otto Rohkamm* aus *Bad Harzburg*, ist für den Mundartforscher am interessantesten. Sie gibt die Mundart der Bauern, Handwerker und Waldarbeiter des Harzburger Ortsteils *Schulenrode* wieder, die mit geringen Abweichungen im ganzen Amtsbezirk Harzburg, in Goslar, Langelsheim, Wolfshagen und den Dörfern des oberen Okertales bis nahe vor *Wolfenbüttel* gesprochen wird. In ihr haben sich drei verschiedene Tendenzen ostfälischer Lautentwicklung gekreuzt und überlagert: die südöstliche, am ganzen niederdeutschen Harz geltende Entrundung von *ö* und *ü* zu *e* und *i*, die westostfälische und ostwestfälische Zwielaute von

langem î, û und ü und die Verengung von altlangem und tonlangem e, o und ö über ie, uo und üö zu langem i, u und ü. So finden wir von den langen Selbstlauten der Elmmundart hier nur noch â, ê, ai, au und oi, von den kurzen nur a, e, i, o und u wieder. Im Konsonantenbestande, in der Wortbildung, Flexion und Wortwahl hat aber auch die Mundart des oberen Okertales, kurz *O k e r m u n d a r t* genannt, ihre Zugehörigkeit zum Kerngebiet der ostfälischen Volkssprache treu bewahrt.

1. *Ain Dach üt mînen Kinderjâren in Maschröe*

Von Fritz Habekost

Dâ was dâ Bûere August Bâthge un sîne Frûe Bettjen up òren Howwe, un mîne Oldern wônen in òren Dâ'elônderhûse. Tante Bettjen, dâ tau mik Vaddersche was, harre mik in òre Harte 'slôten, un wenn et Dach word, moßte ik êrst emâl erôwer.

Use Bûere fuddere denn sîne Koie, un ik konne dâbîe hilpen, Hoi erunder smîten, Roiwe in dâ Krüwwe daun un Wâter schucken. Dat was en Lusten forr mick, dat ick up 'en laiwersten in'n Kaufutterhûse 'bleben wôrre. Åwer wenn dâ Mêkens mit 'en Melkent fertich wôr'n, gunk et in de Kôke, denn gaff't Froistücke. Ick kraich mîn Stücke Semmele ganz dicke mit Bottere besmêrt un konne afschramm'n nâ Hûse, un Tante Bettjen sâ ok tau mick: „Nu gâ man nâ'r Mudder, du staist üsch sûs in'n Wê'e!"

Wat dâ Herre was, dâ harre ôk sîne Nucken. Hai was et Morjens dâ êrste up'en Bain'n. Halwich vaiere hailt 'ne kainder mêr in'n Bedde, un wenn ok Bettjen snüffele un schamfire, hai gunk doch erunder. Dâ êrste Wêch was nâ sînen Pêren, hai moßte saihn, wat Lîse un Pollô mâken. Dût harre åwer ôk noch en andern Anlât: Sîn Knecht Willem, dâ slaip jêrn en bettjen lange, un wenn dâ Herre in'n Pêrstall kamm, wo Willem in'n Futterhûse slaip, denn moßt 'e woll o'er ôwwel erût. Willem, vortelle üse Herre, laich ümmer in'n Bedde tausammerullt ar saun Swinejjel, blôs sîn'n stackelijen Kopp was tau saihn. Nâdême dat de Herre 'n pâr Wôre mit sîn 'n Pêren esprôken harre, gunk hai nâ 'r Dôre, kaik sick noch emâl nâ Willem umme un sê' ganz sûtjen, åwer mit Nâdruck: „Willem, jiff 'ne gliks en pâr Swingen vull in, umme sesse is de Nacht wê'er vorbie!"

Sîn nêjeste Wêch gunk nâ'n „lüttjen Hûse"; hai plêje ümmer te sejen: „Ick mott êrst 'mâl hen, wô saugâr dâ Kaiser tefaute hengân mott." Nâ 'ner lüttjen halb'm Stunne slurf' 'e wê'er in et Hûs in dâ Kôke, wo Bettjen all an'n Hêre satt un et Fûer anroistere, umme Kaffe te kôken. August trecke nu sîne smêrijen Stewwel wê'er an, sê åwer tau Bettjen: „Dâ Mêkens hett mîne Stewwel wê'er nich esmêrt", un trecke bî'n lesten Wôre åwer gliks en Kopp in, denne Bettjen harre all esnuffelt un twôre 'ne anne: „Smêr se sülb'm un gnôttele nich all wê'er an'n froien Morjen, dâ Mêkens hett mêr te daune!" Baff! slauch se dâ Dôre tau un was butten.

Nu wôr'n ôk dâ Mêkens bainich eworr'n. Se môßten in'n Kaustall un melken un 'en Koien wat injêb'm. „Lêne! Le-e-ne! Wo hast 'e denn dên Siedauk wê'er henn'elecht?" raip Bettjen. — „Ach wat, dâ lît 'e nich, ick harr 'ne in et Melkbôrt ôwer'n Stunz ehenget." Hai was nich te finn'n, un dâ Frûe moßt en nien Dauk

hēřjēb'm, wat nich ōne de nōdijen Bīwōre afgunk. Åwer Lēne kenne dat all, gunk nā'n Stalle un floitje sick ain'n.

Midderwile word et up 'en Howwe lebennich, dā Hoinder blustern von'n Wīme un kākeln nā'n Messe, wo dā Hāne all up'm hōjjersten Hūp'm stund un üt vullen Halse kraie. Willem, dē dēn Pērmeß erūterkarre, hōre dat Floitjent in'n Kaustalle von Lēnen, un mank dat Bōlken von'n Koien raip hai twüschen dā Dōre dorch: „Du bist woll vommorjen all dōtsch eworr'n, māk man et Vai an'n froien Morjen nich all busich!“ Lēne was nich mūlfūl un sē' blōß: „Holt de Snūte, du Taps!“ Dat recke hen forr Willem, hai swaich stille; hai wußte, herr' 'e noch wat esecht, herr'n 'ne dā Mēkens nāhēr in'n Fütterhūse awwedōschet ō'er mit'n natten Schüerdauk umme 't Mūl eslā'en. Hai gunk, indēm' 'e ümmer dā Kaustalldōr in'n O'e harre, slūnichst in'n Pērstall un putze sine Pēre.

Halwich sesse drūken se alle tehōpe Kaffe. Umme sesse word annespennt, un denne gunk et nā'n Felle. Willem namm sīnen Holster, wo 'ne dā Frūe et Froistücke innedān harre, stōk sick sine halflange Pīpe an, schullt ōwer dā schlechten Strīk-sticken — hai namm laiwerst dā Swōwwelholter, dā 'e an sīnen Hōsenbodden anstriken konne —, un gunk nā butten, wo dā Herre all lūere. Dā Herre sette sick hinne up'm Wā'en, Willem sā' Jū!, un se foiren von'n Howwe.

Use Frūe was nu allēne in'n Hūse mit ōren drai Dōchtern un Lēne, dēn Dainst-mēken. Milije — dat was dā ölleste Tochter — moßte dā Bedden un et Hūs raine mākē. Minnā, dā twaitölleste, brochte dā Melkkannen in'n Wāterstain un hāle dā Melksatten üt 'er Melkkāmer, wil se dā Mudder gliks afflōten wolle. Emmeken, dā jūngerste Tochter, gunk noch in 'e Schaule; sai konne bī'n Flott aflicken midde hilpen. Dā leddijen Satten worr'n wē'er vullejēb'm un bet 'en andern Morjen in et Sattenbōrt in dā Melkkāmer esett't. Lēne gaff 'en Koien et leste Futter un messe 'n Kaustall. Tante Bettjen harre d'rwile dēn Flott in et Botterfāt edān un bottere ümmer up un dāl in'n stainern'n Botterfāte.

Umme nejjene word efroistūcket. Dā Herre harre Willem up'm Felle up et Spōr ebrocht un was mit 'en Klockenslā'e nejjene wē'er up'm Howwe. Dā Wost lach up'm Dische un jēder snatt sick en Enne af. Et word ōwer'n Dūm'n ejetten nā dēř ōlen Büernrējel: „Dā Wost kann 'n ōk ōne Brōt ēten.“

Midderwile was ik ōk wē'er innekōmen un sā': „Onkel, foierst 'e nāhēr nā Bronswīk?“ „Ja“, sē' Onkel Bāthge, „du kannst middefoiern un et Pērt hōlen, wenn ick de Aiere 'rinderbringe.“ „Trecke dick āwer warm an!“, sā' Tante Bettjen, un ick laip na Hūse un vortelle mīner Mudder, dat ick middefoiern solle nā 'er Stadt.

Tauērst gunk et dorch et Holt. Wo et dēn Barch erunder gunk, stund dat Krūze, wo sick de bai'en Schāpers dōte slā'en herren. Dā was et mick sau grūlich, dat ick gār nich henkiken wolle. Denne kaim'n wi an dā daipen Grandkūlen, dā up bai'en Sīten von der Strāte laijen. Dā wōrrēn sau daip, dat mick dā Lūe, dā dā unne inne arbaien, sau lūttich vorrkamen ar mīne Zaldāten, dā ick tau Wīnachten ekrejen harre. Un denn gunk et in'n Drapp dēn Barch erunder bet an 'n Grōten Exerzierplatz, wo dā Pulwerhūser stunn'n. Saugār richtije Zaldāten stunn'n vorr dēn Hūse. Onkel Bāthge sē': „Dat is dā Wache, dā passet up, dat kainer et Pulwer wechhōllt.“ Up'm Platze retten de Husāren, un vorne an'n Ranne stunn'n dā „Fautpattjers“ (Infanteristen), sau sē'er Onkel Bāthge tau. Nāhēr kamm dā Isenbāne o'er dā Dampzuch, un wenn dā grāde vorrbie brūse, denn spitze üse Pērt dā Oren un smatt 'en Kopp in'n Nacken o'er bōje nā 'er Sīte wech, dat ick angst un bange word.

Wi wörren nu up der Soldålschen (Salzdahlumer) Stråte. Ick moßte taun ersten Måle dat Pērt hōlen, åwer an'n Toggel, un dābie prūste 't mick ümmer in et Jesichte, o'er et smatt en Kopp hōch, dat mick dā Toggel üt 'er Hand slauch. Ick was ümmer frō, wenn Onkel Bāthge wē'er kamm. Taur Belōnunge kraich ick en Appel o'er 'ne Handvull drōje Swōtschen. Sau gunk et wī'er dorch dā halwe Stadt, un ick froie mick nu all wē'er up tauhūse ēb'msau, ar ick mick vorrhē up mīn Middefoiernt efroit harre.

„Na, Fritzen, wat hast 'e denn alle 'saihn?“ frauch mīne Mudder, wenn ick wē'er kamm. Ick konne gārnich sau dulle vorrtellen, ar et mick ōwer dā Tunge wolle. „Wat hast 'e mick denne middebrocht?“, frauch ūse Vā'er. Lest ut harre ick åwer wīer nist ar saun paar ōle drōje Swōtschen, dā ick in der Hand kaput equarket harre. Dat was nich vėl, åwer froien daien wi ūsch alle, dat ick wēer inne was.

2. De Seelsche See un de Hölle

Eine Sage aus Ostingersleben, nacherzählt von Reinhold Tiedge

Wat hūte de baien Riddergüter Arxlā (Erxleben) I un II sünd, dat hōre vor 400 Jāre 'mål alles Frīderijen von Alm'nslä (Alvensleben). Hai harre mit sīne Frū, dē 'ne jebōrene von Velten (Veltheim) wār, ain ainzich Kind, ainen Sōnen. Wī dūse vair Jāre ōlt wār, rait 'mål 'n Rītknecht mit ōne vor sik op'n Pēre üt. Dābī kām'n se an'n Seelschen See, dē ōk tau Arxlā hōr'n dai. Dā sē de Junge tau dēn Rītknecht, hai sölle mit ōne 'n bettjen op 'n Sē kām'n. De Rītknecht wolle nich, denne de Herre harre dat vorbō'en, åwer de Junge quēle sau dulle, dat 'e nāgāf. Wī se mit 'n Kām midd'n op'm Sē wār'n, schunkele de Junge mit 'n Kām, de Kām slauch umme, un baie sünd vorsōpt. Wī Frīderich von Alm'nslä dat te hōr'n kraich, word 'e rāsich un vorswōr sik, dat dēn Sē, dē ōn'n sīn ainzich Kind enōm'n harre, nū ōk dat Lēb'm enōm'n wēr'n solle. Un nū moßt'n sīne Underdān'n von Arxlā, Emerslä (Eimersleben) un Osteringerslä (Ostingersleben) Dāch un Nacht mit Brēkstange, Bicke, Schūppe un Karre ārbai'n un den Kalkstainbarch, dē den Sē op de Middernachtssīte nā Osteringerslä tau afsparre, mēr wī hunnert Faut daip afdrā'n. Tergliks moßt'n se von hjer en braien daip'm Grāb'm nā de Ålder (Aller) trecken. Un ümmer drēb'm de Amtlū' de Underdān'n mit growwe Wōre un de Rau' an. Wī alles fertich wār, flōt dat Wāter üt 'en Sē af nā Ålder, un de Sē wār dōte, hai word 'n Brauk. Frīderich von Alm'nslä storf in'n sūlttijen Jār 1553. Hai wār de letzte von de rō'e Līnije, un sīn Arxlā'sche Nālāt kām an de swarte un an de witte Līnije von Alm'nslä. In Emerslä un Osteringerslä åwer sejjet we wī vor Titen noch hūte von wējen de swāre Arbait, mit de se wi in 'e Hölle quēlf worr'n sünd, tau dēn Kīl in' Schaib'm Barch de Hölle.

3. Volksreime aus Groß-Schwülper

gesammelt 1912 von C. Brandt

Peiterzilie, Zoppenkrüt
waßt in üsen Goren.
Use Fieke es dei Brüt,
well nech lang mähr woren.

Krischan es dei Breddijam,
morjen gaht dei Hochtiet an.
Voder, wat geiht dek dat an,
dat üse Māken frien kann.

* * *

Use Müsekätschen leip over de Bohn,
 hörr sönn griesegrau Röckelken an.
 Use Müsekätschen, wo wutte denn hen?
 Ek well noh Nohbers Hüse;
 do slachtet se'n Swien,
 do drenket se Wien,
 Do well wi von Abend mol lustig bi sien.

Mäken, lot dei Kiken üt,
 lot dei Düben drinken,
 lot dei Junggesellen stohn,
 dat sünd Lüsefinken!

* * *

* * *

4. Låt üsch platt spräken!

Von Hermann Lühmann

In'n vorichten Jårhundert hat ain ganz gefährlich kläauk Minsche en Bäauk eschrieben un dårinne hårklain outenanre 'sett, dat Plattduitsche möste mit Stump un Stiel outerottet wieren, süs kaime Duitschland out der Dummhait nich herout. Dat Dümmste åwer an der ganzen Såke is, dat düsse kläauke Minsche sülwest von der Wåterkante stamme un in 'ner Smie uppewussen is. One mott et alsåu doch nich eschå'et hebben, dat hai in säinen jungen Jåren platt esproken hat, awer hai harre 't sick nou mit noch en pår anren vuorenuomen, ganz Duitschland wåi 'n uolen Rock up nåit uptåauarbaien. Un dataåu harre hai uok 'n Plattduitschen hörich de Måte nuomen.

Wenn nou dai kläauke Kierl mit säinen Bäauke uok all lange vergetten is — ick will 'ne des nich nennen —, säin „Bildungsideal“ spoiket ümmer noch in'n Köppen herum bāi sau wecken, dai sick 'n bettjen wat bāter vorkuomet ar dai anren. Vornout sāau junke Luie un Mākens, dai up 'ner Stadtschāaule west sünd oder woll gār in 'ner vorniemem Pension un dā ümmer man hochduitsch esproken hewwet, denen well allebott ouse uole Platt gār nich mihr sāau smāi'ich von 'r Tunge. De Frāuleins, dai sick denn uok selten noch in'r Kōke un in'n Stalle saihn lāt't, hucket nāher gewōhnlich glāik mit baien Bainen in't vornieme Wesen herint un sprāket bluot noch hochduitsch, uok mit den Olīren. Bāi den junken Mannsluien gait dat nich sāau lichte, wenn se wā'er up'm Darpe sünd. Sāi faūlet denn sülwest, dat sick dat stādtische Hochduitsch bāi ōren Hantāirungen up'm Howwe un in'n Felle sāau outniemen die, ar wenn ain in Frack un witten Hanschen hinren Plāau'e gān wolle. „Åwer nou wā'er dat vairschrōtige Bouernplatt sprāken? Nee, dat is doch tāau plump. Denn market jå nemmes, dat'n up'r Stadtschāaule west is un't Ainjōārige in 'r Tasche hat.“ Denn fenget se sāaun engbōstich Stadtplatt an un kuomet denn an sāaun Missingsch, wat nich hoch un nich platt is. Mick douert 't ümmer, wenn ick sāaun Sprāken hōre, mick kummt dat denn sāau vor, ar wenn ainre woll mōchte, åwer nich draff. Vor'n pår Jåren bin ick emāl up'n gruoten Krāigerfeste in'n Darpe bāi Bronswāik ewest, wu uok viele Afgesandte von Nāwerverainen Reden ehuolen hewwet. Mick hat et bedraūwet, dat uok nich aine plattduitsch was. Wat dā esecht is, dat harre woll Hand un Fāaut: awer et kamm bāi vielen sāau verlegen herout, ar sick en Minsche benimmt, dene de Rock nich orntlich sitt. Un bāi wecken most' ick sāau denken: Wu ganz anrest hōre sick dat nou an, wenn dai Kierl sick jetz braitbainich henstelle un dat, wat he tāau seggen hat, sāau recht mit der vullen Bost in markigen Platt von sick gaiwe.

Vor dat Plattduitsche is naine Gelegenheit un nain Uort tāau gout, dat hōrt in de ierste und twaite Wā'enklasse sāau gout ar in de dridde, in den Festsal sāau

gout ars in den Stall. Market jich dat, Jungens, un spräket uok in der Stadt unre jich un mit jouen Angehörigen ganz stäifnackich platt, uok in'r Schääule in'n Pausen! Dår dait jich nemmes wat umme, un jäi beliewet et nich, dat jich süs joue Platt afhannen kummt, ohne dat jäi et ewår wieret.

Un denn noch ains, wat jich allunrelåt täaunütten säin kann: Holet de platt-
duitschen Namen vor't Hous- un Ackergeschörre, vor de Wannen in jouer Feld-
mark un vor alles, wat up'r Gottesiere liewet un wasset, feste! Dai gåt süs vor alle
den Bäukernåmen, dai jäi in'r Schääule liert, an'n iersten verluoren. Of jäi später
'mål jouen aigenen Hoff anniemt oder 'ne Verwalterstidde kräi'et oder Domänen-
pächter wieret, et is ümmer vor joue Ansaihn bäi'n Dainsten gout, dat jäi Beschaid
wett't, wenn de Gruotspennre jich mellt, dat hai unrewehtens 'ne Lünse verluoren
hat oder dat up'n Lanne hinre der Sandkoule de Douwock (Ackerschachtelhalm)
Uowerhand nimmt oder dat in'n Kliewer up'r Kruck de Duiwelsdarm (Kleeseide)
ekuomen is oder dat in'r Kåwelwäische de Winnewarp (Maulwurf) gruilige Wört-
schopp emåket hat. Un uok der gnädigen Froue dait et an der Ihre nainen Afruch,
wenn se mit den Dainsten richtig platt spräken kann. Wüllt 'mål seggen, wenn se
de lüttje Måd, dai villicht täaun Updrach, „eine Hand voll Esdragon“ te hålen, en
dumm Gesichte måket, gläiks nå 'ner „Geppsche Suppenkrout“ in'n Gåren schicken
kann, wenn mål 'ne Dachlöhnefroue sick bäi ör Råt hålen well, of woll nich Tee
von Rielße (Schafgarbe), Rainichfåt (Rainfarn) un Fräämde (Wermut) en Hous-
middel is vor ainen, dene slecht täaumåaue is, oder of vor't Hartspann woll Mouse-
öreden (Habichtskraut) gout sünd. Un wu hübsch sünd nich düsse Nåmen! Suit nich
'ne Douwock-Åre out ar 'ne lüttje Däiße mit Wockenblåät un de Blå'er von'n
„gemeinen Habichtskraut“ akkeråt ar Mouseohren? Wat kann'n sick denn åwer
woll bäi Hawickskrout denken?! Un nou ierst bäi gemeinen?! Alsåu flätich
plattspråken, dat jäi, wenn jäi emål Hiere sünd, joue Dainsten verstån künnt un
de Dainsten jich!

Åwer et is nich bluot dårumme. Denket jich emål out, jäi kaimen ierst wå'er
nå langen Jåren in joue Darp un hören de Luie alle hochduitsch köåren. Wuo wolle
jich dat vorkuomen! Denn wollen jäi balle marken, dat jich wat fåle. Dat warre
joue Darp, joue Haimåt nich mihr; jäi kaimen 'er nich mihr inne täaugoue. Ick
kenne dat. In junken Jåren bin ick lange in 'ner Stadt an'n Neckar ewest, wuo et
schön is ar in'n Paradåise. Åwer ar ick emål in der vullen Fraüjarspracht ower de
Hauptstrate gunk un dichte vor mick en Handwerksburße täau 'nen anren säe:
„Dat wait de Düwel, öwersparen dait 'n hier doch kenen Pennich“, då word mick
ganz seltsen täau-måaue. Et was nich emål en Bronswäiker, et was en Olden-
burger, åwer hai sprack wennichstens platt, un dat gunk mick såau täau Harten,
dat ick mit den baiden måine leste Mark edailt hewwe. Un ar ick in Kreiensen up
'en Bånhowwe täaun iersten Måle de Streckenarbaier wåer platt språken höre,
herr' ick se am laiwesten anneråaupen, wenn ick mick nich herre mösten ver-
måauen säin, dat se mick vor'n narrschen Kierl ehuolen herren.

5. De Friunslui' sind en Duiwel iut' er Kåre fallen

Ne Mireke von Ewald Hoffmann

De laiwe Gott härr'teaierst de Minschen in'n Himmel, un dat ging ierst-an uk
ganz giut. Åwer midd'er Tåit ging dat Hekepeken an, denn dai Mannslui' woll'n
ümmer mit den Mekens spielen, åwer dai laiwe Gott härr' dat vorbuen. Err dat

niu ümmer mit den Hekepeken slümmer würd, du smatt hai se iut'n Himmel hariut.

Err niu dai Mannslui' iut'n Himmel wegge würen, du ging dat Sträien under den Friunsluien irst recht an, un Gottvåder mößte oft Frien stiften. Dat würd åwer ümmer slümmer mit den Sträien. Un du was aines giuen Dåges under den Friunsluien ain Gejuchtelße, dat de laiwe Gott hinluben mößte, un du sach hai, dat sick twai Friunslui' in 'er Wülle härr'n un reddden sick hen un här un schräien dābāi wāi de Haimeken. Err hai dat sach, du sprung hai tea un ratt se iutenander. Irst-an sach et iut, err wenn hai fliuchen wolle. Doch hai die et nich, hai kaik sick blūs tear Sāide, un dā sach hai den Duiwel stāen, dai um de Ecke kaik un vūr Lachen von ainen Bain up et andere sprung. Err Gottvåder dat sach, dat sick de Duiwel noch froien könne uwer düt Spektākel, dā wußte hai uk, wu et hārkumen die, dat dai Duiwel dā schuld anne was. Hai würd sea ärgerlich, dat hai den Duiwel reapen die: „Seafort häier māl här, diu Sātansrachen!“

Err dai Duiwel dat hüre, dā krūp hai in sick teahupe un wickel sich in en Schelm un laip rasche hin. Hai make varn Herrgott en daipen Knicks un fraich en Gottvåder, wat hai von üne wünsche. Du see de laiwe Gott: „Dat diu uk ümmer Twäidracht bringst under de Minschen! Åwer diu kannst et nich lāden. Wu diu gāst un stāst, bringst diu Unhail uder diu moßt basten. Düt häier mit den Friunsluien hast diu uk anneblāsen. Niu saih diu tea, dat diu 'er midde fertich werrst!“

Du kraip dai Duiwel noch mīr in sick teahupe, wail et häier niu kain Iutwāiken gaff. Bettlang herr' hai blūs anneblāsen un denn sick dünne mākēt, wenn dat Unhail, wat hai anneblāsen herre, in Gange was. Häier könne hai sick åwer nich iutrieden, denn dai laiwe Gott herre sick ummedrait un was weggegān. Dā stund hai niu un kaik sick dat Jammerdāl an. Hin und her uwerlee' hai, wat niu woll tea mākēn was, denn häier mākē hai et blūs slümmer, wenn hai dai Friunslui' teahupe hisse, un dai Friunslui stünnen uk, err wenn se Kassel verrāen herren un wußten nicks tea seggen, hūchstens dat aine uder de andere māl daipe upsoifzen die. Tealest see' doch aine: „Och herren wāi do h Frien ehulen, denn können wāi doch häier blāib'm, åwer dai Duiwel hat schuld, dai üsch ümmer teahupe hisset!“

Wenn niu awer dai Duiwel hūrt, dat hai schuld kricht un hai mit List nicks mākēn kann, denn ward hai wuidend un trampet mit sāinen Pārfeat upp'en Bodden, dat dai Funken flaiget. Sea mākē hai et häier uk, un dai Friunslui verhalten sick ganz stille, denn sai würen bannich inneschüchtert, err sai den Duiwel sea ärgerlich saigen.

Doch hulp dat uk den Duiwel nicks, denn hai herr' Befēl von'n laiwen Gott, dat hai dai Friunslui wechbringen schölle, un dat mößte schain, denn mit den laiwen Gott würe kain Spāßen. Hai kaik noch en ganze Wāile herumme un besunne sick hin un her. Du sach hai von firnsen en grude Kāre stān, un du see' hai sick, dā kannst diu dai Friunslui midde wechfoiern nār Hölle. Un korterhand befēle hai: „Seafort kumet emāl midde, et gāt niu häier wech!“ Niu hiulen dai Friunslui ganz jemmerlich lūs, dat dai Trānen man ümmer sea laipen, åwer mit der Scherte drügen sai se af. Dā see' de Duiwel: „Niu stāiget häier alle māl up, jetzt gāt et lūs!“ Un err se alle uppestāigen würen, du spāie hai in'e Henne, un du ging et lūs. Irst-an ging et ganz giut, denn dat was den Friunsluien wat nāies. Åwer allmēlich ging dat Sträien wier an: Dai aine woll häier un dai ander dā sidden, un denn ging dat up 'er Kāre hin un her, un de Duiwel mößte de Kāre bannich festehulen, dat se nich ummefölle. Af un tea sedde hai māl dāl un wische sick den Swiet af.

Err hai âwer von'n Himmel nâ'r Ire kûm'n die, denn dai Wech von'n Himmel nâ'er Hölle gât uwer de Ire, un dai Ire is rund, du könne hai de Kâre nich mier hulen, un wenn hai sick noch sea dulle anstrengen die. Dai Kâre kippe umme, un dai Friunslui jiuchen un schimpen un laigen, wâi sean Hucken Mâichfremtschen durenander upper Ire. Du was dai Duiwel fru, dat hai se lûs was, un hai see': „Niu Minsche saih tea, dat diu 'er midde fertich warst!“ Hai richte de Kâre up un make, dat hai wechkumen die.

Un du laigen niu dai Friunslui upper Ire, un dai Mannslui maken grude Ugen un wûŕten îrst gârnich, wat sai mit den Friunslui anfangen schôllen. Dai Friunslui herr'n sick uppericht't, un du saigen se sick gegensâidich an, âwer kainer sê'en Wûrt. Niu herr' âwer dai Duiwel de Friunslui nich iut 'en Ugen elâden, hai was doch nâinsti'sch, wu et niu woll wâier ging. Err hai niu sach, dat dâ Stillestand was, du gaff hai den Friunslui midd 'er Hand en Taiken, dat se nâ'n Mannslui gân schôllen. Dai Friunslui verstûnnen dat uk ganz richtig, âwer sai wûŕten niu nich, wu se dat niu anfangen dien.

Doch ain Friunsminsche was denn sea reseliut un fâde in de Tasche un kraich en schônen ru'en Appel hariut, denn dai Friunslui herren sick iut 'en Himmel Appel middenumen, un dût Friunsminsche ging na'n Mannslui en recke ainen den Appel hin. Dat Friunsminsche hait Eva, un dai Mannsminsche hait Adam. Adam kaik sick den Appel an, ob dat uk en richtigen Appel was, denn dai sach sea schône iut, dat hai dat balle gârnich glôwen könne. Un denn kaik hai dat Friunsminschen an, un dat kaik ûne an un lache ûne tea un sê': „Bâid 'er man harin, schast emâl saihn, wu schône dat dai smecket!“ Un hai? Hai kônn' doch niu wûrklich nich nê seggen und badd 'er harin. Un dai Appel smecke sea schône, un hai froie sick ganz kûniglich, dat hai Eva in'n Arm niemen die, un hai frauch: „Wutt diu midde mit mick?“ Un Eva sê: „Jea, ick gâe midde mit dick.“ Du hâken sai sick in, un hai ging 'er midde af. Un dat was ne Lust un Froide twûschen den Baiden, dai gârnich tea beschreib'm is. Af un tea naimen sai sick in'n Arm un kûssen sick.

Err dat dai anderen Friunslui saigen, du laiben sai ûk hin, sôchten sick en Mannsminschen iut, den se lâien môchten, gaib'm ûk en Appel hin, un dai Mannslui badden der ûk harin. Tealest ging dat Grapschen umme, denn jeder woll' en Friunsminschen hebb'm.

Un dai Duiwel mâke grude Ugen. Dat herr' hai sick nigge-dacht, dat et sea kumen könne. Süß herr' hai ûmmer blûs Unhail annestift't, âwer dût hâier ging ûne aigentlich giegen sâine Natiur. Âwer du fôll' 'ne in, dat hai sick niu bâi Gottvader wier en bedden in't giue Licht rûcken könne, wenn hai dat saige, wat upper Ire lûs was. Sea laip hai, wat dat Tuich hulen woll', nâ Une hin. Gottvâder sag ene all von wâiden kumen un dachte: Wat mach denn blûs mit dene lûs sâin? Dai loppt jea, err ick-ene noch gârnigg-esaihn hewwe. Süss mâke hai ûmmer en gruden Bugen, wenn hai mick saihn die, âwer jetzt loppt hai grâde up mick tea, dat de Funken man sea flaiget, un sniuwen dât hai, err wenn en Schostain dampet. Mick schall blûs wundern, wat hai niu wier annericht't hat!

Err niu dai Duiwel heran kumen die, du kônn' hai îrst gar nicks seggen, denn hai jappe err en Fisch in'n Wâder. Du sê' Gottvâder: „Niu man lanksâm, wat hast diu denn niu wier iutefrêden, wat ick wier inrenken schall? Wat Schûnet kann't doch nich sâin, denn en Duiwel blifft en Duiwel. Diu kannst nich iut dâiner Hiut.“

Du recke sick dai Duiwel âwer up. Dat ging ûne doch en bedden an 'e Nairen, un hai sê': „Diu glûwest mick niu âwer ûk gârnicks mîr. Kumm her, diu kannst dick

uwertuigen, wat ick doch fertig ebrocht hewwe. Du ging Gottvåder midde un sach sick dat Liewen upper Ire an, wu alles vuller Froide was un dai Minschen sick in'n Arm laigen un sick küssen, dat et ne Lust was teatekåiken. Du sē' de Duiwel: „Niu kåik dick dat an, hewwe ick dat nich giud-emåket?

Un de Laiwe Gott stund un raif sick de Hånne un froie sick uwer de Minschen un sē'tean Duiwel: „Na ja, düt is ja niu mal hinneslån, dat ick mit dicke mål teafrien bin. Måinen Segen giew' ick 'ertea. Niu kumm her, wåi briuket üsch niu nich mır um de Minschen te kümmeren. Måinen Segen hett se, un wenn diu 'ertwüschien wegge blifst denn wullt se woll saihn, dat se teahupe fertich würt. Ick wüll der öfter mål nå kåiken!“

6. Dai Wanderdålder

En Stippstöreken aus Othfresen, erzåhlt von Heinrich Ehlers, niedergeschrieben von Erich Hille.

Et is all lange hēr, då lēwe in Dschitter (Gitter bei Salzgitter) en Mann nåmens Uolendörp (Ohlendorf). Hai was lērdarbaiter un biue öwerall de Bånen midde. Sao was ha(i) ok dāmåls d'rbåie, wåi da(i) Båne von Kreiensen nå Holzminden ebiuet word. Up sao ainer Tiuer mott et ök mit düssen Dålder passaiert såin. In'n Hiuse hat 'e et iērst emerket.

Ha(i) harre innekofft un mit düssen Dålder betålt. Åwer in'n Hiuse harre ha(i) den Dålder doch wedder in d'r Tasche. Dat junk en pårmaal sao, då wußte ha(i) Bescha(i)d. Et was en Wanderdålder, da(i) immer wedder nå såinen Manne terügge kamm. Düt harre seck man bluof rum'espröken. Un wåi de uöle Uolendörp mål wedder nå'n Sölte (Bad Salzgitter) kamm, wolle ha(i) wedder båi Slachter Fischer såine Wost un ok Fla(i)sch inköpen. Ha(i) harre all öfter båi Fischer ekofft, un da(i) harre ok all wat emerket. Denn dschiēdesmål fēle 'ne düsse Dålder, wenn ha(i) såine Kasse nåtellē. Düttmål solle et 'ne åwer anschåiten!

Ha(i) harre seck en ortich Lock in'n Mettblock estemmet un ök en Kåil passich ehacket. Da(i) lach immer dichte d'rbåie. Knappe harr' e Uolendörp esa(i)n, då kla(i)e all et Gehacktes iut en Locke. Sao wåi niu Uolendörp såin Fla(i)sch betåle, stök 'e den Dålder in't Lock un slaoch den Kåil drup. Uolendörp stök dat Wesseltgeld in un junk nå Hius.

Ha(i) was all up'n Walle, då hör' e hinder seck en gröt Gepolter. Ha(i) ka(i)k seck umme un vorjaoch seck ortlich: Kummt doch hinder öne da(i) Mettblock her ewackelt un rullt un rullt immer hinderhēr! In såiner Angest sprinkt ha(i) öwer'n da(i)pen Wallgråben un will seck in Sicherha(i)t bringen. Åwer da(i) Mettblock immer hinder öne hēr un — dschumm! — störtet 'e in'n Gråben. Dorch den Anprall sprunk da(i) Kåil heriut, un de Dålder lanne wedder in såiner Tasche.

Düt word Uolendörp niu åwer doch en betten te bunte. Ha(i) wolle düt Duiwelsdink niu lös såin. All den nächsten Åbend junk ha(i) an Ziē'enba(i)ns Dåik (Ziegenbeins Teich), stelle seck rüggewårts d'rvör un sma(i)t den Dålder öwer såinen Kopp in'n Dåik un raop: „Vorfliucht is de Dålder, wenn 'e wedderkummt!“ Sa(i)t der Tåit harre ha(i) ka(i)ne Last miēr d'rmitde, åwer hai moßte niu ök immer wedder näiet Geld hebben, wenn 'e inkoffte.

7. Harzeberger Fasselabendspeel

Von Otto Rohkamm

(Alle Urheberrechte vorbehalten)

I. Dat Ummesingen

Knechte, Holthackers, Fouejungens trecket umme mit Dannentwäijen, en Dail mit Masken, ainder mid'n frischen Räisbessen mit bunte Benner un Lappens, ain mit ner Jeffele un Wostespäile, ruo Wöst henget un Krengeln. Ainder mit en Kartuffelkorf, en ander mid'n Pott, de Forfinger mid'n Stuckbuddel, en Dail mit bunte Popäierfunzeln un Stall=Lichten. Forfinger in blaen Fauermannskittel, ruoen Hals=dauke, swarten Slapphaut un helle eeldauken Kneppekamaschen. Dat Speel gait for sech up der Strate for en uolen Harzer Faakmarkhouse. De Fedder un de Wäsche komet for de Housdier. De Ummetreckers singet ne wat:

Forfinger:

(singet)

Fasselaben in Ostfalen,
deen unsch de Uolen lieren,
fall eck meck ne Bratwost halen,
Bratwost, Bratwost mach eck jieren!

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!

Fittche fittche Fasselaben!

Forfinger:

Bratwost is an Fasselaben
aine fon de besten Gaben,
Schinke, Speck un Gaufesmalt,
Krengeln alderlai Jestalt.

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!

Fittche fittche Fasselaben!

Forfinger:

alles an de Jeffel häier!
Mak't en betten, wäi mött wäier!
Prilleken un soiten Raam,
Kauken, allen Frätekram.

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!

Fittche fittche Fasselaben!

Forfinger:

daut unsch nich te wennich jieben,
willt emal recht lustich lieben!
tau'er Fasselabensäier
singet wäi un larmet häier.

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!

Fittche fittche Fasselaben!

Forfinger:

An de Dieren kloppt wäi an,
willt fon Hous te Hous gaan,
oufe Lustichfäin un Singen
fall Fidous Jäich allen bringen!

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!

Fittche fittche Fasselaben!

Forfinger:

Drinken daut wäi Sluck un Baier
doch et Beste allemale
is de Brennswäinskofchale,
dat is wat for Tante Maier!

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!

Fittche fittche Fasselaben!

Forfinger:

In de Schöttele fon Tinn
fillet de Koschale in,
daut en betten quante mäten,
willt se mid'n Leppel fräten.

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!

Fittche fittche Fasselaben!

Forfinger:

Honnichkauken, Brennswäin,
Zucker mott'r anne säin,
dat jift Brennswäinskofchale
tau en leckern Bouernmale!

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!

Fittche fittche Fasselaben!

Forfinger:

Fedder! Wäsche! Onkel! Tante!
Schoulenre'er Anferwandte
maket dralle! haalt de Laier
un fon'n Wäim de Haunderaier!

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!
Fittche fittche Fasselaben!

Forfinger:

Jiffste meck en litjen Stimpel,
noim eck Deck en uolen Jimpel
un en Gäizhals noch datau!
- Jiff de Wost här! - haste Rauh!

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!
Fittche fittche Fasselaben!

Forfinger:

Jiffste meck ne gruote Wost,
uok en betten for en Dost,
will eck Deck for langet Lieben
wecke mit der Raue jieben.

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!
Fittche fittche Fasselaben!

Forfinger:

Mit der groinen Liebensraue
kriechst'e denne Däine Haue,
mid'n Fittche - Fouebusch
an de Baine! - hufsch - hufsch - hufsch!

Jungens:

Fittche fittche Fasselaben!
Fittche fittche Fasselaben!

Käiket emal, wäi se hucken dait, de Fadderfche! »Dat kiffelt woll en betten an de Baine? Aber et is jefund!«

mid'n Fittche Fouebusch
an de Baine hufsch - hufsch - hufsch!

De Ierste (Knecht) (röpt):

Wäsche! nimm Deck up un make, datt'e up en Bodden kummeft, up de Wostekamer!
Hale mal ne Wost runder, man aine fon dai gruoten Smärhoutsbuiels uoder list ne
gruote Buielwost, fillichte de Päipe uoder de Koulenwost, aber dai willt Jäi woll
silbest fräten in Souer mit Zipollen un Paiterzillije?

De Twaitte (Holthacker):

Wäsche! nimm en Fedder midde rupper up de Rookkamer, datt dai Deck bāi'n
Draen hilpet, alleene kannst'e dat doch nich alles fleepen, wat Dou unsch jieben wutt!
aber paß up, dat de Uole nich runderstertet fon de Boddenstäie, denne hai is all
bāisopen fom Morjen. Hai hat all Brennewäinshofchale outeleppelt!

De Jungens: (singt)
Hai fratt mit ainem Male
den ganßen Pott Kofchale,

hai hat se all in'n Lāiwe
un is all stockestāiwe!
(alle lachet se)

De Dridde (Holthacker) (röppt):

Wäsche! un denne stāich up en Haunderwäim un hale de Eier out en Nefte, aber dai,
dai de Haane lecht, dai willt wāi nich! dai kannste en Fedder in de Panne fla'n,
dai is all sau in'n Dampel - dai market dat nich mier, wat'e fritt! (alle lachet)

Jungens:
(singt)
Goot ainen up de Lampe
un nou is hei in Dampel
hat'n Hartoch sāinen Hund esaihn
un wachelt wāi en Käkebain!

hai kann noch knappe lopen,
sau dull is hai bāisopen!
Fedder:
(schillt un drauet)
Jāi Deenichte, eck will Jāich!
eck fla' Jāich glāik in'n Nacken!

W ä ſ c h e :

Jo! lachet ne man out, den Souphuudderich! da dauet Jäi recht an! lau'n uolt Soupswäin!

J u n g e n s (ſinget wäer):

Hai bleckert wäi ne Zicke

un is ſau doudeldicke!

wär ſuppet wäi ne Hanne,

werd ſwart as wäi ne Pannel

bäi'n Faſſeln is dat ſäine Art,

de Fedder, dai is pannenswart!

de l e r ſ t e (Knecht):

Halet mal de Laiere här! de Wäſche will

up en Haunderwäim ſtäen!

(Laiere werd aneſtellt)

d e T w a i t e (Holthacker):

Lat meck de Laiere hollen!

d e D r i d d e (Holthacker):

Niee! Dou knippeſt de Wäſche bluots

in de Baine un denne ſtertet ſe runder

un ſmitt de Eier kaputt!

Wäi willt kainen Pannekauken!

(alle lachet ſe)

(De Wäſche jifft Woſt un Eier här.)

II. De Arſtenbäre

Forſinger:

Smäijet emal ſtille! (hai horket). Maket doch nich allehope ſaunen Kraakeel!

Luie! Prettjeräie! (horket wedder). Eck heere wat brummen!

d e l e r ſ t e (Knecht):

Käik hen, do bringet ſe en Arſtenbären. Se hett ne all an der Kedde!

d e T w a i t e (Holthacker):

Toif man! dāne willt wäi woll Baine maken! Dai bitt nich mier!

(Bärentrecker kummet mid'n Arſtenbären an der Kedde, Arſtenbäre in Arſtenſtruoh.)

A l l e ſ i n g e t :

Arſtenbär! Arſtenbär!

Dou daiſt unſch nou garniſt mier!

Winter, dai werd outedreben,

lange was'e inneleben,

Arſtenbär! Arſtenbär!

Dou daiſt unſch nou garniſt mier!

F o r ſ i n g e r :

(ſpricket mit daiper Stimme)

Hat ferloren ſäine Nucken,

mott ſeck laten ſon unſch dücken,

wackelt mit dai ſwarten Ohren,

hat all alle Kraft ferloren.

A l l e ſ i n g e t :

Arſtenbär! Arſtenbär!

Dou daiſt unſch nou garniſt mier!

F o r ſ i n g e r :

Hai is ſmachtich un amächtich

hai is nich mier näiderdrächtich.

Winterſtāt mit Ais un Snäi

mid'n Winter is't forbäi.

A l l e ſ i n g e t :

Arſtenbär! Arſtenbär!

Dou daiſt unſch nou garniſt mier!

F o r ſ i n g e r :

Sunne kummt mit ehren Lichte,

mak't dai lanke Nacht tau nichte,

datt et mit der Duifternis

Gott ſäi Dank! tau Enne is!

A l l e ſ i n g e t :

Arſtenbär! Arſtenbär!

Dou daiſt unſch nou garniſt mier!

F o r ſ i n g e r :

Ober'n Barch in oule Daal

glouſtert all de Sunnenſtraal,

»Abendruot: gout Wedderboot!

Morjenruot: an Toune ſloot't!»

A l l e ſ i n g e t :

Arſtenbär! Arſtenbär! •

Dou daiſt unſch nou garniſt mier!

F o r ſ i n g e r :

Daiſt'e mid'n Koppe nicken?

uole Tropp ſon Arſtenbären?

faſt Deck out en Derpe ſchären!

kannſt unſch mal in'n Maareſe licken!

A l l e ſ i n g e t :

Arſtenbär! Arſtenbär!

Dou daiſt unſch nou garniſt mier!

De Ierste (Knecht):

Sla'et ne wecke up et Baß! seije eck Jäisch! Deschet ne wecke up! Maket korte fäime mit ne, bringet ne up en Swunk!

(Ärftenbär danßet un brummet.)

De Twaitte (Holthacker):

Hai fall maken, datt'e out en Holte kummet! Wäi willt wedder Holt hacken!

Wäische:

Wäi willt up de Kultouer! Wäi willt wedder Dannen planten un en Kamp raine maken!

De Driidde (Holthacker):

De Snäi mott wech out der Dickunge, de gruoten Hersche smäitet all, seije eck Jäich! Wäi find all ober'n Hornunk rout! Wäi willt Herfchstangen soiken!

Junge (jodelt):

Lat Deck nich fon'n Fester Inappen,
Holdrio - o - holdrio hu - hu!

fist most Dou Däin Jeld bäirappen,
holderio - o - La - i - ti!

Forfinger:

Wind! Wind! maihe!

in'n Woold un up en Haie!

mak' alle Festers doof un blind,

datt kainder unsch in'n Holte find't!

en ander Junge (jodelt):

Hailebier'n ät eck jier'n!

wenn se bluots ierst räipe wier'n!

Hailebieren willt wäi plichen

willt se mit der Tunge licken!

Hailebier'n ät eck jier'n!

wenn se bluots ierst räipe wier'n!

De Ierste (Knecht):

Käik hen wäi'e wackelt, de Ärftenbäre! Slaet ne wecke up et Baß, seije eck Jäisch!

Alle (raupet):

Hai fall seck out en Derpe schären! Hai fall seck out en Holte schären!

(Päitfchenknalders komet, Harzer Blockfauerluie mid'n blaen Kittel, swarten Slapphaut un Eeldaukenkamaßchen mit Kneppe, knallet mit Päitfchen.

De Jungens mid'n Bessen, fäjet en Winter router un slaet na'n Ärftenbären, dai loppt wech, stolkert un stertet up en Hindersten.

Umme nou nich fon dai Päitfchen edropen te wieren, spritjet dai-ganßen Ummefingers outetander, sau dralle, datt en paar Jungens un Mähens rijjaars henfallet.)

Forfinger:

(lachtet, deklamäiert)

Pitsche, Patsche! hail dat knallet!

alles up en Aarfe licht!

uok de besen Gaister fallet

immer nich up't Anjesicht!

Huch! dai uolen kuolen Gaister,

diffe Baister, gaat kopphaister!

- Winter Dou hast outespeelt!

- Käik! hai jift all Fersenjeld!

(Ärftenbäre loppt wech. Päitfchen knallet! Fresche! Krach! Knallbomben baldert.)

(Alle af. Stille. En Mäken in Holschen mid'n Melkemmer kummet out en Kaustall)

Mäken singet:

(läileken un suitjen anfengend)

Quaie Luft in'n blaen Heben.

Oberall dat näie Lieben

räjet seck in dai Natouer.

Up de Felder trecht de Bouer,

dait'e ploten, dait'e saten,

kann'e späder Kooren maien!

- Witte Lämmeken in'n Stalle

hett de mitten Schäpkens alle,

oufe dunkelbroune Kau

hat en Bullenkalf datau!

- balle is et gruot ewossen,

- werd't en Bullen? uoder'n Offen?

III. Dat Henseln

(Knechte fon der linken, Jungens fon der rechten Halve, ain Enke un ain Holthacker=
lierjunge)

Knecht:

»Wat willt Jäi? Jäi Snorrleppes! Jäi Rotnäsen!«

Enke:

»Wäi willt Knechte wieren! (en ander): – un Jefellen!«

Knecht:

»Sau? Jäi willt Knechte wieren? un Jefellen? find Jäi denne all drie hinder'n Ohren?«

Enke:

»Dat find wäi!«

Knecht:

»Un wait denne Joue Fader datte? und Joue Mudder?«

Enke:

»Dai brouket wäi da umme nich mier te fra'en. Wäi find all filbest gruoet enauch, wäi
hett doch all lanke Huosen anne!«

Knecht:

»Sau? Jäi hett all lanke Huosen anne? Na! up de Huosen kummet et aberst nich an!
Mannichainder hat lanke Huosen anne un hat doch nist te sejen un Mannichaine,
dai hat garkaine Huosen anne, un dai hat den ganzen Dach wat tau kommandäiren!
Na! denne komet man emal här un fettet Jäich häier up en Stouken! denne willt
wäi Jäich ierst emal balbäiren!

Heije denne all Haare under der Näse? Jo! da littet jo lau'n paar Fusseln!
(Emmer, Wittjebost, Sack um en Hals, Holtmest, Hie'ebart. Dat Holtmest werd
ummestendlich escharpet un de Junge balbäiert.)

Huch! Bengel! Dou bist aber ne Rotnäse!

H o l t h a c k e r (tau dän Holthackerlierjungen):

Un Dou? na! denne kumm Dou man uok emal här! denne lech Deck man häier mal
ober'n Sa'ebock, Nou jiebet meck emal en Dannentacken här, aber nich faunen litjen!
(Junge jammert)

Sau! nou ningere man nich, et is man en korten Oenblick, denne haste't obermunnen!
(Junge jammert)

Allau, nou passe mal up!

»Äinen for et Part! un Äinen for de uole Ärt! un en Dridden? – for'n Hindersten!«

Sau! un denne lech Deck man häier mal ober de Rulle! Nou willt wai en ferninftigen
Minschen out Deck maken un willt Deck ierst emal richtig terechterullen!

(dai Junge werd erullt ober ne Dannenrulle)

H o l t h a c k e r s :

Här un hen! hen un här!

Här un hen! hen un här!

Zuist'e woll, lau werst'e wär!

Zuist'e woll, lau werst'e wär!

(alle lachet se)

Sau, nou find Jäi ierst emal fullenwärtige Minschen eworren un nou kennt Jäi uok
müddemaken!

– un ierst emal ne Pulle Sluck spendäiren! Wat? – dai hast'e all müddebrocht?

Na! zuist'e woll, wat dou for'n akkeraten Bengel eworren bist.

Denne willt wäi mal anlicken! Jieder ne Doumenbraie, aber nich mier! – un uok nich
wennijer!

H o l t h a c k e r :

»Eck laih Deck!«

d e T w a i t e :

»Dat froit meck!«

(De Knecht drinket ober'n Doumen, jifft de Pulle terijje, wischet leck mid'n Ärmel en Snurrbart af un licket mit der Tunge.)

H o l t h a c k e r :

»Eck hebbe Deck tauesopen!«

H o l t h a c k e r :

»Eck drinke Deck tau!«

d e T w a i t e :

»Dat dau!«

d e T w a i t e :

»Da hast'e en Rechten edropen!«

IV. D a t F o i t e m a f c h e n

(Junket Mäken, out en Derpe börtich, in städtischen Kleedern.)

M ä k e n :

(Ipricket recht jäl)

Ach! was find das rauhe Sitten

hier in diesem Harzer Land!

Nein! da muß ich wirklich bitten,
das ist doch so allerhand!

Früher hatt' ich da nichts draus,

als ich hier noch war zu Haus,

als ich noch »Zufälschen« war, -

heute heiß ich Josefine,

bei ner feinen Herrschaft diene

ich nu all en halbes Jahr!

Und was sagen nur die Leute

zu dem tollen Treiben hier?

In der Großstadt hat man heute

doch mehr Bildung als wie wir!«

J u n k e r B u r f c h e :

»Wat bist Dou ne fäine Dame! ?

faune Allerweltsreklame! ?

Dou sechst ,Leute'? Dou sechst ,heute'?

- kumm - eck wasche Deck de Foite!

bist out ousen Derpe doch!

hole Ärt un Sitte hoch!

in Deck sitt en gouen Kiern!

Mäken, kumm! eck hew Deck jiern!

Sprick nich jäl! sprick Dou man Platt!

denne sejj eck Deck uok wat

in de litjen soiten Ohren!

hast Dou'n Heimatstolt ferloren?

- Här de Jilte! - Här et Mäken!

här de Foite! - lat et quäken!

rinter in en Brennewäin!

Roime här! - Deck schrupp eck fäin!

- Fittche, fittche Fouebusch!

Drie biste! husch husch husch!

Och! - wat hast'e hibische Foite? !

- Mäine Brout! Dou ganze Soite!«

(fallet leck in de Ärme.)

(Brout= un Breddijamsdanß.)

V. D a t F o u e n

(Junket Bouermäken singet for, alle=hope singet se na.)

M ä k e n :

Zitleefeken, Zitleefeken

röppt out en daipen Snäi:

»Fijoileken! Fijoileken!

de Winter is forbäi!«

- un all de littien Fejjels singt:

»De Witterunk is quail!«

un datt se nou et Froijaar bringt

in Woold un Brauk un Hai.

Zitleefeken, Zitleefeken

röppt out en daipen Snäi:

»Fijoileken! Fijoileken!

de Winter is forbäi!«

Alle singet:
 Zitleefeken, Zitleefeken

 Forfinger:
 Oberall dait feck erjeben:
 Uolt fergait un Nait will lieben,
 up en Daak de Kater pauet
 un de Mäitschekatte mauet,
 oberall is hooge Tait;
 mannich Mäken is lau wäit,
 Froijaar foilt et in der Bost
 un - mach haine Lebbermost!
 Alle singet:
 Zitleefeken, Zitleefeken

Forfinger:
 (Spricket wäier)
 Balle hummt fon gruote Faart
 ouse uole Hailebart,
 ober Summer bringt'e häier
 for de Mäkens litje Schräier.
 Fittche, fittche Fouebusch!
 fout de Mäkens! hufch hufch hufch!
 datt se bläibet hibsch jesund
 un se wieret kaulenrund,
 datt de uole Hailebart
 Arbait hat up säine Art:
 denne fall't ne woll jelingen
 louter Twillinge tau bringen!
 Alle singet:
 Zitleefeken, Zitleefeken

VI. Dat Faffeln

(Allehope trecket se na en Krauge. De Forfinger sniffelt mit de Näse in de Luft un spricket, fachte un mit Betonünge.)

Forfinger:
 (läife)
 Smäijet mal recht stilleken!
 - de Mudder backet Prilleken
 mit soiten Twetschenmause,
 - en Kummer out en Hausel -
 (loue)
 Liebelustich willt wāi maken
 mit dai feelen schenen Saken.
 willt se na en Krauge dra'n,
 alle sind Jāi in'ela'n!
 wār en Spaß ferdraen kann,
 huite gait et Faffeln an!

Danßen, Lachen Lustichsāin
 is de beste Mellezāin!
 Alle singet:
 Zitleefeken, Zitleefeken

 Forfinger:
 Dat Jieder wedder liebich werd
 hat't Froijaar unsch dit Fest bescheert!
 Junke Mäkens allemal
 heeret up en Danßesaal!
 Luie! Luie! man nich dumm!
 alle um en Disch 'erumm!
 up en Disch en Hampelmann!
 Fedder! snitt de Wost mal an!

(En paar Jungens ätet ober'n Doumen un wecke bäitet in en Stimpel...)

Alle Luie - hufch hufch hufch
 fittchet mid'n Fouebusch!

Junk un Uolt! alle ran!
 Fittche, fittche Frou un Mann!

(Alle danßet se, bäitet in de Wost, ätet Krengeln un singet:)

Zitleefeken, Zitleefeken
 röppt out en daipen Snāi:

»Fijoileken! Fijoileken!
 de Winter is forbāl!«

Vorliebe für Verkleinerungsformen, ein Wesensmerkmal der ostfälischen Volkssprache

Von Werner Flechsig

Nicht in allen niederdeutschen Landschaften verwendet man in gleichem Umfange Verkleinerungsformen zur Bezeichnung kleiner Lebewesen und Dinge oder zur liebkosenden Anrede nahestehender Personen. Das zeigt uns deutlich ein Blick auf die im Jahre 1938 von W. Mitzka und B. Martin veröffentlichte Karte Nr. 59 in der 10. Lieferung des Deutschen Sprachatlas. Aus dieser Karte und dem erläuternden Begleittext ersehen wir, daß man für das hochdeutsche Wort ‚Schäfchen‘ (als Mehrzahl) entsprechende plattdeutsche Verkleinerungsformen in einem riesigen Gebiet Norddeutschlands zwischen Nordsee und Stettiner Haff gar nicht kennt oder doch jedenfalls nicht anwendet. Man umschreibt dort in der Regel die Verkleinerung durch Zusatz eines Eigenschaftswortes. In Ostfriesland, im Rheinland und im westlichen Westfalen bildet man dagegen Verkleinerungsformen in der Mehrzahl durch Anfügung der Endung -kes, in Ostfalen wie im östlichen Westfalen durch Anfügung von -ken oder -kens. Die südliche Lüneburger Heide zwischen Gifhorn, Celle, Fallingb. und Ulzen ist in dieser Hinsicht wie in so manchen anderen Erscheinungen der Volkssprache ein Übergangsgebiet zwischen ostfälischen und nordniedersächsischen Spracheinflüssen. Je weiter ein Ort von der Aller nach Norden entfernt liegt, desto geringer ist die Neigung zur Bildung von Verkleinerungsformen, bis sie in der Gegend um Lüneburg nahezu völlig erlischt. Obwohl auf der Sprachkarte Nr. 59 nur ein einziges Verkleinerungsbeispiel dargestellt ist, gewinnt man doch schon hieraus den Eindruck, daß Vorliebe für Verkleinerungsformen auf der einen Seite und Abneigung dagegen auf der anderen zu den bestimmenden Wesensmerkmalen gehören, durch die sich die ostfälische Sprachlandschaft von der nordniedersächsischen unterscheidet. Dieser erste Eindruck wird vollauf bestätigt, wenn wir bei der Durchsicht der reichen Wortbestände des im Entstehen begriffenen Braunschweigischen Wörterbuches einen tieferen Einblick in die vielfältige Verwendung von Verkleinerungs- und Koseformen in der ostfälischen Volkssprache nehmen. Es lohnt sich daher, die Diminutiva im Ostfälischen ebenso zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung zu machen, wie es E. Nörrenberg 1923 mit den westfälischen Diminutiva getan hat ¹⁾.

Mit den ostfälischen Verkleinerungsformen hat sich als erster Ed. Damköhler 1906 ausführlicher befaßt ²⁾. In seinem Aufsatz über „Diminutiva in der Mundart von Cattenstedt“ hat er die grammatischen Regeln aufgezeigt, nach denen in jenem Harzranddorf bei Blankenburg die verkleinernde Endung an Haupt-, Eigenschafts-, Umstands- und Zeitwörter angefügt wird. Am häufigsten erfolgt bei allen diesen Wortarten die Verkleinerung durch Anhängung der Silbe(n) -(e)ken. Die so verkleinerten Hauptwörter erhalten dadurch sächliches Geschlecht ohne Rücksicht darauf, ob der Wortstamm an sich männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechts ist. Daneben gibt es eine kleinere Anzahl männlicher und weiblicher Hauptwörter, die bei Anfügung der Endsilbe(n) -(e)ke ihr ursprüngliches Geschlecht bewahrt haben. Diese zweite Art der Diminutivbildung geht, wie Damköhler erwähnt hat, auf ein altes -iko für männliche und -ika für weibliche Kosenamen zurück. Die Endsilbe -ke(n) wird in Cattenstedt zu -je(n), wenn ein t oder d

vorausgeht. Mit einem vorausgehenden s wird sie zu -sche(n) zusammengezogen. Steht vor -ken ein k oder g, so wird zur Erleichterung der Aussprache die Zwischensilbe -el- eingeschoben, so bei beckelken ‚Bäckchen‘, beukelken ‚kl. Buche‘, êjelken ‚kl. Auge‘ und jingelken ‚kl. Junge‘.

Dasselbe, was Damköhler aus Cattenstedt berichtete, gilt auch für das ostfälische Kerngebiet zwischen Helmstedt und Hildesheim. Hier können wir auch, da ältere Quellen für die Geschichte der ostfälischen Volkssprache aus diesem Gebiet reichlicher fließen, willkommene Aufschlüsse über das Alter der verschiedenen Arten der Diminutivbildung gewinnen. Aus Platzmangel muß ich mich auf die Verkleinerungsformen bei Hauptwörtern beschränken. Ich kann auch die als Quellen benutzten plattdeutschen Gelegenheitsgedichte aus dem 17. und 18. Jahrhundert nicht einzeln zitieren, sondern muß mich bei jedem Belege mit der Angabe des abgekürzten Druckortes und des Druckjahres begnügen, wobei Br. als Braunschweig, Go. als Goslar, He. als Helmstedt, Hi. als Hildesheim und Wo. als Wolfenbüttel zu lesen ist ³⁾).

Wie heute überwiegt auch schon im 18. und 17. Jahrhundert, ja nach Ausweis der Testamentsbücher und Kämmererechnungen der Stadt Braunschweig bereits im 16. und 15. Jahrhundert die Verkleinerungsform -ken. Die Formen -je(n) und -sche(n) sind dagegen verhältnismäßig jung. Der Übergang der Konsonantenverbindung sk zu sch erfolgt in Ostfalen erst im 18. Jahrhundert. Schreibungen wie biskaien ‚bescheiden‘ (1728) oder Pastörske ‚Pastorenfrau‘ (1730) sind in ostfälischen Mundartgedichten aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts noch ziemlich häufig. Dementsprechend ist damals die Verkleinerungssilbe -ke(n) mit einem vorhergehenden s auch noch nicht allgemein zu -sche(n) zusammengezogen. Es erscheinen die Formen *Denscken* ‚Tänzchen‘ (Hi. 1672 und 1753), *Gläsken* ‚kl. Glas‘ (Br. 1691 und 1721, Wo. 1724), *Hänsken* ‚Hans‘ (Wo. 1739), *Liescke* und *Liesken* ‚Elisabeth‘ (He. 1704 und 1706, Br. 1708), *Strüzhken* ‚kl. Strauß‘ (He. 1717). Die Namensformen Dorthliske Marie Liske und Trin Liske finden sich sogar noch 1773 in einem handschriftlichen Bericht des Pastors zu Abbenrode im Kr. Braunschweig ⁴⁾ über besondere Namen seiner Pfarrkinder, dadurch allerdings auch schon als absonderlich und veraltend gekennzeichnet. Dort ist außerdem die merkwürdige Mischform *Lüdschken* für Ludwig erwähnt, in der neueres sch mit älterem sk um die Herrschaft ringt. Als früheste Belege für -sche(n) fand ich in ostfälischen Gelegenheitsgedichten *Artsche* ‚Hänfling‘ (Br. 1717), *Böstschen* ‚Brüstchen‘ (He. 1650), *Kippschen* ‚entscheidender Punkt‘ (Wo. 1732), *Lieschen* ‚Elisabeth‘ (Go. 1727, He. 1728), *Malitsche* ‚Miliz, Garnison‘ (Wo. 1708), *Schätschen* ‚Liebste‘ (Br. 1730), *Stiegelitsche* ‚Stieglitz‘ (Hi. 1766), *Stückschen* ‚Stückchen‘ (He. 1727), *Stünschen* ‚Stunz, kl. Holzgefäß‘ (He. 1704), *Utsche* ‚Frosch‘ (Br. 1727) und *Wäsche* ‚Base‘ (Br. 1728).

Auch die Verbindung -t-je(n) verdrängt erst im 18. Jahrhundert die älteren Formen auf -t-ke(n). In den ostfälischen Gelegenheitsgedichten erscheinen noch *betken* ‚bißchen‘ (He. 1650 und 1686), *Leidken* ‚Liedchen‘ (He. 1732), *lütke* und *lüttk* ‚kleine‘ (He. 1650, 1654 und 1704, Go. 1718, Wo. 1733), *Snüetken* ‚Kuß‘ (He. 1653 und 1654), ferner im Kirchenbuch der St. Katharinenkirche zu Braunschweig ⁵⁾ der Straßename *Violtwetke* 1633 und *Violentwetke* 1657, im Bürger- und Gewerbeverzeichnis der Stadt Braunschweig von 1671 ⁶⁾ die Familiennamen Bethke(n), Gretken, Lütken und Ratken. Daneben stehen dort allerdings auch schon Greichen und Gretchen, Hartgen und

Hartjen, Lütgen, Ratgen, Tietchen, Viedtchen und Woltje. Das auslautende n dieser Namen gehört nicht fest zur Endung, sondern bezeichnet den Genitiv der Abstammung. Die Formen auf -ge(n) stellen den Lautübergang von -ke(n) zu -je(n) dar, der gewiß nicht von heute auf morgen vollzogen wurde. Auch in den ostfälischen Gelegenheitsgedichten des 17. und 18. Jahrhunderts zeigt sich dieses Schwanken zwischen -gen und -jen, manchmal sogar innerhalb eines und desselben Textes. So finden wir betgen (He. 1727) und bettjen (He. 1717 und 1724), Fleitge ‚Flöte‘ (He. 1727) und Fleitje (Br. 1680 und 1732), Graitgen ‚Margarete‘ (Go. 1685) und Greitchen oder Greitje (Hi. 1710, Go. 1724), Hapütjen ‚Hagebutten‘ (Hi. 1711), Höltje ‚Holzapfel‘ (Br. 1732), Kättjen ‚Kätzchen‘ (Br. 1724), Kledgen ‚Kleidchen‘ (He. 1743), Klütjen ‚Klößchen‘ (Wo. 1715), Knechtjen ‚kl. Knecht, Knabe‘ (He. 1654), Köstje ‚Gastmal‘ (He. 1728), Leidjen (He. 1654), lütje (Br. 1730) und lütje (Wo. 1714, Br. 1718, 1728, 1730), Moitgen ‚Mütchen‘ (Go. 1695), Schnütjen (Br. 1724) und Snütje (Go. 1727), Twetje ‚enge Gasse‘ (Wo. 1714). Im Nachlaßinventar des Braunschweiger Bürgers Hans Fläcke von 1647⁷⁾ erscheint auch bereits die noch heute gebräuchliche Bezeichnung Boritchen für einen kleinen pfriemenartigen Bohrer. In Kämmereirechnungen und Testamentsbüchern der Stadt Braunschweig aus dem 16. Jahrhundert und aus älterer Zeit suchte ich dagegen bisher vergeblich nach Belegen für die Diminutivbildung -ge(n) oder -je(n).

Dasselbe gilt für die Einfügung der Zwischensilbe -el zwischen dem auf g oder k ausgehenden Wortstamm und der Diminutivendung -ken. Bezeugt ist sie frühestens in plattdeutschen Gedichten Ostfalens aus dem 18. Jahrhundert, und zwar mit Bäckelken ‚Wangen‘ (He. 1708), Ogelkens ‚Augen‘ (Wo. 1709) und Döikelken ‚kl. Tuch‘ (He. 1717). Im Mittelalter schrieb man noch unbekümmert ringeke ‚kl. Ring‘ (Br. 1401) statt ringelken.

Die mittelalterliche Form ringeke ist aber noch in anderer Hinsicht sehr bemerkenswert. Sie lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Frage nach dem Geschlecht der Verkleinerungsformen. Wie schon erwähnt, gibt es heute neben der großen Menge der Diminutiva auf -ken (-jen, -schen), die sächlichen Geschlechtes sind, eine kleinere Anzahl teils männlicher, teils weiblicher Diminutiva auf -ke, -je oder -sche. In älterer Zeit ist der Anteil dieser männlichen und weiblichen Diminutivbildungen am Gesamtbestande der ostfälischen Verkleinerungs- und Koseformen aber erheblich größer gewesen. Manche männlichen und weiblichen Hauptwörter und Personennamen, die heute durch Anfügung der Verkleinerungssilbe -ken (-jen, -schen) sächliches Geschlecht erhalten, werden im Mittelalter und teilweise noch bis ins 18. Jahrhundert hinein unter Bewahrung ihres ursprünglichen Geschlechts durch Anfügung der Endung -ke verkleinert. Als Beispiele führe ich aus den Braunschweiger Testamentsbüchern und Kämmereirechnungen des 14. bis 16. Jahrhunderts⁸⁾ die männlichen Dingwörter ringeke (1401), settelke ‚kl. Zettel‘ (1432), torneke ‚kl. Turm‘ (1473) und de lutke demmeke ‚kl. Damm‘ (1550), sowie die weiblichen Dingwörter busseke ‚kl. Büchse‘ (1473), kenneke ‚kl. Kanne‘ (1346), schaleke ‚kl. Schale‘ (1450) und pilleke ‚kl. Pille‘ (1406) an. In ostfälischen Mundartgedichten finden sich ferner noch die weiblichen Formen Püppke ‚Püppchen‘ (He. 1741) und Snütje ‚Mund‘ (Go. 1727) statt der heute gebräuchlichen sächlichen Formen Püppken und Snütjen.

Schon 1391 erscheinen aber mit Geschlechtswechsel dochterken ‚Töchterchen‘, 1393 klockentörneken ‚Glockentürmchen‘, 1401 steineken ‚Steinchen‘, 1412 tollencedelken ‚Zollzettelchen‘, 1415 bodeken ‚kl. Bottich‘, 1422 hoveken ‚kl. Hof‘ 1423 krenseken ‚Kränzchen‘, 1433 breveken ‚Briefchen‘ und 1449 megedeken ‚Mädchen‘.

Anders steht es mit den Personennamen. Verkleinerungsformen männlicher und weiblicher Vornamen werden in Braunschweig während des späteren Mittelalters stets durch Anfügung von -e-ke gebildet und bewahren somit ihr echtes Geschlecht. Bei den männlichen Vornamen tritt in Ostfalen während des frühen 14. Jahrhunderts die alte Vollform des Suffixes -i-ko oder -e-ko anfangs noch recht häufig auf. Als Beispiele aus dem 2. Bande des Braunschweiger Urkundenbuches⁹⁾ bringe ich die Namen *Beteko de Rotdorpe* 1314, *Brendico de Alvelde* 1309, *Deneke*, Knecht *Eylard Bonekes* 1316, *Gereke de Brotzem* 1314, *Ghiseco de Wildenstene* 1297, *Godeco de Helmstad* 1299, *Heydeko pistor* 1313, *Meyneco de Blekenstede* 1265 und *Tileko pistir* 1306. Im weiteren Verlauf der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts wird das auslautende o dann allgemein zu e abgeschwächt, und es entstehen nun die überaus zahlreichen ostfälischen Personennamen auf -e-ke, die später zu Familiennamen werden und uns heute noch auf Schritt und Tritt in der Form Bätge, Brenneke, Deneke, Gereke, Giseke, Gödeke, Heideke, Meineke, Tileke usw. begegnen. Sie unterliegen alle einem einheitlichen Bildungsgesetz: Immer wird die Endung -iko, -eko, -e-ke an die betonte Silbe des Namens unter Fortfall der übrigen Silben angefügt, wie ja auch die Kurzformen nur aus den haupttonigen Silben der Namen gebildet wurden. Bei germanischen Namen ist natürlich stets die erste Silbe die betonte, bei den aus fremden Sprachen entlehnten Namen dagegen häufig die zweite. Daher bildete man als Koseformen zu Ambrosius, Johannes, Elisabeth, Lucia, Sophia und Susanna in Braunschweig während des Mittelalters nicht etwa Ammeke, Joke, Elleke, Luceke, Sofke und Suske, sondern Broseke, Hanneke, Liseke, Zike, Fike und Sanneke.

Wenn die meisten mittelalterlichen Verkleinerungsformen ostfälischer Vornamen später nicht in neutrale Bildungen auf -ken (-jen, -schen) umgewandelt wurden, so liegt das wohl daran, daß sie nach ihrem Festwerden als Familiennamen gar nicht mehr bewußt als Verkleinerungen empfunden wurden und daß ihre Herkunft aus Vornamen in Vergessenheit geriet. Nur von solchen Vornamen, die noch im 18. Jahrhundert gebräuchlich waren oder im 19. Jahrhundert neu in Mode kamen, wurden nun sächliche Verkleinerungsformen gebildet wie *Fritjen* von Friedrich, *Gustjen* von Gustav, August oder Auguste, *Henschen* von Hans, *Hinderken* von Hinrik, *Krischtschen*, *Krischēneken* oder *Schēneken* von Christian, *Lütjen* von Ludwig, *Stöffelken* von Christoph, *Anneken* von Anna, *Dörtjen* von Dorothea, *Emmeken* von Emma, *Graitjen* von Margarete, *Hanneken* von Johanna, *Ilseken* von Ilse, *Jetjen* von Henriette, *Lischen* von Elisabeth, *Mariken* von Marie und *Minneken* von Minna. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts drang daneben auch die mitteldeutsche und schriftsprachliche Diminutivendung -chen in Ostfalen ein mit Formen wie *Dinichen* von Dina, *Mällichen* von Amalie, *Milichen* von Emilie und *Minichen* für Hermine oder Wilhelmine.

Als Reste männlicher Verkleinerungsformen auf -ke oder -je in der neuostfälischen Volkssprache seien neben den erstarrten Familiennamen

auf -ke hier aufgeführt *Taitje* als Kosenamen für den Vater in der Kleinkindersprache (veraltet), *Lakuntje* ‚Tausendkünstler‘, *Prötje* ‚Großmaul, prahlerischer Schwätzer‘, *Stöpke* ‚gespenstisches Wesen, Teufel in Koboldgestalt‘, *Stümmeke* ‚Stummer‘ und das auf das Gebiet zwischen Leine und Oberweser beschränkte *Hōneke* oder *Hāneke* ‚kl. Hahn‘ oder ‚Haushahn‘ schlechthin. Bei *Stümmeke* ist aber bereits eine bezeichnende Unsicherheit über das Geschlecht eingetreten; man gebraucht nämlich *Stümmeke* mehr als Femininum, und zwar auch zur Bezeichnung eines stummen Mannes, weil man die Verkleinerungssilbe -ke für eine ausgesprochen weibliche Bildung hält.

Diese Meinung konnte sich in neuerer Zeit deshalb leicht durchsetzen, weil die meisten heute noch gebräuchlichen Diminutiva auf -ke (-je, -sche) wirklich Verkleinerungsformen weiblicher Hauptwörter sind. Sie verteilen sich hauptsächlich auf vier Sachgruppen, und zwar Tiernamen, Pflanzennamen, Bezeichnungen für Bestandteile des menschlichen und tierischen Körpers und Scheltwörter. Unter den Tiernamen finden wir *Antje* ‚Ente‘, *Mēseke* ‚Meise‘, *Kaiweke* oder *Schāreke* ‚Elster‘ (neben *Schāre*), *Swāleke* oder *Swōleke* ‚Schwalbe‘, *Tāleke* ‚Dohle‘, *Artsche* ‚Hänfling‘, *Rōtbōstje* oder -böschtsche ‚Rotkehlchen‘, *Stijelitsche* ‚Stieglitz, Diestelfink‘, *Wā'en-* oder *Wipstērtje* ‚Bachstelze‘, *Hormeke* oder *Horneke* ‚Hornisse‘, *Mijēmeke* oder *Amintje* ‚Ameise‘, *Wantsche* ‚Wanze‘, *Utsche* ‚Frosch‘; von den Pflanzennamen nenne ich *Fijoileke* ‚Veilchen‘, *Jūleke* ‚Gundelrebe‘, *Nējelke* ‚Nelke‘, *Rabüntje* ‚Rapunzel‘, *Hōltje* ‚Holzapfel‘, *Hāpūtje* ‚Hagebutte‘ und *Twiseke* oder *Kwiseke* ‚zusammengewachsene Doppelkirsche oder Doppelzwetsche. Auch der Name des Holunders (*Sambucus nigra*), der von den Früchten auf den ganzen Baum übertragen ist, gehört wohl hierher, weil die Formen *Kaileken*, *Kaitschen* oder *Kiseken* als Mehrzahl zur Bezeichnung der Fruchtdolden zu verstehen sind und daraus die Form *Kaileke* f. usw. für die einzelne Frucht zu erschließen ist. Zu den Bezeichnungen für Körperbestandteile gehören *Biseke* ‚spärliches Haarnest auf dem Frauenkopf‘, *Püntje* ‚gespitzter Mund‘, *Gōpsche* oder *Jepsche* ‚der innere Raum zwischen zwei aneinander gehaltenen hohlen Händen‘, *Grapsche* und *Tatsche* ‚große Hand‘, *Kluntje*, *Pōrtje*, *Pratje* und *Puseke* ‚weibliche Scheide‘, *Brūsche* ‚durch Stoß oder Fall entstandene Beule‘, *Kiwweke* ‚Hautausschlag am Munde‘, *Hēseke* ‚zartes Fleisch mit Knorpeln von der Innenseite des Schweinehalses‘ und *Swēreke* ‚eßbare weiche Haut vom Bauchfelle des Schweines‘. Eine vierte Gruppe weiblicher Diminutiva umfaßt Spott- und Scheltnamen für Frauen oder Mädchen mit lächerlichen oder tadelnswerten Eigenschaften wie *Flüchtje*, *Kwartje*, *Nustje*, *Pemmelke*, *Puselke*, *Slunsche*, *Snartje*, *Stiberitje*, *Sutje*, *Trulleke* und *Turtje*. Aus verschiedenen anderen Sinnbereichen seien schließlich noch ohne Anspruch auf Vollständigkeit hier angeführt *Binneke* ‚Schürzenband‘, *Jüntje* ‚Topftülle‘, *Fijeluntje* ‚schlechte Geige‘, *Pīleke* ‚Spielstein‘ (veraltet), *Strentje* ‚Handspritze‘, *Noiseke* ‚Öse‘, *Prilleke* ‚ringförmiges Schmalzgebäck für den Fassetabend‘, *Hutsche* ‚Fußbank‘, *Gliseke* ‚Gleitbahn auf dem Eise‘, *Lōweke* ‚Laube‘, *Twētje* ‚enge Gasse‘ und *Mēreke* ‚Märchen‘.

Diese Zusammenstellung läßt erkennen, daß vielfach den mit der Diminutivendung -ke (-je, -sche) versehenen Wörtern gar nicht mehr der verkleinernde Sinn anhaftet, der ihnen doch ursprünglich innegewohnt haben muß. Daraus erklärt es sich wohl auch am ehesten, daß bei diesen Wörtern wie bei den zu Familiennamen umgewandelten Koseformen alter Vornamen die alte Diminutivendung unverändert erhalten geblieben ist. Gleich jenen Namen

dürften die ostfälischen Diminutiva auf -ke schon in einer ziemlich frühen Zeit entstanden sein, als das Sprachgefühl noch klar zwischen männlichen, weiblichen und sächlichen Verkleinerungsformen unterschied, also spätestens im 14. Jahrhundert. Später, als man anfang, auch von männlichen und weiblichen Hauptwörtern durch Anfügung von -ken sächliche Diminutiva zu bilden, hätte man sicherlich Mēse zu Mēseken, Utse zu Utsken oder Utschen, Bise zu Biseken, Lōwe zu Lōweken, Twēte zu Twētken verkleinert, wenn nicht schon die älteren Diminutiva auf -ke vorhanden gewesen wären. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß alle ostfälischen Diminutiva von männlichen und weiblichen Hauptwörtern, die heute sächlich mit -ken (-jen, -schen) verkleinert werden, erst verhältnismäßig jungen Ursprungs sind. Dagegen sprechen die angeführten Beispiele älterer Formen wie ringeke, demmeke und schaleke gegenüber jüngerem Ringelken, Demmeken und Schēleken.

Warum schon im 15. Jahrhundert die meisten männlichen und weiblichen Diminutiva die sächliche Form auf -ken angenommen haben, läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen. Wohl mag Analogie eine Rolle gespielt haben, indem man z. B. Sōneken, Döchterken, Broierken, Swesterken und Mēken an Kinneken anschloß oder Hünneken und Ketjen an Swīneken, Kelweken und Hoineken, aber häufiger wird das auslautende n wohl aus der Mehrzahl oder aus den Flexionsendungen der Einzahl schwach deklinierter männlicher und weiblicher Hauptwörter fälschlich auf die erste Person der Einzahl übertragen und die so entstandene Form irrtümlich als sächlich verstanden sein.

Auch bei den heutzutage vorherrschenden Verkleinerungsformen auf -ken, -jen oder -schen ist übrigens der verkleinernde Sinn offenbar dem Sprecher nicht mehr immer deutlich. Selbstverständlich ist er noch vollauf lebendig in der Umwelt des Kindes. Da haben wir das Kinneken, das ein Sōneken oder Döchterken sein kann und in der Regel ein Broierken oder Swesterken hat; man spricht dann auch, um das Geschlecht zu bezeichnen, von einem Jünkelken oder Mēkelken. Diese letzte Form ist insofern bemerkenswert, als sie eigentlich eine d o p p e l t e Verkleinerung darstellt, weil Mēken ja bereits im Mittelalter durch lautgesetzlichen Ausfall des intervokalischen g und d aus megedeken entstanden ist und ursprünglich ‚kl. Magd‘ bedeutet; da Mēken aber heutzutage hauptsächlich das halb- oder voll erwachsene Dienstmädchen bezeichnet, mußte für das kleine Mädchen eine neue Verkleinerung gewählt werden. Für die Körperteile des Kindes sind gebräuchlich Ausdrücke wie Köpken, Hēreken, Töpken ‚Zöpfchen‘, Ōgelken, Ōreken, Beckelken, Nēseken, Mūleken, Henneken, Fingerken, Knöckelken, Baineken, Foiteken oder Foitjeken und sogar Popōseken, für die Gegenstände, mit denen das Kind hantiert, u. a. Pülleken ‚Saugflasche‘, Kackstoileken ‚Kinderstühlchen‘, Pūpken und Būerhotjen ‚Holzpfersdchen‘, für die Haustiere, mit denen es in Berührung kommt, Hünneken ‚Hund‘, Ketjen oder Mīseken ‚Katze‘, Kelweken ‚Kalb‘, Schēpken ‚Schaf‘, Lemmeken ‚Lamm‘, Swīneken ‚Schwein‘, Hoineken ‚Huhn‘, Kūkelken ‚Küken‘, Hēneken ‚Hahn‘, Pīleken ‚Gans‘, Fiteken, Fitjeken oder Äntjeken ‚Ente‘ und Immeken ‚Biene‘.

Merkwürdig ist bei Fitjeken und Äntjeken wieder jene doppelte Verkleinerung, die uns bereits bei Mēkelken auffiel und außer bei Foitjeken auch bei Fētjeken ‚Fäßchen‘ und bei den Adverbien buntjeken ‚bunt‘, dichtjeken ‚dicht‘ und soijtjeken ‚süß‘ in Erscheinung tritt. Solche Formen verraten eine geradezu

barocke Neigung der ostfälischen Volkssprache zur Bildung von Verkleinerungsformen, die selbst vor Verben nicht haltmacht. R. Block brachte dafür in seinem Eilsdorfer Idiotikon ¹⁰⁾ ein besonders aufschlußreiches Beispiel in dem Satze „'t Kinneken is hennefalleken“, d. h. ‚das Kind ist hingefallen‘. Diese Vorliebe für Verkleinerungsformen führt dazu, daß außerhalb der Welt des Kindes Diminutiva auch im Gespräch der Erwachsenen untereinander eine große Rolle spielen, und zwar durchaus nicht nur dann, wenn wirklich von kleinen Lebewesen oder Dingen die Rede ist. Schon die Behandlung der Diminutiva auf -ke (-je, -sche) ließ erkennen, wie viele Sinnbereiche von den Verkleinerungsformen durchsetzt sind. Hier können aus Platzmangel nur noch wenige Beispiele für Diminutiva auf -ken (-jen, -schen) aus der Tier- und Pflanzenwelt und aus Leben und Arbeit der Menschen ergänzend hinzugefügt werden: *Mūseken* ‚Maus‘, *Wōrmeken* ‚Wurm‘, *Haimeken* ‚Grille‘, *Mantjen* ‚Laus‘, *Aikerken*, *Akerken* oder *Eckelken* ‚Eichhörnchen‘, *Bōmeken* ‚Baum‘, *Stemmeken* ‚Stamm‘, *Roiseken* ‚Rose‘, *Tsitlōseken* ‚Schneeglöckchen‘, *Hūseken* ‚Haus‘, *Stūweken* ‚Stube‘, *Kēmerken* ‚Kammer‘, *Fensterken* ‚Fenster‘, *Tünneken* ‚Tonne‘, *Kūtterken* ‚Kofer‘, *Tassendōpken* und *Tassenschōleken* ‚Ober- und Untertasse‘, *Fēnekenfoier* ‚Rädelsführer‘, *Dōneken* und *Stipstōreken* ‚lustige Geschichte‘. Am auffälligsten tritt aber die Neigung zu Verkleinerungsformen wohl da hervor, wo man sie am wenigsten erwartet, nämlich in den Benennungen der Ackerstücke und anderer Flurteile. Der Bauer spricht vom *Lenneken* ‚Land‘, *Wenneken* ‚Ackerwanne‘ und *Kempken* ‚Kamp‘, vom *Bōrneken* ‚Quelle‘ und *Broikelken* ‚Bruch‘, gibt Bächen den Namen *Strülleke* und einem Acker, auf dem die Feldfrüchte leicht verfaulen, den Namen *Fūleke*. Er gebraucht Flur- und Forstortsname wie *Bronsrōseken*, *Drūpkendāl*, *Engelkenwinkel*, *Goisekenbarch*, *Karēsekensprink*, *Kēmerken*, *Kōrweken*, *Laiwekenbarch*, *Mūsekenwische*, *Pēseke*, *Schünneke*, *Sēleken* und *Spenneken*.

Hieraus scheint mir klar hervorzugehen, daß die Vorliebe des Ostfalen für Diminutiva nicht etwa einem spielerischen Hange zum Verkleinern und Verniedlichen seiner Umwelt entspringt, sondern einem lebhaften Gefühl für die vertraute Verbundenheit des bäuerlichen Menschen mit seinesgleichen, mit Haus und Hausrat, Tier und Pflanze, Acker, Wiese, Wasser und Wald. Lebewesen wie leblose Dinge gehören gewissermaßen einer einzigen großen Familie an, deren jedes Glied einer vertraulichen, teils liebkosenden, teils gutmütig spottenden Anrede wert ist. Es mag sein, daß auch der nordniedersächsische Bauer im Grunde seiner Seele nicht anders empfindet, aber er gibt dieser Empfindung jedenfalls nicht so beredten Ausdruck.

Darin liegt offenbar ein Wesensunterschied zwischen Ostfalen und Nordniedersachsen, der stammesgeschichtlich begründet ist wie so viele andere Unterschiede in der Sprechweise und vor allem im Wortschatze der beiden benachbarten Sprachlandschaften. Es ist gewiß kein Zufall, daß unter den *Leitformen*, durch die sich der ostfälische Wortschatz sehr deutlich vom nordniedersächsischen abhebt, auch mehrere Diminutiva eine wichtige Stellung einnehmen, nämlich *Aikerken* (oder *Akerken*, *Eckelken*) ‚Eichhörnchen‘, *Stipstōreken* ‚lustige Geschichte‘, *Gliseke* ‚Gleitbahn auf dem Eise‘, *Prilleke* ‚ringförmiges Schmalzgebäck‘, *Hutsche* ‚Fußbank‘ und *Ūtsche* in der Bedeutung ‚Frosch‘. Es wird eine lohnende Aufgabe für weitere Forschungen sein, der Frage einmal nachzugehen, ob Ostfalen, wie im Wortschatz, so auch in der Vorliebe für

Diminutiva vieles mit den Nachbarn im Westen und Süden gemeinsam hat. Sollten sich dabei wesentliche Unterschiede in Form und Wortwahl der Diminutiva zu Westfalen ergeben, so böte sich vielleicht eine neue Möglichkeit, der Herkunft ostniederdeutscher Siedler aus Westfalen und Ostfalen auch mit Hilfe der Diminutivbildungen nachzuspüren. Gewisse Ansatzpunkte dafür in Mecklenburg scheint mir H. Teucherts vortreffliche Studie über die Herkunft der mecklenburgisch-vorpommerschen Verkleinerungssilbe -ing¹¹⁾ zu bieten.

Schrifttums- und Quellennachweis

- 1) Nörrenberg, Erich: Das westfälische Diminutivum und verwandte Erscheinungen mit bes. Berücksichtigung der Mundarten des Kr. Iserlohn (in: Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachf. Bd. 49, 1923, S. 1 ff.).
- 2) Danköhler, Eduard: Diminutiva in der Mundart von Cattenstedt (in: Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachf. Bd. 32, 1906, S. 129 ff.).
- 3) Eine vollständige Bibliographie der für das Braunschweigische Wörterbuch ausgewerteten ostfälischen Gelegenheitsdichtungen des 17. bis frühen 19. Jahrhunderts befindet sich wie das Wörterbucharchiv selbst im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum zu Braunschweig; die Ausbeute aus diesen Dichtungen umfaßt über 5800 Stichwörter mit vielen Einzelbelegen.
- 4) Landschaftsbibliothek Nr. 1225, Bd. 2 im Staatsarchiv Wolfenbüttel.
- 5) Handschriftliche Auszüge von O. Schütte aus den Braunschweiger Kirchenbüchern des 17./18. Jahrhunderts im Br. Landesmuseum f. Gesch. u. Volkstum.
- 6) Braunschweigs Bürger- und Gewerbe-Verzeichnis für das Jahr 1671, herausg. v. W. Spieß, Braunschweig 1942.
- 7) Sacksche Sammlung Bd. 204 (Preise) im Stadtarchiv Braunschweig.
- 8) Handschriftliche Auszüge von O. Schütte aus den Braunschweiger Testamentsbüchern und Kämmereirechnungen des Stadtarchivs Braunschweig im Br. Landesmuseum f. Gesch. u. Volkstum, teilweise veröffentlicht von O. Schütte als Beiträge zum mand. Wörterbuch im Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachf. Bd. 39 (1913), S. 98 ff. und Bd. 43 (1917), S. 66 ff.
- 9) Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, herausg. v. L. Hänselmann. Bd. II, Braunschweig 1900.
- 10) Block, R.: Idiotikon von Eilsdorf (in: Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachf. Bd. 34, 1908, S. 71).
- 11) Teuchert, Hermann: Mudding ‚Mütterchen‘. Die Herkunft des mecklenburgisch-vorpommerschen -ing. (Zeitschr. f. Mundartforschung Jahrg. XXI, 1953, S. 83 ff.).

Stippstörecken aus dem Leben des Mundartdichters Theodor Reiche

Nacherzählt von Wilhelm Trute

Unsern ostfälischen Mundartdichter und Herausgeber der Zeitschrift „Muddersprake“, Theodor Reiche, der 1913 in Braunschweig starb, habe ich ein paar Jahre vor dem Weltkriege in der Weinstube meines Schwiegervaters Wilhelm Schreiber, Breite Straße 16, kennengelernt. Hier saß er oft mit seinem Freunde Dr. Rosenthal, der von vielen Wirten und Weinstubenbesitzern Braunschweigs meistens nur „Dr. Gelegentlich“ genannt wurde, weil er immer „gelegentlich“ zu bezahlen versprach, was indessen oft noch seltener als gelegentlich geschah.

Anläßlich einer solchen feucht-fröhlichen Sitzung, an der auch der stadtbekannte Promenadeninspektor Kreis, die Schauspieler Albert Ulrich und Maximilian Grahl sowie der sehr trinkfeste Pastor Grote aus Wedtlenstedt teil-

nahmen, erzählte Reiche, der gewöhnlich in sehr mitteilbarer Laune war, eine Reihe seiner drolligen Geschichten.

Unter anderem berichtete er in überwältigend komischer Form, wie er nach einer verlängerten Weinprobe gegen Morgen auf Strümpfen in das eheliche Schlafgemach geschlichen sei, ohne daß seine Frau erwachte. Erst als er bereits im Nachthemde gestanden habe, sei sie erwacht und habe ihn schlaftrunken gefragt, warum er denn so früh aufstehen wolle, es sei ja kaum hell. „Du hast recht“, habe er schlagfertig geantwortet und sei erleichtert ins Bett gesunken mit dem Gedanken: die Lebensgefahr ist vorüber.

Als unsere Lachsalve verklungen war, fragte Dr. Rosenthal den Erzähler in aufmunterndem Ton: „Ach, Herr Reiche, wie war doch die Geschichte mit der Mettwurst in Friedrichsruh? Ich glaube, die Herren kennen den Altreichskanzler von dieser gewinnenden Seite noch nicht.“

Nachdem er einen gehörigen Zug vom Dürkheimer Feuerberg genommen hatte, erzählte nun Reiche mit weingelockerter Zunge und erinnerungsseeligem Schmunzeln sein großartigstes Erlebnis, und zwar, wie es dem Gegenstande entsprach: plattdeutsch.

Da ich aber das Braunschweiger Platt nur mangelhaft beherrsche, kann ich die Geschichte nur dem Inhalte nach und in meiner Sprache berichten:

In seinen Friedrichsruher Jahren lud Bismarck mehrmals die plattdeutschen Dichter, deren Schriften er kannte, zu einem niedersächsisch-literarischen Frühstück ein, wobei natürlich nur plattdeutsch gesprochen wurde.

Auch Reiche, dessen Zeitschrift „Muddersprake“ Bismarck abonniert hatte, war einige Male in Friedrichsruh. Bei einem solchen Frühstück, wo der Tisch wie gewöhnlich sehr reichlich mit Schinken, allen Wurstarten, einem ganzen Schweizerkäse und andern Gaben der kalten Küche besetzt war — auch die entsprechenden Getränke fehlten nicht — hatte Reiche bereits so gut eingehauen, daß er erst einmal eine Kunstpause zu machen genötigt war.

Bismarck, der Reiche schräg gegenüber saß, nötigte als galanter Wirt und starker Esser nun unsern Reiche mit den Worten: „Na, Reiche, Sei wüllt doch woll nich all de Flinte int Koorn smieten? Hier, düsse Mettwost möt Sei mal probieren! Wat use Slachter is, dä het dorin 'ne höllsche Forsche. Man ja noch nich kaptuliern!“

Reiche ergriff nun eine noch nicht angeschnittene lange Mettwurst, klopfte mit dem Messerrücken bedächtig an der Wurst herum und sagte dann, als ob es sich um eine staatspolitische Frage handele: „Tjä, Dorchlaucht, wo sall ick denn de Wost nou man blot ansnäien?“

„Na“, meinte nun Bismarck, „dat is ja doch woll ganz egal, wo Sei se ansnien wüllt.“

„Na“, erwiderte nun Reiche, „wenn Sei dat aigal is, wo ick se ansnäie, denn will ick se tau House ansnäien“ — und damit schob er die Wurst in die Tasche.

Als Reiche in seinem Bericht bis hierher gekommen war und unser Gelächter sich gelegt hatte, sagte er abschließend: „Sai künnt mik glöwen, Bismarck lache, dat 'ne de Bouk wackele. Un ar ick denn de Wost natuirlich wäer up de Schöttele lejjen dä, sä hai ganz ernsthaflich: „Holt stopp! ain Mann, ain Woort! Dat blifft so, as ick segt heww! Nu nöhmst Sei de Wost mit na Bronswik, un denn sniet Sei se man to Huse an!“ — Tjä, wat solle ick måken? Hai lait nich nāe, un ick moste se inpacken.“

Sagen von der Greener Burg

Zusammengestellt von Hans Ehlers

Wenn früher in deutschen Landen eine Burg gebaut wurde, dann hat man wohl öfter in den Burgturm ein Kindlein eingemauert, davon die Sage uns kündet in manchem Liede wie in diesem:

Die Dohlen umflattern den Felsenstein
und klagen und stöhnen.
Eine alte Sage klingt darein:
hier mauerten sie einst ein Knäblein ein
die Geister beim Bau zu versöhnen.
Und ruhig sah's und geduldig drein.
Nur endlich riefs: Lieb Mütterlein,
ich seh dich nicht mehr, lieb Mütterlein.
Da schloß die Mauer der letzte Stein,
die Geister beim Bau zu versöhnen.
Und droht ein Unheil nun herein
dem Burgherrn und seinen Söhnen,
hört fröstelnd der Wächter aus altem Gestein
durch Ritzen und Spalten ein Stimmlein fein.

So soll auch der Sage nach beim Bau der Burg Greene ein Kind in die südliche Turmmauerwand eingemauert sein, das bis seiner nachherigen Befreiung gegrient oder gegrent (gelächelt) habe, woraus der Name Greene entstanden sei.

In etwas anderer Form wird erzählt: es habe sich keine Mutter gefunden, die ihr kleines Kind zum Einmauern hätte hergeben wollen. Schließlich erklärte sich aber doch ein Mädchen dazu bereit. Es stand im Dienste der Burgherrschaft und hatte einem unehelichen Kinde das Leben gegeben. Man setzte dieses in einen Kinderstuhl und brachte es so hinein in die Turmwand. Als man ihm dann einen Zwieback gab, fing es an zu grienen (daher Greene). Zur Strafe aber dafür, daß jenes Mädchen ihr Kind zum Einmauern hergegeben hatte, wurde es in einen Felsen im nahen Selter verbannt, der noch heute nach ihm den Namen *Marenstein* trägt. Die Magd, die auch sonst im Leben viel gesündigt hatte, hat nachher auf dem Greener Amte noch viel Spuk getrieben, so hat sie oft in der Nacht die Kühe im Stalle losgebunden, so daß sie wild durcheinanderliefen, und sonstigen Unfug angerichtet.

Nach einer anderen Überlieferung soll in der südlichen Turmwand eine Prinzessin vermauert worden sein, weil sie den sie begehrenden Prinzen nicht hatte heiraten wollen. Das Gewimmer ihrer klagenden Seele soll man noch oft vernehmen.

Auch soll eine weiße Frau in der Burg ihr Wesen treiben.

Der Bergfried wird auch *Hexenturm* genannt, weil hier in der Walpurgisnacht die Hexen tanzen.

Im Mittelalter werden hier auch Hexenprozesse stattgefunden haben und mag daher wohl auch der Name Hexenturm herrühren. Eine Urkunde v. J. 1665 berichtet von einem peinlichen Verhör mit Folterung. Ein mit Namen benanntes Weib war beschuldigt worden, Menschen und Vieh verhext und ihnen Krankheiten zugewiesen zu haben.

Die Burg, so wird erzählt, sei durch einen unterirdischen Gang mit der etwas weiter südlich gelegenen Hübürg, die man dann auch Südbürg nannte, verbunden gewesen. Ein anderer unterirdischer Gang habe zum „Groten Hofe“ in Greene geführt. Das Wohnhaus dieses Hofes, mit reich ausgestattetem Inneren aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammend und wegen Baufälligkeit 1933 abgerissen, wird von dem damaligen Burginhaber erbaut worden sein.

Zwei Sagen von besonderem Liebreiz bringen ein Burgfräulein und eine Nonne mit den Zedern zusammen, die in der Nähe der Burg bis vor einigen Jahren gestanden haben.

Auf jenem Felsen im Selter, der der Marentzchenstein heißt, soll in grauer Vorzeit eine Raubritterburg gestanden haben. Auf ihr hauste einstens ein Raubritter, der sich in die Tochter des auf der Greener Burg wohnenden Freiritters verliebt hatte. Die beiden Ritter, der Raubritter und der Freiritter, waren sich gegenseitig nicht gut. Das Burgfräulein, die Tochter des Greener Ritters, jedoch hatte den Raubritter gern und wollte sich mit ihm vermählen. So hielt denn der Raubritter bei dem Freiritter um die Hand seiner Tochter an. Dieser wollte mit dem Raubritter nicht gern in Streit geraten und darum auf seinen Antrag nicht „Nein“ sagen. Aber ein direktes Jawort wollte er auch nicht geben. So knüpfte er dann an die Freigabe seiner Tochter zur Ehe eine Bedingung: Der Raubritter solle zuvor nach dem Berge Libanon reisen, von dort zehn Zedern mitbringen und sie bei der Greener Burg anpflanzen. Wenn diese angewachsen seien, dann könne er wieder nachfragen, und der Freiritter wolle dann dem Raubritter seine Tochter zur Gemahlin geben. Der Raubritter wollte diese Bedingung erfüllen und zog weit fort und blieb zehn Jahre aus. Das Burgfräulein aber harnte in Geduld und Treue auf seine Rückkehr. Endlich kam er wieder, brachte die zehn Zedern mit und pflanzte sie bei der Burg Greene an. Damit sie dort aber auch anwachsen, mußten sie begossen werden. Noch immer wollte der Freiritter die Heirat seiner Tochter mit dem Raubritter verhindern und verbot ihr daher, die jungen Zedern zu begießen. Sein Töchterchen stand jedoch jede Nacht auf und begoß sie heimlich, so daß auch wirklich alle angegangen sind. Nun mußte der Freiritter einwilligen. Beide sind glücklich gewesen ihr Leben lang. Nach dem Namen der Tochter des Freiritters, Marentzchen, soll dann der Felsen seinen Namen erhalten haben.

Die andere Sage kündigt: Einstens hauste auf der Burg ein Burgherr mit einem stolzen Herzen, das offenbar von keinem liebreizenden Ritterfräulein betört ward. Aber es entbrannte in heißer Liebe zu einer schönen und jungen, jedoch streng behüteten Nonne im adligen Damenstift zu Gandersheim. Von dort entführte er sie in einer dunklen stürmischen Nacht auf seine Burg in Greene. Dieser Frevel forderte Sühne. Er allein mußte die damals langwierige und gefährliche Reise nach dem Libanon unternehmen, von dort Zedern mitbringen und sie in seinem Burggarten anpflanzen. So sind damals die Zedern in den Greener Burgwald gekommen.

Schließlich aber berichtet die legendenhafte Überlieferung auch, daß Herzog Heinrich der Löwe jene Zedern von seiner Pilgerfahrt aus Palästina im Jahre 1172 mit nach Greene zur Burg gebracht habe.

Wenn sie nun auch dort nicht mehr stehen, — die letzte Zeder verdorrte 1947 — so sind doch diese Sagen von der Burg und ihren Zedern lebendig geblieben und der „Zedernkamp“ im Walde erinnert auch die nachkommenden Geschlechter an das Schicksal der Bäume vom Libanon. —

Zur Geschichte der Braunschweiger Straßenpflasterung

Von Ernst Bode

Wenn man heute durch die Straßen geht, wird es als Selbstverständlichkeit betrachtet, daß man die Füße auf sichere und saubere Steinplatten und Pflastersteine setzt. Man ist sich dessen wohl kaum bewußt, daß solche Straßenbefestigung erst eine Errungenschaft der Neuzeit ist, daß man in den ältesten Zeiten überhaupt kein Steinpflaster kannte. Das bezeugen viele Dokumente und auch zahlreiche Bodenfunde. In dieser Hinsicht hat man in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei den Kanalisationsarbeiten aufklärende Entdeckungen gemacht. Man fand in einzelnen Straßen, z. B. auf dem Bohlwege, auf dem Steinwege, in der Gördelinger-, Beckenwerker- und Breiten Straße, tief in der Erde, zwei Meter unter dem heutigen Straßenpflaster zahlreiche Knüppel- und Bohlenlagen. Es ist kein Zweifel, daß diese Knüppel und Bohlen noch im 12. und 13. Jahrhundert den Straßenbelag bildeten und daß also damals die Straßenzüge viel tiefer, etwa zwei Meter unter der heutigen Fläche lagen.

Es muß sehr schwierig gewesen sein, durch solche Straßen zu gehen. Da die meist mit Schlammassen bedeckten Knüppel und Bohlen verschieden haltbar waren und sich streckenweise auflösten, bildeten sich an vielen Stellen Löcher, Wassertümpel und Sümpfe. Die Wege waren bei und nach Regenwetter völlig grundlos. Um aber trotz aller Schwierigkeiten den Verkehr im Stadtgebiet zu ermöglichen, setzte man regellos einzelne größere Steine auf den Morast. Um vorwärts zu kommen, mußten die Fußgänger notgedrungen von einem Stein zum anderen „balancieren“. Jeder Fehltritt setzte sie der Gefahr aus, in dem Schlamm zu versinken. Auch für Reiter und Fuhrwerke war es sehr beschwerlich und geradezu gefährlich, solche Knüppeldammstraßen zu benutzen, da die Pferde leicht zu Falle kamen oder steckenblieben. Wenn die Tiere schließlich wohl auch ihre Beine aus den Schlammassen und Schlaglöchern wieder herausholen konnten, so blieben aber doch oft ihre Hufeisen im Schlamm stecken. Man weiß das, weil man nämlich in den freigelegten Knüppeldämmen z. B. des Bohlweges und des Dammes auffällig viele Hufeisen gefunden hat.

Im 13. und 14. Jahrhundert scheinen sich die Bodenverhältnisse allmählich gebessert zu haben. Bedeutsame Verkehrsstraßen der Stadt wurden nun schon regelrecht mit großen, aneinandergereihten Steinplatten belegt und so zu „Steinwegen“. Im Anfang des 15. Jahrhunderts müssen einzelne Straßen auch wohl schon mit Steinen gepflastert gewesen sein, denn das „Zinsbuch der Altstadt“ vom Jahre 1402 weist eine Ausgabe von 32 Schillingen nach „für zwei Knechte, die den Markt und die Steinwege des Rates kehren.“ In einer Urkunde vom Jahre 1436 wird auch ausdrücklich ein Steinweg auf dem Kohlmarkte erwähnt.

Ein Übelstand blieb aber noch lange auf den Damm- und Steinwegen erhalten: die uns heutzutage unbekannte Unsauberkeit. Sie hatte ihren Grund nicht nur in den überall liegenden Erd- und Schlammassen, sondern darüber hinaus in der Tatsache, daß die meisten Einwohner der Stadt auch irgendwie landwirtschaftlich tätig waren. Sie hatten in ihrer Behausung Hühner, Schafe, Ziegen, vor allem aber Schweine. Die Schweine konnten nicht so leicht auf die Weide getrieben werden. Sie liefen frei vor den Häusern in den Straßen umher, wo sie den Boden aufwühlten und damit dem Verkehr immer wieder neue Schwierigkeiten bereiteten. Im Jahre 1408 wurde den Anwohnern ausdrücklich verboten, Schweine auf den Altstadtmarkt zu treiben und ihn damit zu verunreinigen. Häufig befanden sich

übrigens die Schweineställe in den Häusern straßenwärts unter den nach außen aufgeschlagenen Ladenbrettern, auf denen die Handwerker und Gewerbetreibenden ihre Erzeugnisse zum Verkauf anboten. Im Jahre 1411 wurde vom Rat der Stadt die Anlage neuer Schweineköven an der Straßenseite der Häuser streng verboten.

Im Jahre 1400 erschien eine Verordnung des Rates der Stadt, nach der jeder Hausbesitzer verpflichtet sein sollte, jährlich dreimal (!) das vor seinem Hause liegende Steinpflaster vom Unrat zu säubern. Wie kümmerlich es aber noch im 16. Jahrhundert mit der Gangbarkeit der Straßen stand, geht aus einer Verfügung des Rates vom Jahre 1569 hervor, wonach wenigstens die Straßen an den Rathäusern entlang regelrecht mit Steinen belegt werden sollten. Die Abfälle jeder Art häuften sich nach wie vor in den Straßen. Noch im Jahre 1634 beschwerte sich der Herzog Friedrich Ulrich, daß der Platz vor der herzoglichen Burg — der Burg Dankwarderode — immer wieder „mit totem Aas, Kehricht und Unflat überschüttet werde“, daß der Burgplatz „wie eine Schindengrube“ aussehe.

Bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts lagerten und verarbeiteten die Landwirte und Gärtner auch noch immer ihren Ackerdünger in den Straßen vor ihren Häusern. Diese Unsitte wurde durch den Rat der Stadt im Jahre 1710 für die Straßen des Petritores und 1723 für die des Ägidientores streng verboten. Andererseits beschwerten sich aber auch die Gärtner, daß sie ihr Obst und ihre Früchte auf dem Ägidienmarkte nicht auslegen und anbieten könnten, weil der Markt besonders bei der Apotheke zu sumpfig sei und nicht mit Steinen belegt wäre.

Eine wesentliche Besserung der Straßenverhältnisse setzte erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein, als der Herzog Karl I. im Jahre 1753 seine Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegt hatte. Schon 1755 ordnete der Herzog an, daß „zur Bequemlichkeit der Fußgänger überall vor den Häusern breite Steine nebeneinander gelegt und zu beiden Seiten des Fahrweges Gossen angelegt“ werden sollten. Die Verfügung bestimmte auch, daß die Hausbesitzer die Kosten für die Herstellung der Fußwege und der halben Breite der Fahrwege zu tragen hätten.

Die Neuordnung der Verhältnisse kam aber dann doch über verheißungsvolle Anfänge nicht hinaus. Durch den Siebenjährigen Krieg und die dadurch entstandene drückende Finanzlage wurde die Fortsetzung der Arbeiten sehr erschwert. Im Jahre 1803 mußte eine Verfügung der Polizei wieder auf den schlechten Zustand der Fahr- und Fußwege hinweisen. Auch sie verpflichtete wiederum die Hauseigentümer, neben und vor ihren Häusern breite Steinplatten zu legen. Aber die bald darauf einsetzende Fremdherrschaft hinderte wiederum eine erfolgreiche Fortsetzung der Straßenarbeiten.

Erst vom Frühjahr 1818 ab begannen umfangreiche Pflasterungen, die der Stadt nun ein neuzeitliches Gepräge gaben. Man setzte sich mit Bremer Fachleuten in Verbindung und pflasterte nun nach „Bremer Manier“, die darin bestand, daß man in bestimmten Abständen Reihen von rauen, großen Kieselsteinen gewissermaßen als Rippen setzte und den Raum zwischen ihnen mit kleinen Steinen ausfüllte. Der Stadtsäckel wurde freilich durch diese Umpflasterungen ziemlich schwer belastet. Für die Bearbeitung des Altstadtmarktes und des Hutfiltern hat die Stadt z. B. im Jahre 1821 über 15 000 Taler aufgebracht.

Vom Jahre 1825 an wurde nach „Niederländischer Manier“ gepflastert. Nun entstand das neuzeitliche „Reihenpflaster“, das aus gleich großen platten Steinen gebildet wurde, die in langen Reihen mit durchgehenden Fugen gesetzt wurden.

Als 1843 die Bahnverbindung mit Harzburg hergestellt worden war, verwandte man in größerem Ausmaße Harzer Gabbro als Pflastersteine. In rascher Folge entwickelten sich weitere Neuerungen. Die „Trottoirs“ wurden nun in ihrer ganzen Breite mit Reihen von Platten belegt. Da der Großraum Braunschweig mit dem Harz-, Solling- und Elmgebiet durch Eisenbahnen immer mehr verkehrsmäßig erschlossen wurde, standen auch immer mehr vorzügliche Gesteine für die Herstellung eines rauhen und glatten Klein- und Großpflasters zur Verfügung. Aus dem Brockengebiet holte man große Massen Granit. Daraus entstanden die Bordsteine, mit denen auch heutzutage unsere Fußwege abgegrenzt werden. Immer mehr wurden die offenen Gassen auf beiden Seiten des Fahrweges durch Kanäle ersetzt. Und im Jahre 1860 erschien die strenge Verfügung des Rates, nach der jeder Hausbesitzer, aus dessen Hause heraus — vom Hofe her — eine Gosse auf die Straße führte, verpflichtet wurde, diese Gosse bis zum Kanal mit Platten oder Bohlen zuzudecken, Hausbesitzer, die dieser Vorschrift nicht nachkämen, sollten 10 Taler Strafe zahlen.

Der Entwicklung des Bahn- und Straßenverkehrs entsprechend wurde mit immer größerer Sorgfalt das Straßenpflaster verbessert. Der Harz wurde nun Hauptlieferant der Gesteine. Seitdem bestehen unsere Pflastersteine größtenteils aus Porphyry, Melaphyr, Diabas, Grauwacke, Anamesit und Basalt. Seit der Zeit offenbart sich nun dem interessierten und kundigen Blick des Fußgängers ein „geologisches Straßenbild“. Es liegt tatsächlich eine überraschende Wahrheit in dem scherzhaften Hinweis: „Der ganze Harz liegt in unseren Straßen.“

Der große Fortschritt in der Ausgestaltung der Straßen war übrigens mit durch eine bedeutsame Tatsache bedingt: die Kosten der Pflasterung wurden nicht mehr vom Geldbeutel der einzelnen Hausbesitzer bestritten. Seit dem Jahre 1898 ist nämlich die Durchführung der Arbeiten in finanzieller Hinsicht die Aufgabe der Stadtverwaltung geworden.

Die letzte neuzeitliche Formung des Straßenpflasters wird in immer größerem Ausmaße durch einen neuen Baustoff gekennzeichnet. Seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat sich im Wesergebiet bei Vorwohle und Holzen am Westhange des Hils östlich der Raabestadt Eschershausen eine großartige Asphaltindustrie entwickelt. Seit der Zeit haben viele ebene Straßen der braunschweigischen Städte eine das Straßengeräusch dämpfende Asphaltdecke erhalten. Im Jahre 1899 entstand in der Stadt Braunschweig die erste Asphaltstraße an der Westseite des neuen Rathauses. Damit ist nun dem technischen Fortschritt unserer Zeit entsprechend endlich die neuzeitliche Kunststraße mit allen ihren Vorzügen erreicht.

Wer heute den Werdegang der Straße im Wandel der Jahrhunderte überschaut, dem erscheint sie nicht nur als etwas schicksalhaft Gegebenes, sondern als etwas allmählich Gewordenes, als eine Wirkung früherer Zeiten und Kräfte, als ein großartiges Erzeugnis menschlicher Schaffenskraft, als ein Denkmal vergangener Geschlechter. Damit wird nun jeder Stein, der unsere Füße trägt, schlechthin zum Erlebnis.

Der Braunschweiger fühlt die tiefe Wahrheit des Wortes:

Alles, was der Mensch geschaffen hat, ist	ein Schicksal der Gegenwart,
ein Denkmal der Vergangenheit,	ein Mahnmal der Zukunft.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Braunschweig braucht sinnvolle Namen für neue Ortsteile

Jedes Pendel schlägt zurück, die Maßstabslosigkeit vergangener Jahrzehnte findet ihre Gegenäußerung in der heutigen Vorliebe nach Gliederung und Beschränkung auf überschaubare Teile. So ist auch längst die alte Art des uferlosen Auswucherns der Großstadt in die freie Landschaft hinaus als Fehler erkannt und hat das Gegenmittel auf den Plan gerufen, das in dem bekannten Plan der Londoner Stadterweiterung mit der Gliederung in Nachbarschaften überzeugenden Ausdruck gefunden hat. Hierbei gilt es, die nun einmal unvermeidbaren neuen Bauflächen einer Stadt zu planmäßig entwickelten und gegen die Landschaft abgegrenzten Einheiten bestimmter, erlebbarer Größe zusammenzufassen, gleichsam in jedem Einzelfalle neu zu gründen und ihnen im Rahmen des Ganzen jedes mögliche Eigenleben zu gewähren; so soll aus dem lediglich in der Statistik erfaßten „Einwohner“ einer Großstadt ein interessierter Bürger seines Ortsteiles werden, den er erleben und überschauen und vielleicht sogar lieben kann, dem er jedenfalls mit einem bestimmten Heimatgefühl eingebunden ist. Es ist bekannt, daß einzelne Großstädte dieser Entwicklung durch die Dezentralisierung ihrer Verwaltung bereits nachgeben; aus Braunschweig selbst kennen wir die Einrichtung der Vertrauensmänner in den Vororten, aus dem gleichen Bedürfnis sind auch eine ganze Reihe unpolitischer, auf einen bestimmten Ortsteil beschränkter Nachbarschaften, Siedlergemeinschaften u. ä. entstanden, die aus den praktischen Aufgaben heraus an der Bildung eines neuen Bürger- und Heimatsinnes erfolgreich tätig sind. Diese gar nicht als Veranlassung genommene, aber deutlich erkennbare Nebenwirkung solcher Gemeinschaften verdient jedenfalls die lebhafteste Beachtung und Unterstützung des Heimatbundes und dieser Zeitschrift. Aus diesem Grunde wird das vielleicht etwas nebensächliche, aber doch nicht ganz unwesentliche Thema dieses Aufsatzes an dieser Stelle in die Debatte geworfen.

Die Stadt Braunschweig hat für die oben angeführte neue Art der Stadterweiterung in ihren „Siedlungen“ recht gute Beispiele geschaffen. Sie sind von vornherein als geschlossene Baugebiete bestimmter Größe entworfen und durch rechtlich festgelegte Pläne gesichert, sie setzen sich durch Freiflächen klar gegen benachbarte Baugebiete ab, bestimmte zentrale Einrichtungen sind im Entwurf vorgesehen. Wo die Entwicklung durch den Krieg unterbrochen wurde, bemüht sich die Stadt um die Ergänzung dieser Einrichtungen wie Schule, Kirche, Bücherei, Wochenmarkt, Sportplatz u. a. m. So ist z. B. die Südstadtsiedlung Mascherode dank solcher städtebaulichen Voraussetzungen und dank einer rührigen Vertretung ihrer Bürgerschaft bereits zu einem Eigenleben gediehen, das beispielhaft genannt zu werden verdient. Und doch kranken diese Braunschweiger Siedlungen an einem Fehler: sie haben keinen richtigen Namen. Es scheint ein unumstößliches Gesetz zu sein, daß neue Ortsteile als „Siedlungen benannt werden müssen; erst kürzlich ist eine ausgewachsene Kasernenanlage nur deshalb mit dem Namen „Eichendorffsiedlung“ benannt worden, weil sie zu Wohnungen ausgebaut worden ist. Und doch ist dies u. E. durch nichts begründet und auch nicht immer so gehandhabt worden. Als nach 1918 die ersten Neugründungen neuer Ortsteile erfolgten, ist wohl die ländliche Eigenheimbebauung im Nordwesten der Stadt als „Siedlung Altpetritor“ bezeichnet worden und trägt diesen Namen auch heute noch mit Recht. Wohl tragen die ersten Entwürfe des neuen Ortsteiles im Norden der Stadt die Bezeichnung „Siedlung

„Arkeroderfeld“, aber schon bald wird dieser Name durch den richtigeren Begriff „Siegfriedviertel“ abgelöst. Der neue Ortsteil an der Salzdahlumer Straße wird Bebelhof und nicht Bebelsiedlung benannt und niemand denkt daran, die Eigenheimbebauung der Charlottenhöhe mit diesem Begriff Siedlung zu verbinden.

Was ist nun an dieser Bezeichnung Siedlung richtig oder falsch? Leider handelt es sich hier um einen wenig klar umrissenen Begriff. Siedlung ist sowohl das einzelne Gebäude, die Siedlerstelle, wie auch eine größere, zusammenhängende Anzahl solcher Häuser. Wenn wir auf den Begriff „Siedler“ zurückgehen, ist die Frage schon besser zu beantworten. Als Siedler gilt keineswegs der Bewohner einer Mietwohnung, mag sie auch auf jungfräulichem Gelände entstanden sein, niemand wird auch den glücklichen Besitzer eines bürgerlichen Eigenheimes als Siedler bezeichnen; sondern als Siedler gilt immer nur, der mit eigener Hände Arbeit auf einem Bauland sich eine schlichte, ländliche Heimstatt erarbeitet, zum mindesten aber teilweise dabei Mithilfe leistet und durch gärtnerische oder halbländliche Nutzung einer größeren Landzulage aus seiner Siedlerstelle Nutzen zieht. Mit Recht wurden deshalb um 1930 die Erwerbslosensiedlungen und werden bis heute die Kleinsiedlungen mit diesem Begriff verbunden, und wo viele solcher Siedlerstellen zu einer städtebaulichen Einheit zusammengefaßt werden, handelt es sich ohne Zweifel um eine echte und rechte „Siedlung“. Nach 1933 setzte aber eine Namensgebarung ein, die vielleicht mit dem damaligen Komplex von Blut und Boden entschuldigt werden mag, heute aber als verfehlt angesprochen werden muß. Nicht nur die weiträumigen, mit Gärten versehenen neuen Bauteile vor Rüningen, in Lehdorf und vor Mascherode werden als Siedlungen herausgestellt, nein auch die ausgesprochen städtischen, nur mit Mietwohnungen versehenen neue Ortsteile werden als Siedlung benannt wie die Schuntersiedlung, die Vorwerksiedlung u. a. Es handelt sich hier um eine Gedankenlosigkeit, die ob ihrer Irreführung und Einförmigkeit zu bedauern ist und nach ihrer Erkenntnis nicht weitergetragen werden sollte.

Die Gedankenarmut jener Jahre geht aber leider noch viel weiter. An drei großen Beispielen muß man nachträglich feststellen, daß man sich um die Benennung solcher neuen Ortsteile überhaupt nicht bemühte, sondern kurzerhand den Namen des benachbarten alten Vorortes auf sie übernahm, so bei der Gartenstadt Rüningen, der Siedlung Lehdorf und der Siedlung Mascherode; und der Erfolg im letzteren Falle ist der, daß zwei große, nicht nur städtebaulich, sondern auch politisch voneinander völlig unabhängige Ortslagen den gleichen Namen tragen. Wie kann aber in einem Bewohner solchen Ortes ein rechtes Heimatgefühl erweckt werden, wenn er seinen Ort nicht einmal mit einem eigenen, nur ihn kennzeichnenden Namen benennen kann? Wir haben in den eingemeindeten Vororten mit ihren alten Dorfnamen Beispiele genug, wie selbstverständlich und kennzeichnend diese ihren Eigennamen weiterführen mit dem einzigen Unterschied, daß jemand nicht mehr in Meverode, sondern in Braunschweig-Melverode wohnt. So brauchte es nicht nur bei diesen aus alter Zeit zugekommenen neuen Ortsteilen zu sein, sondern ebenso ist dies zu erstreben bei allen Ortsteilen aus neuer Wurzel. Klingt es nicht ebenso gut und viel bezeichnender, wenn jemand in Braunschweig-Steinriede (Flurname) wohnt als in der Eichendorffsiedlung, die keine Siedlung ist, oder wenn der Bus sein Ziel mit Braunschweig-Lindenberg bezeichnet als wenn dies Lindbergsiedlung heißt? Das Beispiel der Namensfindung für den Lönsark in der Siedlung Mascherode durch Beteiligung der Bevölkerung selbst zeigt einen Weg, wie vielleicht die „Siedlungen“ der Stadt Braunschweig doch noch zu einem angemessenen und richtigen Namen kommen könnten. Alte Flurnamen können sicher Anregung dabei bieten.

Bumester

Die Hallendorfer Kreuzsteine und ihre Neuauftellung

Nordwestlich des Dorfes Hallendorf standen früher an der Kreuzung der Landstraße Hallendorf-Lebenstedt und des nach Norden zum Walde führenden Feldweges 3 Steinkreuze und ein flacher, bearbeiteter Stein. Diese Steine waren auf die vier Ecken der Straßenkreuzung verteilt. Da im Zuge des Aufbaus der Reichswerke der oben erwähnte Feldweg zu einer Straße ausgebaut werden sollte, mußten zwei der Steinkreuze im Herbst 1938 von ihrem Standort entfernt werden. Um eine Beschädigung der beiden anderen Steine zu verhüten, wurden auch sie ausgegraben. Alle vier Steine wurden auf den Hof der alten Schule geschafft und dort in einer Ecke niedergelegt. Nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft fand ich sie im Herbst 1945 unter einem Berg von Schutt und Asche unversehrt vor. Im Einvernehmen mit dem Kultur- und Presseamt der Stadt Salzgitter und dem Kirchenvorstande der ev.-lutherischen Kirchengemeinde Hallendorf wurden sie im Herbst des Jahres 1952 auf Veranlassung des Herrn Stadtschulrats Zobel auf Kosten der Stadt Salzgitter durch einen Steinsetzermeister vor der Kirche im alten Dorfe wieder aufgestellt. Maßgebend für die Wahl dieses neuen Platzes war die Überlegung, daß die Steine vor der Kirche geschützt stehen als an der Straßenkreuzung.

Alle vier Steine bestehen aus roh behauenen Kalkstein. Eins der Kreuze überragt die beiden anderen beträchtlich, es ist 1,20 m hoch, während die Höhe der kleineren nur 0,59 m und 0,54 m beträgt. Der Fuß des großen Kreuzes wird von den etwa 0,25 m langen Seitenbalken an nach unten zu immer breiter. Das niedrigste Kreuz muß in früheren Zeiten schon stark beschädigt worden sein, es wird im Mittelteil und im rechten Querbalken durch zwei Eisenklammern zusammengehalten. Alle vier Steine sind ohne jede Inschrift oder sonstige Merkmale, aus denen ohne weiteres auf ihr Alter und ihre Bedeutung geschlossen werden könnte. Vermutlich handelt es sich um Sühnesteine. Bisher habe ich jedoch keine Urkunde gefunden, in der diese Annahme bestätigt wird oder die Steine überhaupt erwähnt werden. Auch von den alteingesessenen Hallendorfern war nichts Gewisses über ihre Bedeutung und ihren ursprünglichen Standort zu erfahren. Natürlich haben sie sich über die Kreuzsteine ihre Gedanken gemacht. So brachte sie ein alter, bereits verstorbener Einwohner in Verbindung mit den Kreuzzügen, ein anderer meinte, an dem Kreuzweg hätten sich in der Walpurgisnacht die Hexen vor ihrem Ritt zum Brocken versammelt. Auch über den ursprünglichen Standort konnten sie keine sicheren Angaben machen. Nur ein in hohem Alter stehender, früherer Einwohner gab an, er habe einmal davon gehört, daß das große Kreuz, flankiert von den beiden kleineren, auf dem „Kükenkorb“ gestanden hätte. Der „Kükenkorb“ war ein Garten am Westrand des Dorfes, der in der Nähe der Kreuzung lag, an der die Steine bis zum Herbst 1938 standen. In der älteren Fachliteratur finden sich Hinweise auf den ursprünglichen Standort. In der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, Jahrgang 1877, S. 82, schreibt der Verfasser des dort stehenden Artikels, Voges, die Kreuze hätten vor der um 1850 erfolgten Separation an einem Kreuzweg gestanden, „wo in katholischen Zeiten eine Kapelle lag“. Von dieser „Bethalle“ solle — nach Meinung der Leute — das Dorf seinen Namen haben. Auch bei Knoll und Bode „Das Herzogtum Braunschweig“ findet sich dieser Hinweis auf die „Bethalle“ im Zusammenhang mit den Kreuzsteinen und der Entstehung des Ortsnamens. Es sei nebenbei erwähnt, daß

diese Ansicht über die Namensentstehung nicht den Tatsachen entspricht, Hallendorf wird schon im 9. Jahrhundert im Güterverzeichnis des Klosters Fulda als „Hetilendorf“ aufgeführt. Auf die von Voges und auch von Knoll und Bode angeführte Kapelle findet sich in keiner Dorfbeschreibung des letzten Jahrhunderts ein Hinweis, auch im Corpus bonorum der Kirche Hallendorf ist sie nicht erwähnt. Die in der Abhandlung in der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde (s. oben) geäußerte Ansicht, die Kreuze hätten bei der Separation



Die Kreuzsteine in Hallendorf

ihren Platz gewechselt, ist wohl kaum aufrechtzuerhalten. Alle befragten, in hohem Alter stehenden Hallendorfer haben angegeben, daß die Kreuzsteine immer an der erwähnten Kreuzung gestanden hätten. Daraus kann nach meiner Meinung nur geschlossen werden, daß sie schon geraume Zeit vor der Separation dort ihren Platz gehabt haben müssen. Andernfalls hätten die Befragten etwas über den Platzwechsel von ihren Vätern oder Großvätern gehört. Eine Ausnahme ist nur die oben erwähnte Aussage des noch lebenden früheren Einwohners. Bei P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, Band II, Kreis Wolfenbüttel, S. 330, findet sich folgende Notiz: „Die drei Kreuzsteine haben neben einem vierten früher, wie angegeben wird, im Südosten und näher am Dorfe, wo die Straße Braunschweig—Lichtenberg durchgegangen sein soll, gestanden.“ Damit kann wohl nur der Weg gemeint sein, der sich, von Bleckenstedt kommend, im Nordosten des Dorfes, etwa 100 m vom Dorfrand entfernt, mit dem „Deyweg“ kreuzte. Dieser verlief in südöstlicher Richtung nach Watenstedt, wie aus der Karte der Feldmark Hallendorf von 1749 zu ersehen ist. (Das Ackerstück, das an dieser Wegkreuzung lag, hieß „Am Zollbrett“, der nördlich anschließende Plan „Über dem Kämmerchenwege“.) Der von Bleckenstedt kommende Weg führte aber nicht südöstlich am Dorfe vorbei, sondern auf das Dorf zu. In südwestlicher

Richtung verlief er dann weiter über die Wüstung Dutzum nach Salder. Diese „Straße“ ist in einer im Landeshauptarchiv Wolfenbüttel befindlichen Akte von 1764 „Die Wegebesserung von Nordassel bis an die Salder Landwehr betr.“ erwähnt. Anlässlich einer bevorstehenden Reise des Königs von Preußen mußte über ihren Zustand berichtet werden. Da sie „von Hallendorf herunter“ nicht zu passieren sei, mußte ein Kostenanschlag für ihre Ausbesserung von der „Bleckenstedter Grube bis an den Dutzumer Krug“ aufgestellt werden. Außer dieser Straße und der Landstraße Salder—Watenstedt, die 1 km südlich von Hallendorf verläuft, also nicht „näher am Dorf“, wie es oben heißt, gab es keine Wegeverbindung in Richtung Salder bzw. Bleckenstedt. Aus alledem ergibt sich, daß über den ursprünglichen Standort der Kreuzsteine kaum etwas Genaues ausgesagt werden kann, da keine sicheren Quellen vorhanden sind. Kurt Hasselbring

Ein Fasselabendspiel in Bad Harzburg

Am Dienstag, dem 2. März 1954, veranstaltete der Harzklub, Zweigverein Bad Harzburg, ein im besten Sinne volkstümliches Fest, das geeignet war, die besondere Aufmerksamkeit aller Heimatfreunde zu erregen. Uraltes Brauchtum wurde zur Darstellung gebracht. Dabei kam es nicht so sehr darauf an, einzelne Sitten und Bräuche in ihrem vollständigen Ablauf vorzuführen, sondern eine zusammenfassende Schau zu veranstalten.

Dieser eigentümliche Wandel von tatsächlicher Ausübung zur Bildgestaltung, wenn man so sagen darf, ist überaus fruchtbar. Soweit nämlich die Voraussetzungen für die praktische Durchführung einzelner Bräuche weggefallen sind, kann es dennoch einen tiefen Sinn behalten, das Gedächtnis an sie gleichsam auf höherer Ebene zu pflegen. Damit kann eine Steigerung des Symbolwertes der Handlungen erzielt werden. Außerdem ist die neue Form geeignet, veränderten Ansprüchen der Gegenwart zu genügen. Die Nachbarschaft findet sich zusammen: nicht mehr in Formen, die leider oft genug zu Possen entartet waren, sondern zu gemeinsamer, fröhlicher Festgestaltung. Dies schließt nicht aus, daß manche Bräuche nach wie vor auch praktisch ausgeübt werden können.

Der verdiente Heimatfreund, Dr. Otto Rohkam in Bad Harzburg, hatte sich der Mühe unterzogen, die heimischen Fastnachtsbräuche zu einem „Fasselabensspiel“ in Harzburger Mundart zusammenzustellen. Mit dichterischem Schwunge schuf er so ein richtiges Volksstück, das nebenbei der zünftigen Sprachwissenschaft ein schätzenswertes Dokument bedeutet. Dazu lieferte der gleichfalls verdiente Heimatfreund Otto Cassel in Bad Harzburg wie aus einem unversiegbaren Borne ungemein sangbare Weisen. Man darf daher von einem Singspiele sprechen.

Die Aufführung des an sich schon bemerkenswerten Stückes wurde dadurch zu einem besonders beglückenden Ereignis, daß die Darsteller denselben Volkskreisen entstammen, in denen früher die Bräuche allgemein geübt wurden und zum Teil heute noch lebendig sind. Alt und jung aus der heimischen Bevölkerung, darunter der Dichter selbst, hatten sich zusammengefunden, um sich selbst in ihrer Eigenart darzustellen. Die ungeheure Begeisterung und die innere Überzeugungstreue, verbunden mit einer prächtigen Unbefangenheit und nicht zuletzt

mit einer äußerst geschickten Regie hinterließen einen nachhaltigen Eindruck bei den Zuhörern. Die Zuschauer sangen sogar manche der ansprechenden Lieder Cassels mit. So herrschte eine Verbundenheit, die nur als vorbildlich bezeichnet werden kann.

Der kritische Heimatfreund wurde auch dadurch angenehm berührt, daß das Bühnenbild stilgerecht und mit den einfachsten Mitteln erstellt war. Falscher Tand war mit sicherem Geschmacke vermieden. Das ist bei volkstümlichen Aufführungen von der größten Wichtigkeit.

Verdientermaßen wird das Stück Rohkamms in diesem Hefte abgedruckt, so daß sich der Leser selbst ein Bild von dem Wesen des Spieles machen kann. Dabei wird ihm zum Bewußtsein kommen, daß ein großer Teil der Bräuche auf uralte und itefsinnige Mythen zurückzuführen ist. Es überfällt uns eine Ahnung, daß zwar mancher Kult wegen gänzlich veränderter Zeitanschauungen nicht mehr ausgeübt werden kann, da es sich möglicherweise um Trümmer von früher zusammenhängenden religiösen Riten handelt. Auf der anderen Seite sind selbst die Bruchstücke noch wertvoll genug, um wenigstens in einem ehrenden Andenken fortzuleben. Auf alle Fälle verdienen sie jedoch keineswegs, infolge Unverständes zu bloßem Unfug herabgewürdigt zu werden.

Rohkamms Fasselabenspeel ist hervorragend geeignet, uns den eigentümlichen Zauber der Fastnacht zu übermitteln. Was unsere Vorfäter in hiesigen Landen einstens empfunden haben, wird uns hinreichend deutlich.

Zu vollem Rechte hatte Dr. Flechsig schon in Nr. 4/1953 der Br. Heimat darauf hingewiesen, von welch großer Bedeutung es wäre, wenn der derzeitige oberflächliche Fastnachtsbetrieb durch sinnvolle Formen in Anknüpfung an die Überlieferung ersetzt würde. Die Möglichkeit dazu haben Rohkamm und Cassel prächtig erwiesen. Daß der Gedanke auch in der Bevölkerung Fuß gefaßt hat, zeigt allein schon die Tatsache, daß die Aufführung von etwa 500 Personen besucht wurde, obwohl an dem gleichen Abend in Bad Harzburg noch zahlreiche andere „moderne Vergnügen“ stattfanden. Auch die Presse hat mit sehr freundlichen Kritiken zugestimmt. Weiter haben sich u. a. Heimatvereine in Städten wie Braunschweig und Goslar eine Wiederholung der Aufführung erbeten — alles ein Zeichen, daß ein gesunder Gedanke den nötigen Beifall findet.

Daß man alte und neue Zeit sinnvoll verbinden kann, erwies auch die weitere Durchführung des Abends. Alter und Jugend konnten tanzen, bis „der Hahn krächte“. Aber wie nett, wenn man sich zwischendurch mit heimischen Krengeln, Prillecken, Bratwurst und „Brennewänskoschale“ erfrischen konnte! Diese Branntwein-Kaltschale hatte Dr. Rohkamm selbst nach ururalten Rezepten aus Honigkuchen und Branntwein hergestellt. Das süßige Getränk paßte vorzüglich zur Stimmung. So bleibt der Gesamteindruck von einer Veranstaltung bestehen, die mit echt ostfälischem Ernst und Humor durchgeführt worden ist. Wird sich das Spiel auch nicht jedes Jahr an demselben Orte wiederholen lassen, da sonst ein Verschleiß eintreten würde, so ist doch ein treffliches Beispiel gegeben worden. Immerhin wäre es zu begrüßen, wenn Dr. Rohkamm und die Seinen den benachbarten Orten aushelfen würde. In gewissen Zeitabständen ist das ansprechende Stück dann wieder in Bad Harzburg aufführungsreif.

Heinz Mollenhauer

Unsere Flurnamensammlung

Seit dem letzten Bericht über den Stand der Braunschweigischen Flurnamensammlung in Heft 4 des 38. Jahrganges unserer Zeitschrift (1952) wurden in das Flurnamenarchiv des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz wieder eine stattliche Anzahl weiterer Ortssammlungen eingeliefert, und zwar:

aus dem Stadtkreise Braunschweig für die Gemarkungen Lehdorf von Rektor i. R. Paul Weise und Olper von Studienrat Dr. Hans Lindemann;

aus dem Stadtkreise Salzgitter für die Gemarkungen Beinum von Wilhelm Himstedt, Flachstöckheim von Lehrer Hans Richter, Hoherode von Diplom-Volkswirt Beie, Kniestedt von Landwirt B. Werner, Ohlendorf von Frau E. Samblebe, Ringelheim von Verwaltungsstellenleiter Wilhelm Steinmeyer, Salzgitter-Bad von Verwaltungsangestellten Karl Töpfer und Steterburg von Lehrer Ernst Meier;

aus dem Landkreise Blankenburg für die Gemarkung Hohegeiß von Lehrer Wilhelm Trute;

aus dem Landkreise Braunschweig für die Gemarkungen Bevenrode, Broitzem, Dibbesdorf, Essehof, Fürstenau und Vallstedt von Prof. Otto Hahne, Bodenstedt von Forstassessor Rudolf Paes, Lucklum von Landwirt Segeband v. Henninges, Wedtlenstedt von Lehrer Heinz Lange, Wendeburg von Rektor i. R. Hermann Meyer, und für die Wüstungsfeldmarken von Glinde bei Bortfeld und Hunesheim bei Riddagshausen von Prof. O. Hahne;

aus dem Landkreise Gandersheim für die Gemarkungen Brunsen von Lehrer Karl Timmermann, Engelage von Schulleiter Hugo Dege, Hallensen von Lehrer Erich Schelper, Kreiensen, Orxhausen, Varrigsen und Wüstung Dolgen bei Langelsheim von Prof. O. Hahne, Naensen mit Weddehagen von Lehrer Hermann Waßmus, Voldagsen von Straßenbahnoberschaffner Paul Pollack, Wolperode von Lehrer Erich Wöhler und für die Förstereibezirke Ammensen, Eimen und Kaierde von Prof. O. Hahne;

aus dem Landkreise Helmstedt für die Gemarkung Rieseberg von Lehrer Paul Theile in Lesse;

aus dem Landkreise Wolfenbüttel für die Gemarkungen Achim von Lehrer G. Holzberg, Ampleben von Prof. O. Hahne, Binder von Lehrer Adolf Deppe und Hedeper von Landwirt Dr. Werner Küchental.

Allen diesen Flurnamensammlern sei an dieser Stelle für ihre Bereitschaft zur Mitarbeit und für die aufgewandte Mühe noch einmal herzlich gedankt! Sie haben unter teilweise erheblichen Opfern an Zeit und Arbeitskraft der ostfälischen Heimatforschung einen Dienst geleistet, für den ihnen Historiker, Volkskundler und Sprachforscher noch nach Jahrzehnten dankbare Anerkennung zollen werden. Ganz besonderer Dank gebührt unserem verehrten Ehrenmitgliede Prof. Otto Hahne in Braunschweig, der mit bewundernswerter Schaffenskraft trotz seines hohen Alters während der letzten zwei Jahre nicht weniger als 10 Feldmarken bestehender Dörfer, 3 Wüstungsfeldmarken und 3 Förstereibezirke in vorbildlicher Gründlichkeit unter Ausschöpfung aller erreichbaren archivalischen Quellen bearbeitet hat. Möge sein Vorbild recht viele andere Heimatforscher zur Nacheiferung anregen.

Fl.



Die

Öffentlich-Rechtlichen Versicherungen des ehemaligen Landes Braunschweig



Braunschweig, Wolfenbütteler Str. 86 (Haus der öffentl.-rechtl.
Versicherungen) • Ruf 21611/12

DECKEN JEDLICHEN VERSICHERUNGSBEDARF

**Öffentliche Lebens-,
Unfall- und Haftpflicht-
versicherungsanstalt
Braunschweig**

Lebens-
Unfall-
Haftpflicht-
Kraftverkehrs-

**Braunschweigische
öffentliche
Mobiliarversicherungs-
anstalt**

Feuer-
Einbruch-Diebstahl-
Hagel-
Leitungswasser- und Sturm-

VERSICHERUNGEN

Gegr.



1765

BRAUNSCHWEIGISCHE STAATSBANK

Fast 200 Jahre im Dienst
der heimischen Wirtschaft



IMMER GLEICHMÄSSIG GUT

Braunschweigische Heimat



1954

40. Jahrgang · Heft 3

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz
Verlag E. Appelhans & Co., Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

Seite

Die Landwehr der Stadt Braunschweig. Ihr Verlauf im Lichte der neuesten Forschung. Von Dr. Hans-Adolf Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4	73
Das Adelsgut Hilprechtshausen. Von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstraße 28.	77
Wat Christel-Veidder von're Franzosentäit vortelle. Erzählung in Broistedter Mundart von Schulrat i. R. Otto Graumann, Wolfenbüttel, Bahnhofstraße 4	81
Verdiente Braunschweiger als Naturforscher und Naturfreunde. Von Oberverwaltungsgerichtsrat i. R. Dr. Fritz Hartwig, Braunschweig, Dörnbergstraße 1	83
Haben Beziehungen zwischen Wilhelm Busch und Schöningen bestanden? Von Mittelschuldirektor i. R. Karl Rose, Schöningen, Salinenweg 41	87
Gustav Rüggeberg zum 60. Geburtstage. Von Prof. Albert Trapp, Braunschweig, Gartenstraße 12	89
Zum Geschäftsjubiläum des Heimatverlages E. Appelhans & Co. Von Rechtsanwalt u. Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2.	90
Der Bechlerstein bei Hohegeiß. Von Wilhelm Trute	92
Aus der Heimatpflege:	
Bericht über Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum von 1945 bis 31. Dezember 1953. Von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Amalienstraße 7	93
Wasser, Landwirtschaft und Industrie.	
Von Dr. med. Otto Willke, Braunschweig, Am Fallersleber Tore 5	100
Gedanken zur Garten- und Friedhofsgestaltung im Sinne des Heimatschutzes. Von Rechtsanwalt u. Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2	103

Beitritts-Anmeldungen zum Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz sind an die Geschäftsstelle zu richten. — Alle **Zahlungen** auf Postscheck-Konto Hannover Nr. 440 65 — **Anzeigen-Annahme** nur für die zwei Seiten des Umschlages in der Geschäftsstelle. — **Mitarbeiter-Beiträge** sind einzusenden nur an den Schriftleiter: Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6. Jeder Verfasser erhält auf Wunsch von seinen Beiträgen Abzüge. Die Einsender haben die von ihnen vorgebrachten Ansichten selbst zu vertreten. Unsachliche oder persönliche Beiträge werden in der Braunschweigischen Heimat nicht aufgenommen. — Geschäftsstelle Braunschweig, Kalenwall 1, Fernruf 2 24 95-96. — Verlag E. Appelhans & Co., Braunschweig. — Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Nachdruck des Inhalts nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz e. V.: 1. Vorsitzender: Oberregierungs- und -baurat G. Hartwig, Wolfenbüttel, Vor dem Gotteslager 8, 2. Vorsitzender: Dr. med. Otto Willke, Braunschweig, Am Fallersleber Tore 5, 3. Vorsitzender: Dr. Alfred Tode, Braunschweig, Seesener Straße 3, Schriftführer: Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6, Geschäftsführer: Hans Stolle, Braunschweig, Wolfenbütteler Straße 46, Schatzmeister: Dr. Hans-Adolf Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4a, Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig-Riddagshausen, Stresemannstraße 2, Günther Luchte, Braunschweig, Rosenstraße 16.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle, Braunschweig, Kalenwall 1
Schriftleiter: Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Verlag: E. Appelhans & Co., Braunschweig

40. Jahrgang

September 1954

Heft 3

Die Landwehr der Stadt Braunschweig

Ihr Verlauf im Lichte der neuesten Forschung

Von H. A. Schultz

Über die Braunschweiger Landwehr, das große Befestigungswerk aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, sind zahlreiche Arbeiten erschienen, die sich sowohl mit ihrer geschichtlichen Bedeutung als auch mit ihrem örtlichen Verlauf beschäftigen. Sie ist auch auf vielen Plänen der näheren und weiteren Umgebung der Stadt Braunschweig eingetragen. Dennoch erschien es aber notwendig, das bisher erschienene Schriftgut einmal durcharbeiten und zu vergleichen. Hierbei ergab sich, daß der Verlauf der Landwehr an einigen Punkten recht verschieden dargestellt worden ist. Es ist Aufgabe dieser Arbeit, einmal ohne ein näheres Eingehen auf die geschichtlichen Zusammenhänge lediglich den Verlauf an einigen wichtigen Stellen, die bisher verschieden aufgefaßt wurden, zu erörtern.

Nehmen wir die Oker als Nord-Süd-Achse an, so stoßen wir schon im Süden auf die erste Stelle der Landwehr, die manche Unklarheit in ihren Deutungen aufweist. Es ist jener Teil gemeint, der von der Oker ausgeht, nach dem Rüniger Turm führt und dann in nördlicher Richtung weiterläuft. Über den weiteren Verlauf der Landwehr auf der Rüniger Feldmark bestehen keine geteilten Ansichten, so daß nur jenes erste Teilstück zur Erörterung steht. Sowohl die Pläne von Fr. Knoll, „Umgebung der Stadt Braunschweig um 1775“ als von E. v. Heinemann „Braunschweig und Umgebung“ weisen keine klare Eintragungen auf. Dagegen gibt uns ein Plan von 1746 „Grund-Riß der Situation von Braunschweig bis an die Landwehren“ von J. F. C. Schmidt (Landesmuseum Braunschweig) einige Anhaltspunkte. Ihre weitere Bestätigung finden wir auf einem „Plan de la situation de Bronsuic“ o. J. und auf der Karte von Kett 1766. Eine Ergänzung bietet der „Plan de la levée du Siège de Bronswic“ 1761. Demnach verlief die Landwehr von der Oker ausgehend — heute etwa die schmalste Stelle zwischen der Landstraße und dem Okerbett — in einigen Biegungen etwa an den heutigen Straßen „Der Kamp“ und dem östlichen Teil des „Heerstieges“ (Hirtenstieg) in weiterer Richtung auf den westlichen Teil der Kirche zu. Die Führung der großen Durchgangsstraße war in jener Zeit etwas anders. Sie verlief keineswegs so gerade, sondern hatte unmittelbar beim Rüniger Turm zwei kleinere Knicke (s. Abb. 1). Der Rüniger Turm bildete, wie bekannt, die Durchlaß-Stelle innerhalb der Landwehr nach Süden. 1385 war er unter Leitung des Ratsherren und Krämers Alberd van Dusem auf einer heute noch schwach erkennbaren Anhöhe erbaut worden. Auf der Flurkarte von 1761 (Staatsarchiv Wolfenbüttel) ist der bisher beschrie-

bene Verlauf ebenfalls noch in der Eintragung der Straßen zu erkennen, so daß in ihr eine Bestätigung der eben dargelegten Ansicht vorliegt.

Nach dem Protokoll von 1736 wurde häufig vermutet, daß gegenüber der Abbiegung der Landwehr von der Landstraße am Fuhsekanal sich noch eine „Kleine Landwehr“ von dieser Stelle ab in östlicher Richtung bis an die Oker hingezogen habe. Aus irgendwelchen strategischen Gesichtspunkten ließe sich auch für diese eine Erklärung finden. Es läge nahe zu glauben, daß man hier vielleicht einen Vor- schutz vor der ursprünglichen Rüniger Befestigung errichtet habe. Nach Überprüfung des Protokolls im ganzen erscheint es jedoch wahrscheinlich, daß die „Kleine Landwehr“ örtlich falsch verstanden wurde und daß ein Verfasser nach dem anderen diesen Irrtum übernommen hat. In dem Protokoll, das an sich über den Zustand der Landwehr um 1736 berichten soll, ist sicherlich mit der „Kleinen Landwehr“ jene von uns als „erste unklare Stelle“ zwischen Okerbett und Rüniger Turm gemeint.

Eine dritte, ebenfalls bisher verschieden eingetragene oder dargestellte Stelle ist das kurze Verbindungsstück in der Feldmark Broitzem zwischen der heutigen Bundesbahnstrecke (Hannover—Braunschweig) und dem Rothenburger Turm. Hier verlief sie nicht parallel der heutigen Bahnstrecke bis zu der heutigen Land- straße Broitzem—Braunschweig und folgte ihr auch nicht bis zu dem Turm. Das Gelände selbst gibt uns heute noch den besten Aufschluß insofern, daß in dem Winkel der beiden Straßen ein spitzwinkliges feuchtes Wiesenstück liegt, an das sich in östlicher Richtung Gartenland anschließt. Auf der Böschung zu diesem ist vielmehr der Lauf unserer Landwehr zu suchen. Demnach verläuft sie von dem Bahnübergang zunächst in westlicher und biegt dann in nordwestlicher Rich- tung auf den Rothenburger Turm zu ab (s. Plan).

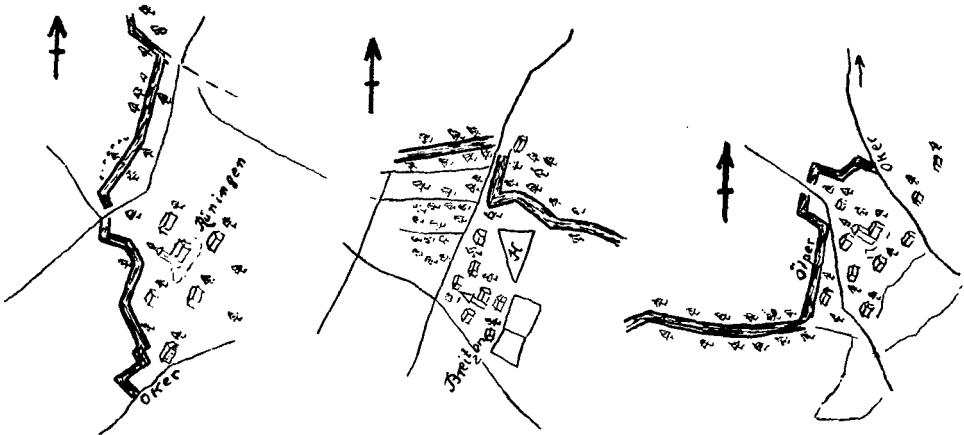
Auf der Feldmark Olper verläuft die Landwehr nach Austritt aus dem Pawel- schen Holze an dem südlicheren Wege, der an der ehemaligen „Tränke“ an den Südrand des Dorfes vorüberführt. Von dort biegt sie einem spitzen Winkel nach Nordwesten ab und umschließt somit das Dorf und den Olper Turm. Alle Eintra- gungen an dem nördlichen Wege, der an dem Holze selbst entlangführt und auch auffälligerweise auf den Olper Turm zustrebt, sind verkehrt.

Ein weiterer „wunder Punkt“ ist die Landwehr ab Olper Turm in Richtung auf die Oker. Die Pläne zeigen sehr verschiedene Ansichten. Wir legen auch hier die Flurkarten von 1753 zugrunde, aus der der Verlauf noch sehr gut zu erkennen ist. Demnach erstreckte sie sich vom Turme aus zunächst in nordöstlicher und bog dann sehr scharf in südöstlicher Richtung ab, so daß hier eine regelrechte Spitze entstand. Dann verlief sie an das Okerbett.

Innerhalb der großen Okerschleife vor Veltenhof liegt der Kuckucksberg, dessen Größe auf dem Feldriß von 1772 (Staatsarchiv Wolfenbüttel) mit 1 Morgen 100 Ruten angegeben ist. Immer wieder tauchte die Frage auf, ob diese etwas eigenartig anmutende sandige Höhe zu dem Befestigungssystem der Landwehr gehört habe. Oft wird ihm die Bedeutung eines Wachturmes innerhalb der sehr sumpfigen Okerniederung zuerkannt. Viele Gründe sprechen jedoch dafür (eine Erörterung in diesem Rahmen ist nicht möglich), daß er wahrscheinlich nicht zu dem Landwehrgürtel gehört hat. Die endgültige Beantwortung wird jedoch erst eine geologische und archäologische Untersuchung ermöglichen. Der Kuckucks- berg wird deshalb von mir vorläufig nicht in diesen Ring einbezogen.

Recht erhebliche Unklarheiten bestehen über den Verlauf der Landwehr — soweit sie überhaupt ausgebaut worden ist — im östlichen Teil der Stadt Braun-

schweig. In jenem bereits erwähnten Protokoll wird berichtet, daß bis 1736 vom Rühmer Moor bis zum Butterberg keine „Vestigia“ zu erkennen waren. Erst bei dem Butterberge habe die Landwehr mit einem kleinen Graben wieder begonnen, an dessen Ende, unweit der Schunter, etwa 300 Schritt lang, Eichen-, Heister- und Unterholz auf einem hohen Aufwurf standen. Vermutlich entspricht diese Darstellung wirklich dem tatsächlichen Verlauf. Auf der Karte von Matthias Seutter (etwa 1720) (Landesmuseum Braunschweig) findet sich ein Stück der Landwehr,



Der Verlauf der Landwehr bei Rünigen, Broitzem und Olper. Nach Grund-Riß der Situation von Braunschweig von J. F. C. Schmidt 1746

etwa vom Schunterlauf ausgehend, eingetragen. Das Protokoll sagt hierzu: „Dieser Teil bestand aus einer kleinen Riede oder Bach ohne Aufwurf, welcher hin und wieder mit wenigen Heistern, Weiden und vielem Ellernbuschwerk bewachsen war.“

Eine weitere Stelle bedarf einer Erörterung. Es ist die Verbindung der Landwehr im südöstlichen Teile zwischen dem Rautheimer- und dem Kohliholze bei Mascherode. Mit Unterstützung der Flurkarten (Staatsarch. W.) und unter Mitarbeit von Herrn Fritz Habekost, Mascherode, ist hier eine Lösung versucht worden. Der Südstreifen des Dorfes Mascherode unmittelbar an dem Wege in südlicher Richtung anschließend trägt die Flurbezeichnung „Steingrasgraben“. Es ist demnach hier eine Vertiefung gewesen, in der sowohl Steine als Gras und sonstiger Unrat lagen. Auch standen an ihm, und zwar „an der Böschung nach Norden zu“ noch vor etwa 50 bis 60 Jahren wildwachsende Zwetschenbäume und Dornengestrüpp. Es war also eine wallartige Erhöhung, bei der der Graben noch deutlich wahrzunehmen war. Betrachtet man die Häuser, die an diesem Wege entlang auf der Böschung des Steingrasgrabens gebaut sind, so erkennt man noch deutlich den ehemaligen Höhenunterschied zwischen dem Aufwurf und dem Graben. Somit liegt die Vermutung — in diesem Falle darf man wohl nur von einer Vermutung sprechen, da schriftliche Quellen fehlen — nahe, daß die Landwehr unmittelbar nach Austreten aus dem Rautheimer Holze sich in westlicher Richtung auf den südlichen Teil des Dorfes Mascherode hinzog, an dessen Südrande am Steingrasgraben verlief und dann über das Steintor (Ausfahrt nach Salzdahlum) hinaus seine Fortsetzung im Kohliholze fand.

Nach der Betrachtung der angeführten Stellen wird der Verlauf der Landwehr etwa so anzunehmen sein: Vom Okerbett südlich Rünigen längs der Straßen Kamp, Heerstieg (nur östlicher Teil) nach Rüniger Turm — westliche Ausbuchtung unmittelbar nördlich des Rüniger Turmes — entlang der Landstraße auf westlicher Seite bis Fuhsekanal — nahezu rechtwinklige Abbiegung nach Westen,



dem Fuhsekanal folgend — von Bundesbahnkreuzung nordwestlich, unmittelbar darauf westlich verlaufend — fast rechtwinklige Abbiegung in Richtung auf Rothenburger Turm — vom Turm parallel der Straße Broitzem—Timmerlah — dann nordwestwärts abbiegend, mit einer kleinen Ausbuchtung nach Westen — nach Norden weiterziehend als östliche Grenze der Flur von Timmerlah — zwischen Timmerlaher Busch und Broitzemer Holz in Richtung Raffturm durchlaufend

— um diesen westwärts ausbiegend — jenseits des Turmes wenige Meter parallel der Straße — dann nordostwärts abbiegend im Bogen mit einigen spitzen Ausbuchtungen auf das Pawelsche Holz zulaufend (jetzt äußerstes westliches Ende der Saarbrückener Straße) — südlicher Rand des Holzes, Straße Lehdorf—Völkenrode überquerend — vom Holz südlicher Weg an „Tränke“ bis Südteil Olper — spitzen Winkel nach Nordwesten abbiegend — Olper Turm einschließlich — jenseits der Straße zunächst in nordöstlicher, dann sehr scharf in südöstlicher Richtung auf das Okerbett abbiegend — Okerbett — ostwärts Kuckucksberg vom Steilrand der Oker bis an den Wendenturm in fast gerader Linie verlaufend — vom Turm ostwärts in gleicher Richtung wie vorher an die Schunter (Erlenbruch) — Schunter — bei Butterberg ein Graben — an Mittelriede herauf bis Gliesmaroder Turm — ab Gliesmaroder Turm Riehde ohne Aufwurf — ostwärts des Nußberges bis steinerne Brücke vor Riddagshausen — südöstlich abbiegend nach dem Kloster Riddagshausen vor der sogenannten Schmiedepforte — in den Wiesen bis Schöppenstedter Turm — ab hier ebenfalls in diesen (wiederum kleine Riehde ohne Aufwurf), dann Wabe — auf Linie Mascherode—Hötzum scharf nach Westen abbiegend, von Wabe abzweigend auf Grenze zwischen Salzdahlumer- und Rautheimer Holz — an Südrand des Dorfes Mascherode (Steingrasgraben) — Südrand Kohliholz — am Spring entlang bis südlich Meverode, Straße Meverode—Klein-Stöckheim überquerend — in gerader östlicher Fortsetzung bis an die Oker.

Das Adelsgut Hilprechtshausen

Von Otto Hahne

Vorgeschichtliche Menschen haben bereits an dieser Stelle des Leineberglandes gewohnt. Im „Wohldsieke“ hinter dem alten Kirchhofe liegt nämlich ein vorgeschichtlicher Grabhügel. Da er aber ausgeleert wurde, ist eine nähere Zeitbestimmung nicht mehr möglich. Umfang und Art eines *cheruskisch-sächsischen Großbauernhofes* lassen sich aber kaum anderswo noch heute so gut erkennen, wie in Hilprechtshausen. Seine entlegene Lage im waldumschlossenen Winkel einer breiteren Senke hinter den schützenden Bäumen des Hügelabfalls zum Leinetale haben es vor den umwälzenden Einflüssen der modernen Entwicklung glücklich bewahrt und in einen tiefen Dornröschenschlaf versenkt.

Genau läßt es sich nicht mehr sagen, wann diese Siedlung nach einem Hiltiprecht (= glänzend im Kampfe) ihre Benennung erhielt, da es vom fünften bis achten Jahrhundert n. Chr. üblich war, vor das husen (= Wohnung, Haus) mit berechtigtem Stolz den Personennamen des Besitzers zu setzen. Während heute der Adelshof mit seiner Landwirtschaft das Leben des Weilers maßgebend gestaltet, war im Mittelalter eine Aufteilung in mehrere Bauernhöfe mit den dazugehörigen Hufen erfolgt. Das nahe Reichsstift Gandersheim ertauschte in Hildebrechtshausen 1184 Besitz vom Grafen Hermann von Woldenberg und kaufte 1383 noch 1½ Hufen von den Herrn von Gandersheim, die dazu 1318 vier Hufen herzogliches Lehnsgut innehatten und außerdem den Hildesheimischen Zehnten einzogen. Letzterer kam später an die Herrn von Salder und 1567 an die Rauschenplatts.

Erst 1617 erfolgte die Bildung des Rittergutes Hilprechtshausen, als es Johann Gerloff Hamstedt erlaubt wurde, daß er „auf den Hilprechtshausen Ort, da die Rauscheplatten und Staplern vor diesem in Hilprechtshausen ihre Wohnung gehabt, zu einer notdürftigen Unterhaltung hinwider von Neuem ein Gebäude einrichten möge“. Im Jahre 1646 hat der Junker von Hambstedt dies Gut besessen, „welcher sich aber nach Wetteborn mit den Seinigen gehalten“. 1646 erwarb es die Familie von Brüning: „um das Jahr 1689 durfte sich der von Brüning auf seinem Gute zu Hilprechtshausen nicht aufhalten, hielt sich, in der Nähe zu sein, daher bei dem Prediger zu Wetteborn auf. Seine Frau aber war in Hilprechtshausen. Der von Hambstedt hielt sich auch wegen der Kriegsunruhen selten zu Hilprechtshausen auf, sondern bald zu Gandersheim, bald zu Einbeck, wo er auch gestorben ist. Weitere Besitzer waren dann 1812 von Waldenfels, 1843 von Rheden, 1861 Graberg, 1900 von Löbbecke.“

Die Wannen „Im Spülbecke“, „Am Spülbeck“ und „Am Springe“ enthalten auf der Sonnenseite des Hanges das alte Ackerland mit 160 in Dreifelderwirtschaft beackerten Morgen, weiter mit den dazugehörigen Wiesen und einer ausreichenden Waldweide. Aus letzterer sind erst vom 9. Jahrhundert an „Über den Berghäusern“ und „die Bergkämpe“ als Rodeland, an dem auswärtige Besitzer beteiligt sind, zur Feldbestellung hinzugekommen.

Von dieser einheitlichen Flur ist eine zweite Dorfflur daneben durch einen breiten Waldstreifen „Am Dohrenkamp“, „Der schwarze Busch“, „Der Spiegel“ — so benannt nach einer dort einmal vorhandenen mittelalterlichen Warte (speculum) — mit 200 Morgen deutlich getrennt, wie die Dorfkarte 1768 von Carl Schöneyan lehrt. Wie ein langes Band ziehen sich ihre Wiesen: „Rohrwiese“, „Fischerwiese“, „An der Bue“ = Boye (Flußbiegung), „Rehwinkel“ = Rietwinkel an dem vielfach gewundenen Leineufer entlang. In größerer oder geringerer Breite, die durch die natürliche Beschaffenheit der teilweise steil ansteigenden Ufer bestimmt wird, erstrecken sich die Äcker oberhalb eines Weges: „Der kleine und große Orthkamp“, „Der große und kleine Mühlenberg“, „An den Wiesen“, „Der große Kamp“, „Der Kirchenkamp“, „Am Schiffberg“ = 140 Morgen. Nach der Notiz in der Grenzbeschreibung von Gandersheim 1580: „went an den Knick bei Meinshausen“ kann es nur die villa Meinoldeshusen (= hausen eines Meginhold) sein, die vom Marienkloster vor Gandersheim an Hegerbauern ausgetan war und 1229 zurückerworben wurde. Das Kloster erhielt auch den hildesheimischen Zehnten dazu und besaß 1333 die piscatura (Fischerei) daselbst. Noch 1383 war das Gut unter Besecke von Freden (Kr. Alfeld) und die von Wettbergen geteilt, wurde aber bereits 1484 als eine desolata (wüstgewordene) villa Meynshausen bezeichnet. Eine Mühle am „Großen Mühlenkamp“ und ein Fischerhaus an der Fischerwiese bestanden jedoch noch weiter. Aus dem „Kirchenkamp“, bei dem ein Kreuzstein steht, kann auch eine mittelalterliche Kirche vermutet werden. Irgendwelche Reste von Dorf und Kirche sind nicht mehr erkennbar. Später erfolgt die Übergabe der meisten Äcker von Meynshausen aus dem Besitze der Marienkirche an Hilprechtshausen, während im Südteile der Flur nach dem benachbarten Beulshausen verzogene Bauern Besitzrechte behielten. Hinsichtlich der Kirche, wovon um 1800 die rudera (Überreste) noch zu sehen waren, „wird im Jahre 1594 von zwei Zeugen versichert, daß vordem zu Hilprechtshausen eine eigene Kirche gewesen sei, worin der eine Zeuge gewesen, der andere aber, den Knüppel in die Glocke zu hängen, geholfen habe.“

Die Erbregerister von Gandersheim 1524 und 1580 haben Hilprechtshausen überhaupt nicht aufgenommen. Die Kirchenbücher beginnen erst 1656. Daher kommt es, daß nur die auf Befehl Herzog Carls I im Jahre 1768 angefertigte Dorfbeschreibung eine Vorstellung von den alten Zuständen in der Siedlung geben kann. Aus ihr muß deshalb ein ausführlicher Auszug hergesetzt werden:

„Hilprechtshausen, ein im Amte Gandersheim belegenes adeliches Gut, woselbst vor diesem ein castrum mit Wall und Graben umgeben gewesen (siehe die Flurkarte) gehöret dem Herrn Hauptmann von Brüning, stehet under dessen Jurisdiktion. 1) adliche Hof, 2) die zu diesem Hofe gehörige Schmiede, 3) Häuslingshaus, alter Schafstall und Backofen, 4) noch 3 Anbauers, welche aber der Adliche Hof nicht unter solche Benennung gerechnet wissen will, jedoch kommt es auf eine künftige Contributionseinrichtung an, ob solch principium statthabe. Der Acker ist, was das Adliche Gut angeht, contributionsfrei, jedoch scheint in dieser Feldmark spezifiziert Bauernland verschwiegen zu sein, obgleich die Interessenten es zur Beulshausen und Heckenbeckschen Vermessung angezeigt, welches die aufzusummierenden Morgenzahlen wenigstens wahrscheinlich machen. Dies Bauernland ist 4. Classe. Wiesenwuchs, Anger und Holzung gehört dem adelichen Hof allein.

Die Hirten, die auch Nachtwache halten, haben Wohnung auf dem Hofe. Adliches Land zehntfrei 299 M., Bauernland, dem Hofe zehntpflichtig, 73 M., auch Flachs und Rauhfutter gibt Zehnt. Die Schäferei 600 M. hat der Hof. Ein eigener Krug ist nicht vorhanden, der Hof hat aber die Gerechtigkeit, zu seiner eigenen Consumtion zu brauen.

Die Holzung: das große Holz, so verschiedene Benennungen als „der kleine Orthcamp“, „Am Spiegel“, „Der große Osterberg“, „Woldsiek“, „kleine Tannenhay“, „Holgrund“, „Steinbrink“, „Troschensohle“ hat, ist ein Revier von ohngefähr 1500 M. und liegt an der hildesheimischen Grenze, besteht aus Eichen, Buchen, Tannen, Heinebuchen und anderen geringeren Gebüsch und ist in gutem Stande, ebenso „der Dornenkamp, der Spiegel und Schwarze Busch“.

Die Jagd gehöret überhaupt dem adelichen Hofe und die Fischerei in der Leine, soweit die Feldmark reicht, in dem großen Lustgarten 3 Teiche, worin Karauschen und Schleye. Feuerinstrumente: 2 Handspritzen, 3 Leitern, etliche Eimers, welche aber die Witwe des Obristen von Brüningke nicht abgeliefert. Wiesen 67 M., Feldanger („Osterbeek, Freudenbrink, Orthgrund, Spülbeek“) 22 M. nutzt der Hof so gutdünklich und wirtschaftlich als ihm möglich, welche er auch besser betreiben kann, da keine weiteren Interessenten befindlich. Die Weide ist gut, das Vieh überhaupt gut; der Acker am Hofe ist leimig und gut, nach Beulshausen kleiig. 3 Anbauer sind dem Hofe allein dienstpflchtig und einige Tagelöhner dort ansässig. Hof = 19 000 Taler zur Versicherung geschätzt: Hofraum 3 M., Lust- und Baumgarten 8 M., Länderei 299 M. zehnt- und adelich frei (dazu 40 M. auf Heckenbecker Feld), Wiesen 67 M. zweihauig. Die Fähre nach Ertshausen bei der Fischerwiese verpachtet der adliche Hof nach eigener Willkür. 16 Pferde, 3 Fohlen, 24 Kühe, 3 Rinder, 26 Schweine, 600 Schafe, 2 Ziegen, 8 Immenstöcke.“ Das schlichte und geschmackvolle Herrenhaus mit massivem Unterbau, Fachwerkoberbau und einer Freitreppe, in deren Geländer das Brüningsche Wappen mit C. v. B. und M (in) v. B. Gb v. W. (eißenfels) von 1721 „ist sehr gut mit Steindach und Schornstein. Der Reitstall ziemlich gut, auch mit Steindach. Das Schweinehaus ebenso conditioniert. Die Meierei alt mit Ziegeldach und Schornstein, die große Scheune neu, mit Ziegeln gedeckt, die kleine alt mit Stroh-

dach, (aber später mit Ziegeln gedeckt und schließlich umgebaut). Das Häuslingshaus mit Ziegeln gedeckt und Schornstein, ebenso die Schmiede. Das alte Backhaus und der alte Schafstall alt, jedoch mit Ziegeldach und Schornstein". 1803 ist Hilprechtshausen „ein Rittersitz und Weiler in dem geräumigen Winkel einer Ebene, die von einem Bergzug eingeengt wird, und an einem Bach, der ohnweit des Guts entspringt. Er ist nach Heckenbeck eingepfarrt".

1847 „hat Hilprechtshausen, nach Heckenbeck eingepfarrt mit 14 Feuerstellen und 120 Einwohnern keine Schule, weshalb die Kinder nach Heckenbeck zur Schule gehen. Das daselbst befindliche landtagsfähige Gut, jetzt der Familie von Rheden gehörig, besitzt 352 Morgen Acker, 71 Morgen Wiesen, $8\frac{1}{6}$ Morgen Gärten, $2\frac{1}{2}$ M. Teiche, Zehnten von 116 M., Fischerei in der Leine, Feldjagd, Holzung und eine Schäferei von 600 Köpfen". — Die 3 Anbauer sind noch frey von herrschaftlichen Oneribus (Lasten), dürfen auch kein Vieh halten, außer wenn es der Hof ihnen gestatten will, indem sie gleichsam als Bediente und Tagelöhners angesehen werden.

Das Brachfeld hat die Wannen: Die Bergkämpe und Über den Berghäusern; das Sommerfeld: Im Spülbeek und Dohnen, Herrenbreite, Hinter dem Baumgarten, Schmiedebreite, Auf dem Kleylande, Die Renne, Am Schifberg; das Winterfeld: Große und kleine Orthkamp, Am Springe, Große Kamp, Kirchenkamp, Rehwinkel, große und kleine Mühlenberg.

1863 ist Hilprechtshausen mit 14 Feuerstellen und 106 Einwohnern ein dem Herrn Ernst Graberg gehörendes Gut mit 1344 Morgen Besitz und Fischerei in der Leine. Der Ort besteht nur aus einigen Brinksitzergehöften und Anbauerwesen. 1891 wird mitgeteilt: „Der alte Gefängnisraum — bis zur westfälischen Zeit hatte das Gut eigene Gerichtsbarkeit — ist noch im ehemaligen Herrenhause, jetzt Tagelöhnerwohnung, vorhanden.“

Da die Flur schon fast einheitlich von dem Gutshofe beackert wurde und die geringen Anteile auswärtiger Besitzer leicht zusammenzulegen waren, konnte auch die Separation nicht diejenigen schwerwiegenden Auswirkungen in Hilprechtshausen haben, wie in den Bauerndörfern, deren Wirtschaft sich völlig änderte. Die Aufhebung der Waldweide, die Feldarbeit mit modernen Geräten und die Steigerung der Erträge durch Stallmist und Kunstdünger betrafen wesentlich nur die Gutsherrschaft.

Die moderne Zeit brachte gewiß manche Neuerungen, aber erhöhte nur wenig die Bevölkerungszahl, die bei dem Fehlen einer nahe gelegenen Industrie infolge ihrer Bindung an die Landarbeit keine größere Vermehrung erfuhr.

So begann die geschichtliche Entwicklung Hilprechtshausens mit einem Familienhofe und endete über das Bauerndorf des Mittelalters in dem heutigen Rittergute.

Schriftennachweise

Dürre Regesten. Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel.

Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim, derer von Saldern.

Copialbücher der mittleren Linie des Hauses Braunschweig III, 29. Nds. Staatsarch. Wolfenbüttel.

Erbregister Gandersheim 1580. Nds. Staatsarch. Wolfenbüttel.

Beschreibung des adlichen Gutes Hilprechtshausen von E. A. Bruns 1768.

Flurkarte von C. Schönegau. Nds. Staatsarch. Wolfenbüttel.

Hassels Collectaneen (Landschaftsbibl. Nr. 1225); betr. Heckenbeck. Nds. Staatsarch. Wolfenbüttel.

G. Hassel u. K. Bege: Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel u. Blankenburg. 1802/03. Bd. II, 255.

C. Venturini: Das Herzogt. Braunschweig 1847, 290.

A. Lambrecht: Das Herzogt. Braunschweig 1863, 633.

Knoll-Bode: Das Herzogt. Braunschweig 1891, 349.

Meier-Steinacker: Die Bau- u. Kunstdenkmäler des Kreises Gandersheim 1910, 241 (m. Abbildung).

Wat Christel-Veidder von're Franzosentäit vortelle

Von Otto Graumann

Anno twölwe ward et up'n Heerstraten lebennich. Napoljum trecke mit säinen Soldaten na Rußland. Dai ole Schaper Röger hat mick veel darvon vortellt.

Balle kaim Pärvolk, balle Fiautvolk; balle blewen se in düffen, balle in jennen Darpe liggen. Up'r Landstrate von Hilmsen na Wulfenbüddel wimmele et wochenlang von Franzosen. De Maroden mößten efahren weren, un iuse Biuren herren nist te lachen.

Biurmester was datiaumalen bäi ösch Krischan Väidt, et was en groten un staatschen Kerel, vor dene alle hellischen Respekt herren. Wenn Draguner or Kürassäire kaimen, denne ruime hai säine Schuine iut un nam twintig darvon for sich, siaw dat kain Minsche seiggen künne, hai dee de Last up an're schiurwen. Vor'n Täibarre lait hai de Soldaten anholen un ichicke se mit jungen Burßen iut en Darpe Trupp vor Trupp den Biuren up'n Hoff. De meersten werren mit'r Vordailunge inverstahn; wecke räsonnäiern woll, aver man läise; un höre Väidt mal von hinnen herum darvon, denne lache un lä: »Lat se sich man Luft maken – Schilleße dait nich waih.«

En paar Da'e na Ostern kaimen Hufaren bäi ösch in't Quartäir.

In Väidts Schuine snatere dat, wäi in' Giaufestalle, un Hufaren un Päre maken't sich siaw bäiquem wäi möglich. In'n Pärstalle aver stund bäi Väidts Briunen en Wachmester säin Schimmel. Dai lahme hinnen rechts, dat Bain was ok dicker eir dat linke, un de Biurmester herre seggt: »Mit Kamillentee been!« Niu was säin Thronfolger, dai ok Krischan hait – en Burße von achtein Jahren un de grötste Pärnarre in'n ganzen Darpe – Stunne vor Stunne dormidde in Gange, den Dairt Umläe te maken un säine Waihda'e te linnern.

Alle Näselang keek ok de Wachmester in'n Stall und hulp mit Tiawkäiken. Hai frai'e sich over den frischen un forschen Jungen, un Krischan künne den Wachmester ok giut läien. Awer vortellen können se sich nist; blot en paar französche Wöre herre Krischan balle uppefnappet, siaw tiaun Exempel: »la porte, mon cheval« un selfamer Wäife ok »baïsez mon cull!«, wat soauevel heten dait as »Liche mick am Maarfe!«. Dat kamm siaw: ofte keken Hufaren in'n Stall un lochten en Wachmester und woll'n düit un dat fra'en. Et mag woll veel dumm Tuig ewest säin, denn vor gewöhnlich make de Wachmester en ärgerlich Gesichte un lä blot: »Bäsemongkü!« Denne draien sich de Hufaren flink umme un laipen weg.

De Pärkiur sliaw giut an. Gegen Abend was de Gefroulst weg, un an a'ren Margen lahme de Schimmel ok nich mehr.

Wer was froher eir de Wachmester! Hai drücke tiaun Affschäid en Biurmester ümmer wäer de Hand, den jungen Krischan aver namm hai feste in'n Arm und küsse ne up baide Backen.

Acht Da'e dornach was Fiautvolk bāi ōsch innerücket, malchāire aver balle wāer af. En half Dutzend Marode un Lahme schölle de Biurmester up'r Äffe na Wulfenbüddel schaffen. Kain Äckermann or Halfpänner herre aver Lust, Päre un Wa'en dar for te oppern. Wer künne wetten, ob se terügge kaimen? Se laien en Biurmester fiau lange in'n Ohren, fāin Krischan künne dat up't beste, hai künne mit'n Franzosen umme-gahn, bet Vader Väid't, nich wennig stolt up fāinen Jungen, nagaff und inwillige. De Mudder schult twaars, aver öhr Sohne fette en ganz vorgnuigt Gefichte up un fā: »Ward emaket.«

En anren Margen puße un futtere Krischan noch in Duistern de Briunen, smeet en paar Bund Stroh hin'n in'n Kastenwa'en un tiaun Kutscherfitz en Hamerfack quer varn in'n Wa'en. Wāi et Dag was, schörre hai de Päre an, hulp den Soldaten up't Stroh, fette sich up'n Futterfack un fā: »Jü!« Da herren de Briunen blot up eliuert: se trecken an, güngen Schritt von Horwe un laipen denne en Täibarg un de Ostenstrate un en Barnwäg herup un en Daimwäg runre na'n dummen Briauke daal. Wāi se aver an're näien Brügge den Blekensteeschen Barg vor sich laiht, fallet se in Schritt. Se dachten woll, ümmertiau lopen werre ok nich giut. De Wa'en rattere, un de Franzosen inatern, blot Krischan satt stille hinre fāinen Briunen. Äwer bowen up'n Barre maine, hai mößte ok mal en Woort dartiau seiggen, drai sich kort entfloten umme un raip: »Bäsemonghü!«

En Ogenblick was et bāi den Franzosen ganz stille. Denne aver fängen se an fiau flüchen un tiaun drauen, vair feste Fuisse retten Krischan ower den Hamerfack un vorsohlen öhne dat Ächterläer mit öhren Kesemeften.

Krischan herre bāin Sich=ummedraien de Laiten annetrecket, de Päre blewen stahn un taimen af, wat niu wāier schaihn schölle. Äwer all na'n paar Miniuten sette hai sich wāer up fāinen Sacke terechte, fā: »Jü!« un kutschāire up Blekenste tiau.

In düffen Darpe herren de Franzosen geniaug te kāiken un te wāisen un parlāiern nich fiau dulle mehr. Erst hinre de Äuebrügge un up'n witten Wäe an Heesholte klappere de Plappermöle wāer los, wat haste, wat kannste.

Krischan satt stille varn up'n Wa'en und keek sich nich mal umme, wenn se liut-hals lachen deen. De Äiken un Baiken in Holte werrn noch kahl, blot de halfhogen Dannen an're Strate werrn grain. Wāi lachen dai öhne fiau fründlich an! Dat Harte gung ne up! Dat et Holt niu balle tiau Enne was, was Krischan gar nich recht.

An're Holtecke blewen de Päre stahn un stallen. Dat störe de Franzosen wāier nich, öhr Mundmark gung wāi ne Watermöle na'n Platrā'en.

Krischan herre geren mal en Woort middeköärt, un wāil öhne lüß nist Franzö-sches infell, draih sich dat Unglücksworm wāer umme un fā noch emal: »Bäse-monghü!«

Da sprüngen glāiks alle fesse wāi de Äpen up öhne los und vortobacken den armen Burßen wāer nich schlechte. »Is düt ne Welt!«, fā dai stille vor sich hen, röge de Laiten an und drame up Wulfenbüddel los. Dat Lazarett was in Waifenhiuse up'r Auguststadt. Häier mößte Krischan fāine Fahrgäste aflāiwern. Mit veelen Mercis un Hāneschüddeln trecke dat Takeltuig af, un nemmes was froher eier Krischan, dat hai de Landpla'e los was. Hai dränke de Briunen und futtere se iut en Futterbuil, fraihstücke sülms ower'n Diumen, wenne umme und faihre denfülwigen Wäg te-rügge, dān hai komen was. Balle na'n Midda'e was hai wāer in Hiuse.

De Päre werrn kium in Stalle, da fünnen sich ok all de Nawers un de giuen Frünne up Väid'ts Horwe in un deen veel klā'en un fra'en.

Von veelen Wören was Krischan overall kain Fründ, un huite all gar nich. Awer antwören mößte hai doch woll up dai näifsteenschen Fra'en, wenn hai fäine laiven Nächsten von Halfe los fäin wolte. Hai reem sich noch mal gehörig dat Kruite un fä denne half daalohrig, half stolt: »Luie, Luiel et was flimm; se heitt mick twaimal ganz mör ella'en; un herr'ich dat betten Französch nich emußt, denn herrn se mick wol dot ella'en.«

Verdiente Braunschweiger als Naturforscher und Naturfreunde

Von Fritz Hartwig

Durch einen Zufall gelangte ich in den Besitz einer einige 90 Seiten umfassenden Schrift, die von Prof. Dr. Wilhelm Blasius 1887 im Verlag der Schulbuchhandlung herausgegeben wurde und den Titel trägt „Lebensbeschreibungen Braunschweigischer Naturforscher und Naturfreunde, verstorbener ehemaliger Mitglieder des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig“. Ich fand bei ihrer Durchsicht mancherlei Interessantes, das auch die heutige Zeit noch zu interessieren vermag, und da die Schrift recht selten ist, und nur wenigen Heimatfreunden bekannt sein dürfte, halte ich es für angebracht, das Wichtigste daraus mitzuteilen.

In der Einleitung weist Wilhelm Blasius darauf hin, daß bei Gelegenheit der Feier des 25jährigen Bestehens des genannten Vereines, der am 20. November 1865 gegründet sei, ihm vom Verein der Auftrag erteilt sei, nähere Nachforschungen über die inzwischen verstorbenen Vereinsmitglieder anzustellen und darüber zu berichten. Er führt dann weiter aus, daß die Lebensbeschreibungen nicht nur für die Vereinsmitglieder ein Interesse darböten, sondern auch eine gewisse allgemeine Bedeutung für Stadt und Land Braunschweig, da es sich meist um Persönlichkeiten handele, die mit den wissenschaftlichen Bestrebungen und dem geistigen Fortschritte unserer engeren Heimat eng verknüpft seien.

So schreibt Wilhelm Blasius, derzeit Professor der Zoologie an der hiesigen polytechnischen Hochschule und Vorstand des Naturhistorischen Museums. Er war der Sohn des Professors Johann Heinrich Blasius, der das verselbständigte Naturhistorische Museum von 1867—1884 geleitet hatte. Es handelt sich um 37 Braunschweiger, deren Lebenslauf und deren Bedeutung und nachgelassene Werke er aufführt. Über einige Männer aus dieser nicht kleinen Zahl weiß Blasius nicht viel zu sagen oder sie bieten uns nicht viel Interesse. Sie seien hier aber der Vollständigkeit halber kurz aufgeführt.

Die Reihe beginnt mit Bürgerschullehrer Friedrich Bach aus Gebhardshagen (1811—1880). Er war von einem enormen Wissensdrang beseelt und hinterließ bei seinem Tode eine Bibliothek von fast 6000 Bänden. Er beschäftigte sich namentlich mit Ornithologie. Er war ein guter Freund von Hoffmann von Fallersleben, mit dem er sehr oft zusammenkam.

Mit zu den ersten Begründern des Vereins gehörte der Apotheker Friedrich Beckmann, der 1813 in Göttingen geboren wurde. In Braunschweig war er in der Hofapotheke beschäftigt, lernte hier den früheren Apotheker H. Sonnenberg kennen und vereinigte sich mit diesem, um das jetzt noch unter der Firma H. Sonnenberg & Co. bestehende Spritgeschäft zu gründen. Er brachte in seinem

unermüdlichen Eifer eine fast vollständige Sammlung mitteleuropäischer Käfer zusammen. Er brachte auch eine umfangreiche Petrefaktensammlung zusammen, die er noch bei seinen Lebzeiten an Julius Ottmer abgab, den späteren Professor der Mineralogie und Geologie an der Technischen Hochschule, dessen Sammlungen nach seinem frühen Tode der Hochschule geschenkt wurden.

Wie Beckmann gehörte auch der Apotheker Johann Friedrich Christian Emil B e e s e zu den Gründern des Vereins für Naturwissenschaft. Beese, geboren 1846 zu Königslutter, kaufte 1882 im Verein mit Dr. Baesecke die hiesige Martiniapotheke. Er starb aber bereits 1884.

Der Garteninspektor Karl Emil B o u c h é , geboren 1822 in Berlin, kam 1868 als Wandergärtner des Landwirtschaftlichen Centralvereins nach Braunschweig. Er war dann als Lehrer für Obstbau an der Landwirtschaftlichen Schule zu Marienberg in Helmstedt tätig. Nach dem Tode des botanischen Gärtners Ohm wurde er 1873 mit der Leitung der gärtnerischen Arbeiten im Herzoglichen Botanischen Garten beauftragt. Er starb 1882. Von seinen Veröffentlichungen ist bemerkenswert ein „Handbuch des Gemüse- und Obstbaues“.

Der in Hausberge bei Minden 1821 geborene Gottlieb B r a u n , Besitzer einer Apotheke in Hausberge, verkaufte diese 1874 und zog nach Braunschweig. Hier setzte er seine Forschungen auf dem Gebiete der Pflanzenkunde mit besonderem Eifer fort. Sein Spezialstudium war die Gattung *Rubus*, die Brombeere. Über 200 Arten stellte er fest und gab ein *Herbarium Ruborum Germanicorum* heraus. Um die Standhaftigkeit bzw. Veränderlichkeit der einzelnen Formen zu prüfen, griff er schon früh zu dem Versuche, dieselben zu kultivieren, zu welchem Zwecke ihm einzelne Teile des Botanischen Gartens zur Verfügung gestellt wurden. Nach Abschluß seiner *Rubus*-Studien wandte er sich dem Studium der einheimischen Rosen zu, und es gelang ihm, viele bis dahin übersehene Rosenformen in unserer Fauna zu entdecken. Im Sommersemester 1879 hielt er an Stelle des damals heftig erkrankten Apothekers und Stadtrats Dr. Karl Grote mit vielem Erfolg die Vorlesungen über Pharmacognosie an der Herzoglichen Technischen Hochschule. Er starb 1882 in Hausberge.

Noch ein weiterer Apotheker ist hier zu nennen: Carl Friedrich Julius B r a u t l e c h t , geboren 1837 zu Braunschweig. 1863 wurde ihm die Concession zum Betriebe der Apotheke in Wendeburg erteilt, die er bis zu seinem Tode 1883 leitete. Er war schriftstellerisch namentlich auf dem Gebiete der Bakterienkunde tätig. Blasius hat über ihn einen ausführlichen Nekrolog geschrieben. Ganz kurz seien hier noch folgende Vereinsmitglieder aufgeführt: Oberamtmann August Urban C l e v e , geboren 1818 zu Calvörde, der seinem Vater in der Pachtung der beiden Staatsdomänen Süpplingenburg und Schickelsheim folgte; Ökonom Wilhelm C u l e m a n n , Bruder des späteren Kreisdirectors August Culemann, in Königslutter geboren und lange Jahre in seiner Heimatstadt Stadtverordnetenvorsteher; Adolf F o r s t (1843—1886) war Direktor der hiesigen Actienzuckersiederei und hinterließ eine bedeutende Sammlung deutscher Schmetterlinge, die in den Besitz der Herren Dr. Baesecke und Krummel überging. Zu nennen ist ferner der Landwirt Albert Fromme, geboren 1814 in Seehausen, nahe bei der braunschweigischen Klosterdomäne Siegersleben, die er später durch Einheirat übernahm und erheblich verbesserte, so namentlich durch Errichtung einer großen Brennerei. Er starb 1879.

Ernst Hermann G r o t r i a n , geboren 1811 als Sohn des Obergerichtsadvocaten und Notars Grotrian zu Braunschweig, studierte das Forstfach, wurde Mit-

glied der Herzoglichen Kammer und starb 1887 als Geheimer Kammerrat. In seinen Mußstunden beschäftigte er sich eingehend mit mineralogischen, geologischen und anthropologischen Studien, besonders mit Paläontologie, Archäologie und Anthropologie. Er war auf diesen Gebieten ein großer Sammler, und seinem Eifer ist es zu danken, daß viele wertvolle Funde im Herzogtum nicht verloren gingen oder verzettelt wurden, sondern wohlaufbewahrt für wissenschaftliche Forschungen erhalten blieben. Viele Petrefaktenstücke sind nach ihm benannt. Es wurde sogar eine neue Gattung nach ihm benannt. Bei Rübeland wurde neben der Baumanns- und der Bielshöhle eine dritte Höhle entdeckt, deren Durchforschung mit staatlicher Unterstützung Grotrian zufiel, ihm zu Ehren hat diese Höhle den Namen Hermannshöhle erhalten. Grotrian war Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften, so der Deutschen Anthropologischen und der Deutschen Geologischen Gesellschaft, der Geologischen Reichsanstalt in Wien. Er gehörte mit zu den Gründern des Vereins für Naturwissenschaft.

Die Hafferburgsche Buchhandlung existiert auch heute noch, ihr Gründer war, wie Blasius erzählt, der 1839 zu Querfurth geborene Adolf H a f f e r b u r g. Er hatte das Geschäft als Bruhnsche Sortimentsbuchhandlung übernommen. Er hatte hervorragenden Anteil an der Begründung des Braunschweiger Vereins des freisinnigen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Nur kurz erwähnt sei der Augenarzt Heinrich Ludwig H a p p e aus Jerxheim, der sich besonders für die öffentliche Gesundheitspflege der Stadt Braunschweig interessierte. Sein Urteil wurde in allen Fragen der Hygiene, die in der Stadt auftauchten, sehr geschätzt.

Der Postdirektor Wilhelm H a r m e s war 1816 im Schlosse zu Bevern geboren, wo sein Vater als Forstsekretär des Herzogs Carl Friedrich Ferdinand, des letzten Herzogs von Braunschweig-Bevern wohnte. Er wurde bei der Herzoglichen Postverwaltung eingestellt, war tätig in Helmstedt, Jerxheim, darnach in Oschersleben. 1855 wurde er als Postmeister zum Vorstande des Bahn- und Postamtes in Wolfenbüttel ernannt. Hier wurde er ein sehr tätiges Mitglied der Stadtverordnetenversammlung. 1866 wurde er als Vorstand des Hof-Post-Amtes nach Braunschweig versetzt. Als im folgenden Jahre das Postwesen des Norddeutschen Bundes einheitlich geregelt werden sollte, wurde er von der Braunschweigischen Regierung zu seiner Instruierung nach Düsseldorf geschickt. Unter seiner Leitung und wesentlichen Mitwirkung fand am 1. Januar 1868 die Überführung der alten in die neuen Postverhältnisse statt, worauf er zum Postdirektor in Braunschweig ernannt wurde. — Er starb 1884. Er war auch schriftstellerisch tätig: mit Schriften über die Schloßkirche in Bevern, die Johanniskirche in Bevern, Geschichtliches aus dem Amte Eschershausen u. a.

Mit zu den Gründern des Vereins für Naturwissenschaft gehört auch der Bürgerschullehrer Adolf Louis Wilhelm K i e h n e, geboren 1833 zu Hessen am Fallstein. Er erteilte namentlich den Unterricht in der Naturkunde. Er starb nach seiner Pensionierung 1878 in Quedlinburg.

Ein weiteres angesehenes Vereinsmitglied war der Forstmeister Carl L i n c k e r, geboren 1808 in Königsutter. Er wurde zunächst mit der selbständigen Verwaltung des Forstreviers Beyenrode beauftragt, kam dann als Revierförster (reitender Förster) nach Calvörde. Später wurde er Oberforstbeamter des Oberforstes Königsutter und war lange Zeit, auch noch nach seiner Pensionierung, Mitglied der Herzoglichen Forst-Examinations-Commission. Als durch die neue Landgemeindeordnung von 1850 die Amtsrate für die Amtsbezirke des

Herzogtums in Tätigkeit traten, wählte man ihn im Amte Königsutter zum Mitgliede; dort war er als Vorsitzender des Amtsrates tätig bis zur Aufhebung dieser Körperschaft 1871. Mit der zugleich in Kraft tretenden Kreisordnung wurde er Vorsitzender der Kreisversammlung des Kreiscommunalverbandes Helmstedt. Er war auch mehrfach Mitglied der Landesversammlung und in dieser ein ganz besonders geschätztes Mitglied. Er starb 1884.

Ein großes Verdienst um die Stadt Braunschweig hat sich der Buchdruckereibesitzer und Verleger Dr. Heinrich Meyer erworben. Geboren 1812 als Sohn des Hofbuchdruckers Johann Heinrich Meyer promovierte er zum Doktor der Philosophie und gründete das „Journal für Buchdruckerkunst“, das als erstes und lange Zeit als einziges Fachblatt erschien.

Das von seinem Vater für das Jahr 1805 erstmalig herausgegebene Braunschweigische Adreßbuch wurde von ihm erweitert und ab 1846 durch Beigabe eines Staatshandbuches ergänzt.

Das Braunschweigische Gesangbuch, Schulbücher sowie der seit 1650 in der Firma erscheinende Braunschweiger Kalender gehören ebenfalls zu seinen wichtigeren Verlagserzeugnissen.

Im Jahre 1838 begründete er neben dem väterlichen Geschäft in der Reichstraße 32 eine eigene Schriftgießerei, der er später eine Druckerei angliederte, in der u. a. die ersten braunschweigischen Briefmarken gedruckt wurden. Da die Räume bald nicht mehr genügten, verlegte er die Firma 1845 in das von ihm erworbene Eckhaus Höhe 16 Jöddenstraße 1 und im Jahre 1858 nach Vereinigung mit dem von der Mutter seither weitergeführten väterlichen Geschäft zum Bankplatz 8. Im Jahre 1903 wurde der Eingang zur Firma in die Jakobstraße verlegt.

Auch literarisch ist Dr. Heinrich Meyer viel tätig gewesen; von besonderer Bedeutung sind seine klassischen Berichte über die Weltausstellung in London 1851 und Paris 1855. Er starb bereits in jungen Jahren 1863.

In noch jüngeren Jahren raffte der Tod den Eisenbahn-Baumeister Ernst August Ludwig Hermann Mitgau aus dem Leben, geboren 1825 in Gandersheim, gestorben im Alter von 47 Jahren 1873 in Braunschweig. Er arbeitete unter der Leitung des damaligen Bauconducteurs Tappe an der Restaurierung der Kirche zu Gandersheim und darauf unter Leitung von Professor Meißner in Langelshausen an den Vermessungen der Südbahn. Zu Dr. Carl Schillers Werken über mittelalterliche Baukunst und Überblick des Entwicklungsganges der Kirchenarchitektur machte er viele Zeichnungen und architektonische Tafeln. Im Jahre 1861 kam er als Strecken-Ingenieur bei der Eisenbahn nach Schöningen. Er hatte das Glück, auf der Bahnstrecke bei Sölingen ein reiches Lager mikroskopischer Versteinerungen (Foraminiferen) zu entdecken, das er mit dem größten Eifer durchforschte. Durch diese reichen Sammlungen kam er mit vielen Gelehrten des In- und Auslandes in Berührung. Der Rest seiner Sammlungen wurde nach seinem Tode von dem Professor Julius Ottmer angekauft. Nach dem Verkauf der Braunschweigischen Eisenbahnen wurde er Beamter der Braunschweigischen Eisenbahngesellschaft. Berühmt war seine Petrefaktensammlung, die später ein Bestandteil der paläontologischen Sammlungen der Technischen Hochschule wurde. In Braunschweig schuf er die Anlagen für die Mineralwasser- und Molkenkur-Anstalt am damaligen Monumentsplatz, die Trinkbuden, die Trinkhallen, den Musikpavillon sowie das durch schöne Holzverzierungen ausgezeichnete Molkenhaus im Tiemannschen Garten. Von Mitgaus auswärtigen Bauten erwähnt Blasius als besonders bemerkenswert das Bahnhofsgebäude in Gandersheim, das Haus der

neuerrichteten Apotheke in Wendeburg und das Haus des Physikus Dr. Hartweg, des Vaters des Staatsministers Hartweg, in Lutter a. Bbg. Erbaut sind von ihm ferner in der Stadt Braunschweig das Selwigsche Haus am Bahnhof und das des Kaufmanns Scheidt an der Pawelstraße; auch lieferte er den Entwurf zu den Anschlagssäulen. Bei dem Wettbewerb für den Neubau der Synagoge erhielt er den zweiten Preis.

(Fortsetzung folgt)

Haben Beziehungen zwischen Wilhelm Busch und Schöningen bestanden?

Von Karl Rose

Als ich vor 40 Jahren das am Marktplatz in Schöningen gelegene schöne alte Fachwerkhaus Nr. 29 besichtigte, führte mich dessen Besitzer zu einem Fenster, in dessen eine Scheibe die Buchstaben W. B. eingeritzt waren, und erzählte mir voll Stolz, was sie bedeuteten und wie sie dort entstanden wären. Damals ging ich nicht näher auf das Gesehene und Gehörte ein.

Als die gezeichnete Fensterscheibe neuerdings von der Witwe des damaligen Hausbesitzers mir für das hiesige Heimatmuseum übergeben wurde, erinnerte ich mich der mit den Buchstaben W. B. verbundenen Erzählung und fand sie sowohl von der Stifterin des Fensters wie auch von der heute 88jährigen Witwe des Vorbesitzers des Hauses Nr. 29 bestätigt. Was alle drei Personen übereinstimmend berichteten, war dieses:

„Von 1842—1884 gehörte das Haus Nr. 29 dem aus Wolfenbüttel stammenden Kurzwarenhändler Adolph Richter, der dank seiner Tüchtigkeit ein wohlhabender Mann wurde. Während sein einziger Sohn Hermann ihm wegen seiner Leichtlebigkeit manchen Kummer bereitete, machten ihm seine beiden Töchter Anna und Hedwig viel Freude. Jene lernte als 17jähriges Mädchen 1864 in Wolfenbüttel einen Herrn kennen, der Wohlgefallen an ihr fand und alsbald auch in Schöningen bei ihren Eltern zu Besuch erschien. Bei dieser Gelegenheit ritzte er mit seinem Fingerring in eine Scheibe eines Fensters in der im 1. Stockwerk nach dem Marktplatz gelegenen Stube die Anfangsbuchstaben seines Namens W. B. ein.

Hauptzweck des Besuches von W. B. war, Herrn Adolph Richter um die Hand seines Töchterchens Anna zu bitten. Doch dem um ihr Wohl sehr besorgten reichen Vater bot der mit irdischen Gütern wenig gesegnete, als sogenannter „Schriftsteller“ sich sowieso bei dem soliden Kaufmann nicht besonderer Wertschätzung erfreuende Heiratskandidat nicht die Gewähr für eine gesicherte Zukunft seiner Tochter, und er lehnte daher den Antrag mit den Worten ab: „Es genügt, daß wir einen Windhund (seinen Sohn Hermann) in der Familie haben, einen zweiten brauchen wir nicht!“ Betrübt verließ W. B. Schöningen, wo damals noch niemand ahnte, daß aus dem unbekannten „Schriftsteller“ einmal ein weltberühmter Wilhelm Busch werden sollte.“

Ich sagte mir, solche Erzählung kann doch nicht völlig aus der Luft gegriffen sein, und versuchte die Angelegenheit zu klären. Ich wandte mich an das Wilhelm-Busch-Museum in Hannover und legte dort die Erzählung und eine Photokopie der Buchstaben W. B. vor.

Der Leiter des Museums bezeichnete die Erzählung als eine der vielen über Wilhelm Busch umlaufenden angedichteten Herzensgeschichten. Durch Vergleich mit den im Museum vorhandenen zahlreichen Unterschriften Wilhelm Buschs

stellte man fest, daß das W wohl Ähnlichkeit mit seinem W hätte, daß jedoch das B in der vorliegenden Form (mit dem Schwung) nirgend aufträte. Man gab zu, daß es möglich wäre, daß Busch auch einmal von Wolfenbüttel aus einen Ausflug nach Schöningen gemacht habe und daß er viele junge Mädchen gern gehabt habe, betonte aber, daß nirgend bezeugt wäre, daß er ein Mädel mit Namen Anna Richter näher gekannt hätte.

Daß das Letztere aber doch der Fall gewesen ist, kann ich einwandfrei nachweisen. Frau Else H u t h , geb. Lüddecke, die am 20. 10. 1871 in Schöningen, Markt 29, geborene Tochter von Anna Lüddecke, geb. Richter, wohnhaft in Wolfenbüttel, Rosenwall Nr. 6, die ich am 25. 11. 1952 aufsuchte, teilte mir mit: „Meine Mutter lernte als junges 17jähriges Mädchen in Wolfenbüttel in der dem Bruder von Wilhelm Busch gehörenden Gastwirtschaft „Forsthaus“ das Kochen. Sie hat mir mehrfach erzählt, daß Wilhelm Busch, der oft bei seinem Bruder im „Forsthaus“ weilte, häufig zu ihr in die Küche kam, sich auf die Fensterbank setzte und sich mit ihr unterhielt. Darüber, ob zwischen Wilhelm Busch und meiner Mutter sich damals eine Herzensgeschichte abgespielt hat, hat sich meine Mutter mir gegenüber naturgemäß nicht geäußert. Ich weiß aber, daß Wilhelm Busch meine Mutter damals sehr gern gehabt hat. Ob er in Schöningen gewesen ist, weiß ich nicht, halte es aber durchaus für möglich.“

Die 82jährige Frau Schmalbruch in Wolfenbüttel, Bahnhofstraße 6, die bei den Eltern von Frau Busch im „Forsthaus“ als Kind erzogen wurde, bestätigte mir am 25. 11. 1952 das von Frau Huth Gesagte und fügte noch hinzu, daß Anna Richter ein hübsches Mädchen gewesen wäre, das wohl das Wohlgefallen Wilhelm Buschs hätte hervorrufen können. Auch sie hielt einen Besuch Buschs in Schöningen für durchaus möglich, schon in Anbetracht der im einstigen Richterschen Hause in Schöningen umlaufenden Erzählung. Nach dem Festgestellten halte ich diese Erzählung keineswegs für völlig erfunden.

Gustav Rüggeberg zum 60. Geburtstage

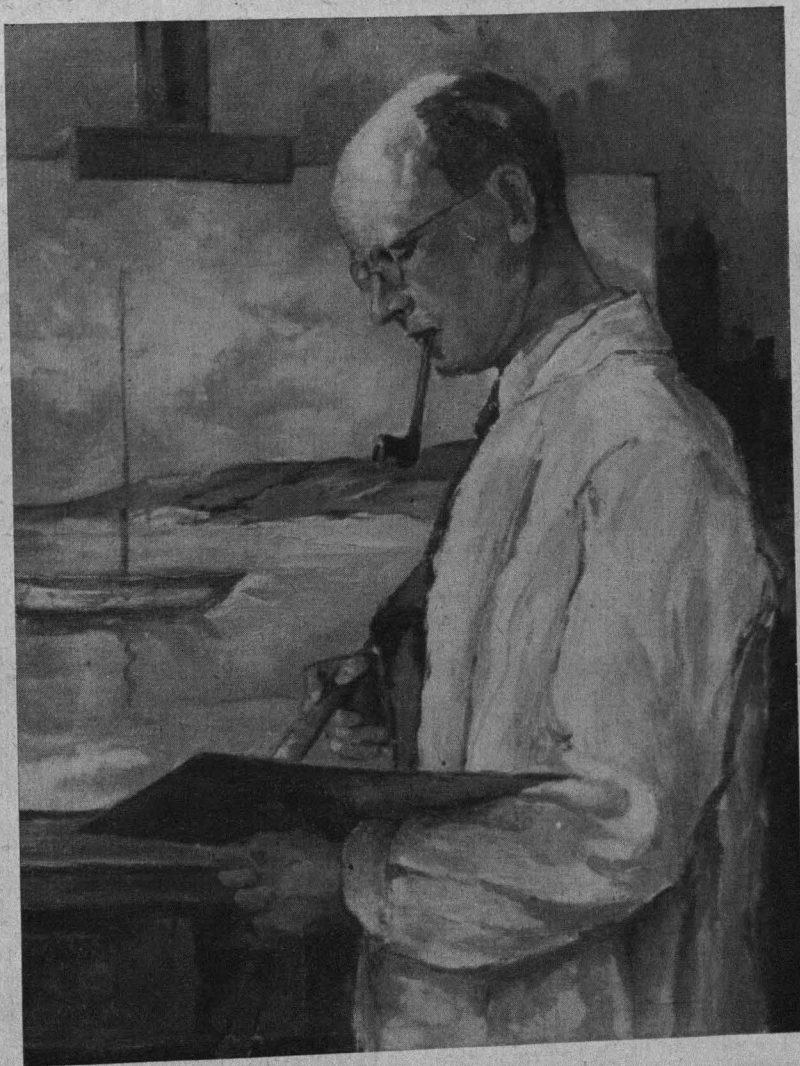
Von Albert Trapp

Mitten im gewesenen Braunschweig, und zwar auf der „Nördlichen Wilhelmstraße“ hat Gustav Rüggeberg, der weithin bekannte und geschätzte Maler und Graphiker, am 1. August 1894 zum erstenmal in unsere schnurrige Welt geblinzelt. Dem munteren Knirps wurde bald die benachbarte Geburtsstätte von Carl Friedrich Gauß ebenso vertraut wie die gegenüberliegende „Schlüsselburg“ an der Bockstwe. Er wuchs unter Giebeldächern und zwischen Fachwerkhäusern auf, und unmerklich prägte sich seinem offenen Auge das mittelalterliche Bild eines Gemeinwesens ein, wie es heute in mehr als tausend Federzeichnungen von seiner Hand jeden Braunschweiger entzückt.

In welchem Jahr und an welchem Tage der begabte Schüler und spätere Lehrer, der sich von der Kunstgewerbeschule am Löwenwall ein gutes Rüstzeug holte, sein zeichnerisches Werk begann, ist für unsere Würdigung nicht entscheidend, wohl aber die Tatsache, daß er die Objekte seines Stiftes vornehmlich in den Gassen und Winkeln unserer Vaterstadt fand. Das Bierbaumsche Haus, der Hagenmarkt mit den schlanken Türmen von St. Katherinen, die krumme Häuserzeile des Nickelnkults oder das Dächergewirr am Meinhardshof — um nur einige Beispiele zu nennen — sind auf vielen Blättern festgehalten. Nicht als flüchtige

Impressionen, nicht als Ausdruck gefühlsseliger Phantasie, wohl aber als Spiegelbild unbestechlicher Erfassung der architektonischen Struktur.

Die Freude am behäbigen Gesicht eines Patriziergebäudes wie die an den edlen Proportionen des klassizistischen Baues von „Salve Hospes“ ist auch bei



Selbstbildnis des Künstlers

der Wiedergabe moderner Geschäftshäuser und Fabrikbauten zu spüren. Folgte anfänglich der Stift straff und unbeirrbar den Konturen des jeweiligen Objektes, so lockerte sich mit wachsender künstlerischer Reife die straffe Linienführung, wandelte sich die flächenhafte Zeichnung zum malerischen Bild, ohne jemals das charakteristische Profil des Gegenstandes zu verwischen. Fortan wird das reiz-

volle Spiel von Licht und Schatten eingefangen, oft nur sparsam angedeutet, aber dadurch eine anmutige Beschwingtheit erreicht, die dasselbe Motiv in ganz neuer Beleuchtung zeigt.

Könnte man Rüggebergs sämtliche Zeichnungen in einem Bande vereinigen, so erhielte Braunschweig ein Bilderbuch von dokumentarischem Wert, wie es kaum eine zweite Stadt in unserem Vaterlande besitzt. Nicht zuletzt wegen der vielen Skizzen, die den Zustand der Zerstörung nach 1944 eindrucksvoll wiedergeben, der heute bereits ebenso vergessen ist, wie Braunschweigs schönes Stadtbild vor dem letzten Krieg.

Daß Gustav Rüggebergs Feder gern für die Illustrierung von Büchern wissenschaftlichen und pädagogischen Charakters in Anspruch genommen wird, daß namhafte Firmen ihm ebenso gern die Gestaltung ihrer Jubiläumsschriften übertragen — wir erinnern nur an die prächtige Schrift der Eisengroßhandlung von Wullbrandt & Seele — ist nicht überraschend.

In den letzten Jahren hat der Künstler sich immer mehr dem Aquarell wie dem Ölbild verschrieben. Ob er im Kleinformat einzelne Ausschnitte aus der Natur festhält, oder auf Studienfahrten seine mannigfaltigen Eindrücke italienischer oder französischer Landschaften auf die Leinwand bannt, stets erfreut uns deren klug erfaßter Charakter und die saubere farbenreiche Darstellung. In diesen Gemälden begegnen sich Zeichner und Maler in beglückender Harmonie. Wer des Künstlers Ausstellung in Salve Hospes durchwandert hat, weiß, was gemeint ist.

Abschließend bleibt noch zu sagen, daß Gustav Rüggeberg, der Kunsterzieher, Hunderten von Schülern und Schülerinnen die Augen geöffnet hat für die Schönheiten unserer Vaterstadt, daß er seit 1945 als Lehrbeauftragter an unserer Technischen Hochschule erfolgreich wirkt, und daß er als geschickter Organisator und lebenswürdiger Helfer in verschiedenen Künstlerverbänden tätig ist. Möge es ihm vergönnt sein, in unverminderter Schaffensfreude fernerhin seiner geliebten Kunst zu dienen.

Zum Geschäftsjubiläum des Heimatverlages E. Appelhans & Co. in Braunschweig

Von Heinz Mollenhauer

Im Ablaufe der Jahre bedeuten Geburtstage für jedeneinzeln Menschen Einschnitte, die zur Selbstbesinnung führen sollten. Im stillen Kämmerlein möge der Jubilar prüfen, ob er einen wertvollen Daseinszweck erfüllt oder nicht. Aus solcher Schau können wichtige Anregungen erwachsen. Nimmt die Zahl der Jahre zu und rundet sie sich zu glatten Summen wie etwa 50, 60, 70, so tritt zu der höchstpersönlichen Beurteilung das Schwergewicht der Ansichten der Umgebung hinzu. Jetzt wird sich erst so richtig herausstellen,

ob ein Mensch in seinem Wirken ein Echo gefunden hat, das der Meisterung einer würdigen Lebensaufgabe entspricht.

Was für die einzelne Persönlichkeit gilt, hat auch für eine Firma Geltung, ja sogar in erhöhtem Umfange. Das sog. „Geschäftsjubiläum“ bedeutet einen Prüfstein dafür, ob der oder die Träger eines Unternehmens sich einen Ruf erworben haben, der die Firma als wertvoll herausstellt oder nicht. So ist die Feier eines solchen Festes Würdigung und Ansporn.

Am 1. Juli 1954 konnte der bekannte Braunschweiger Verlag E. Appelhans & Co. auf ein 225jähriges Bestehen zurückblicken. Die Keimzelle der Firma lag in Halle an der Saale. (Johann Georg Klemm.) Zahlreiche Publikationen ließen einen engen Zusammenhang mit den literarischen Bestrebungen der damaligen Zeit an führender Stelle erkennen. Diese bedeutsame Tradition wurde auch fortgesetzt, als die Firma 1852 nach Braunschweig übersiedelte (Moritz Bruhn). Im Jahre 1885 trat Eugen Appelhans in die Firma und gab ihr den Namen, den sie noch jetzt führt.

So reizvoll es wäre, einmal die Verlagsverzeichnisse der früheren Zeiten zu veröffentlichen, so kann im Rahmen dieses Aufsatzes doch nur das Wirken von der Jahrhundertwende an besprochen werden. Seit Rudolf Stolle und Gustav Roselieb die Firma übernahmen (1908), seit Hans Stolle sie allein fortsetzte (1940), hat sie eine persönliche Note erhalten, die sie in besonderer Weise auszeichnet. Sie wurde ein Heimatverlag, und zwar an führender Stelle.

Erst heutzutage wissen wir so recht zu würdigen, daß eine Beschränkung auf den heimatlichen Boden keine Verengung des Gesichtskreises bei richtiger Führung bedeutet, keine Krähwinkelei und keine Eigenbrödelei, sondern in Wahrheit die Erschließung eines ungeheuren inneren Reichtums im Rahmen eines größeren Volksganzen. Wer in seiner eigenen Heimat nicht verwurzelt ist, wer die eigenen Werte nicht zu erkennen vermag, wird sich überhaupt nicht seelischer Verbundenheit zugänglich zeigen.

Man kann wohl sagen, daß die Inhaber der Firma mit der Sicherheit eines untrüglichen Instinktes vorgingen. Nur dieser, freilich verbunden mit ehrlicher Begeisterung, vermochte den Inhabern die Auswahl des richtigen

Stoffes zu ermöglichen, gleichzeitig aber auch die Kraft zu verleihen, manches persönliche Opfer zu bringen.

Schon als Schulbuchhandlung konnte der Verlag dem hiesigen Kulturleben dienen, um so mehr, als auch das „Braunschweigische Schulblatt“ herausgegeben wurde. Eine Betonung heimatlicher Werte wurde zunehmend erzielt durch die Herausgabe der „Braunschweigischen Heimat“ seit Februar 1910 (Nr. 1). Welche Fülle von wichtigstem Kulturgut damit der Öffentlichkeit geboten wurde, werden unsere Leser selbst zu würdigen wissen. Beglückend ist auch der Gedanke, daß diese lange Schriftenreihe ermöglicht hat, das Wissen um unser Volkstum wie in einem unerschöpflichen Schatzhaus ein für allemal festzulegen und so vor völliger Vergessenheit zu schützen.

Von heimatkundlich größtem Werte war auch die neue Herausgabe der „Vaterländischen Geschichten und Denkwürdigkeiten“ von Görges-Spehr durch F. Fuhse (1925). Daß sie in dem bewährten Verlage Appelhans erfolgen konnte, war für diesen mit großen Opfern verbunden. Wichtige Ergänzungen erfuhr das verdienstvolle Werk durch die Veröffentlichungen von Monographien über das Staatstheater, die Braunschweigische Staatsbahn, die Staatsbank und vor allen Dingen die Technische Hochschule Carolo-Wilhelmina in Braunschweig (1952 und 54). Ferner darf auf die ganz vorzüglichen „Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig“ verwiesen werden.

In jüngster Zeit reihen sich würdig an: Heinz Grunow: Wolfenbüttel, August Fink: Geschichte des Herzog-Anton-Ulrich-Museums in Braunschweig, Alfred Tode: Mammutjäger vor 100 000 Jahren.

Auch der autobiographische, in Braunschweig spielende Roman des

feinsinnigen Dichters Ernst Bergfeld „Der immergrüne Garten“ (1949) fügte sich trefflich in den Rahmen eines Heimatverlages ein.

Ganz besonders ist hervorzuheben, daß die Firma von jeher eine feste Verbindung mit dem Harze gezeigt hat. So ist der bekannte „Blaue Harzfürher“ 1954 in 38. Auflage erschienen. Ferner konnte der Verfasser „Streifzüge durch den Südharz“ 1953 erscheinen lassen.

Daß der Verlag mit an vorderster Stelle im Kampfe gegen Schmutz und Schund steht, beweist die lange Reihe der preiswerten, jugenderzieherischen Büchlein unter dem Stichwort „Der Appelhans“. Es darf bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß die Lek-

türe dieser Schriften auch für erwachsene Personen überaus fesselnd ist.

Prüfen wir unbefangen das Wirken der Firma E. Appelhans & Co., so dürfen wir wohl ohne jegliche Übertreibung oder Schönfärberei sagen, daß wir uns des jetzigen Jubiläums freuen können. Der Verlag hat sehr wesentlich dazu beigetragen, daß die Vorzüge unserer Heimat in das allgemeine Bewußtsein eingedrungen sind. Das erstrebte hohe Niveau der Veröffentlichungen und der dahinter stehende kulturelle Wille können nur den aufrichtigen Beifall aller Leser hervorrufen. Möge es daher der Firma beschieden sein, weiterhin segensreich zu wirken!

Der Bechlerstein bei Hohegeiß

Von Wilhelm Trute

In der Nähe der Hohegeißer Heimathütte steht an der Wolfsbachstraße ein granitener Gedenkstein, der eine eiserne Tafel mit der Inschrift trägt:

Hier verunglückte im Schneesturm
am 20. Dezember 1886
der Kreisrentmeister Bechler
aus Blankenburg.

Dieser Stein erinnert an folgendes Geschehnis:

Der Kreisrentmeister Bechler aus Blankenburg am Harz war in der Frühe des 20. Dezember 1886 mit der Zahnradbahn von Blankenburg nach Tanne gefahren, um an die Ruheständler der Hüttenarbeiter in Tanne und Zorge die fälligen Renten auszuzahlen.

Nach Erledigung seiner Geschäfte in Tanne war der gewissenhafte Beamte — um seiner Dienststelle die Kosten einer Schlittenfahrt zu ersparen — von Tanne nach Sorge marschiert, um dann über Hohegeiß nach Zorge zu gehen.

Auf seinem Wege überraschte ihn aber ein derartiger Schneesturm, daß die damals baumlose Straße vom Sorger Walde nach Hohegeiß vollständig verweht wurde. Auch konnte er bei dem Unwetter und dem dichten Flockentreiben die Häuser von Hohegeiß nicht erkennen. So kam er aus der Richtung, ging im Schutze des Hochwaldes nach Nordwesten statt nach Süden und gelangte schließlich an den Fuß des Ebersberges. Hier, an der Stelle des Gedenksteines, ist er dann vermutlich vor Übermüdung zusammengebrochen und in den weißen Tod hinübergeschlafen.

Die Nachsuche war bei dem ungewöhnlich starken Schneefall jenes strengen Winters ergebnislos. Erst bei einsetzender Schneeschmelze, im April 1887, entdeckte der Hohegeißer Forstwegewärter August Görn den Verunglückten, der dann nach Blankenburg befördert und dort bestattet worden ist.

Der 1887 errichtete Bechlerstein — ein Mahnmal für alle einsamen Winterwanderer — ist ein bekannter Orientierungspunkt geworden, und er wird eine Merkwürdigkeit des Harzes für weitere Jahrhunderte bleiben.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Vor- und frühgeschichtliche Forschung im Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig

**Bericht über Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des
Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abtlg. Vorgeschichte,
1945 bis 31. Dezember 1953**

Von Dr. Franz Niquet

Nach dem Abschluß von Ausgrabungen vergeht meistens eine längere Zeit, bevor die Ergebnisse in eingehenden Veröffentlichungen vorgelegt werden können. Ausgrabungen aber und neue Funde, insbesondere solche, bei denen die Fundumstände möglichst sorgfältig beobachtet worden sind, beleben die Forschung und halten sie in Fluß. So ist eine schnelle Bekanntgabe von Grabungsergebnissen und von Neufunden erforderlich, und sei es auch nur in kurzen Vorberichten und Mitteilungen.

Das „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit“¹⁾, 1926 bis 1943 von Martin Jahn herausgegeben, hatte solche Tätigkeitsberichte und Fundübersichten aus den einzelnen Provinzen und Gebieten des Reiches periodisch zusammengefaßt. Nach dem 2. Weltkrieg hat die „Germania“²⁾ die Funktion des Nachrichtenblattes mit übernommen. Daneben sind in regionalbegrenzten Zeitschriften ausführliche Tätigkeitsberichte und Fundübersichten von Museen und Ämtern, die ein bestimmtes Gebiet archäologisch zu betreuen haben, erschienen.

Ein solcher Bericht wird hier für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig, das amtliche Betreuungs- und Forschungsgebiet des Braunschweigischen Landesmuseums, vorgelegt. Er umfaßt die ersten 8 Nachkriegsjahre und mußte wegen des umfangreichen Stoffes so knapp wie nur möglich gehalten werden. Für die folgende Zeit sind jährliche Berichte vorgesehen, in denen auch einzelne Museen und Heimatpfleger des genannten Gebietes selbst zu Worte kommen sollen.

Bei der Zusammenstellung der Neufunde wäre eine noch intensivere Mitarbeit aller Heimatforscher und Freunde der heimischen Vorgeschichte erwünscht, um in Zukunft möglichst alle Fundstücke zu erfassen, was jetzt offensichtlich nicht restlos gelungen ist. Grundlage der Zusammenarbeit könnte die jetzt wohl allgemein gültige Auffassung sein, daß vorgeschichtliche Funde Bodenurkunden darstellen, die der Wissenschaft die Erforschung der Vor- und Frühgeschichte unseres Landes ermöglichen.

Diese Übersicht ist zusammengestellt worden aus Grabungsberichten und anderen Unterlagen in den Ortsakten des Braunschw. Landesmuseums sowie unter Benutzung der bereits erschienenen Veröffentlichungen über Ausgrabungen. Mitteilungen, die ausgewertet werden konnten, stellten außerdem zur Verfügung cand. paed. W. Forche in Salzgitter-Lichtenberg, Studienrat W. Freist in Schöningen, Anthropologe H. Keune in Gielde, Dr. W. Nowothnig, früher Braunlage, jetzt Hannover, Mittelschullehrer O. Thielemann in Goslar und Stadtschulrat Fr. Zobel in Salzgitter. Den genannten Herren sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Der Stoff ist zeitlich geordnet. Nur die Fundstellen mit Besiedlung aus verschiedenen Perioden sind in einem besonderen Abschnitt zusammengefaßt worden. Innerhalb der Kulturperioden werden unter a) Ausgrabungen, unter b) Fundbergungen und unter c) Einzelfunde aufgeführt.

Den Schluß bildet ein alphabetisches Verzeichnis der genannten Fundorte.

Wenn nichts anderes angegeben ist, befinden sich die Funde im Braunschw. Landesmuseum für Geschichte und Volkstum in Braunschweig (L. M. Brschw.).

¹⁾ Das Nachrichtenblatt war die Fortsetzung des 1925 von Gustaf Kossinna herausgegebenen Nachrichtenblattes der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

²⁾ „Anzeiger der Röm.-Germ. Kommission des Deutschen Archäologischen Institutes.“

I. Ältere Steinzeit (bis etwa 8. Jahrtausend vor Chr.)

a) Ausgrabungen:

Salzgitter-Lebenstedt, Stadtkrs. Salzgitter³⁾

Gelände der Kläranlage von Salzgitter-Lebenstedt (Einmündung des Krähenriedebaches in das Fuhsetal), 1952, Untersuchung einer paläolithischen Freilandstation (Jägerlager) aus dem Beginn der letzten Eiszeit mit Unterstützung der Stadt Salzgitter, des Nieders. Kultusministeriums, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, zahlreicher braunschweigisch-hannoverscher Industrierwerke, Firmen und Privatspender. Auf einer Grabungsfläche von etwa 180 qm, 4 bis 5 m unter dem Grundwasserspiegel, zahlreiche Reste von Ren (etwa 80), Mammut (etwa 16), Nashorn (2), Wisent (6 bis 7), Pferd (4 bis 6) und Reste anderer Tiere (Bestimmung von Dr. A. Kleinschmidt), etwa 2000 Feuersteingeräte und Abschlüge, davon über 200 charakteristische Artefakte (Faustkeile und Keilmesser, Abschlaggeräte in Clacton- und Levalloistechnik, Schaber verschiedener Art, „Blattspitzenvorformen“ u. a.), dazu eine Rengeweihkeule, mehrere „Dolche“ (angespitzte Mammutrippen) und eine Knochenspitze mit Flügeln. Kulturstellung: „Moustérien mit Acheuléen-Tradition.“ Monographische Bearbeitung unter Mitwirkung sämtlicher beteiligten Fachwissenschaftler in Vorbereitung (Dr. Tode). Fundausstellung vorbereitet im L. M. Brschwg. und Slg. d. St. Salzgitter. Ausschnitt aus der Fundsicht auch im L. M. Hannover.

b) Fundbergungen:

Langelsheim, Krs. Gandersheim⁴⁾

Endpaläolithische Siedlung (zwei Fundstellen) südwestlich Langelsheim. (Architekt Ulrich und Lehrer Stolte, Langelsheim). Privatbesitz. Mitteilung Thielemann.

II. Mittlere Steinzeit (etwa 8. Jahrh. bis 4. Jahrh. vor Chr.)

c) Einzelfunde (wahrscheinlich von Siedlungsstellen):

Braunlage, Krs. Blankenburg-West

Klingen aus Feuerstein und Grauwackehornfels mit Retusche. Mitteilung Dr. Nowothnig. Privatbesitz.

Goslar, Krs. Goslar

Von den Randhöhen des Harzes (Sieben verschiedene Fundstellen): zahlreiche Feuersteingeräte, Absplisse, Klingen, Mikrolithen, Schaber, Kratzer sowie Kernsteine. Mitt. Dr. Nowothnig u. Thielemann. Privatbesitz.

Vorsfelde, Krs. Helmstedt

Ausgrabung „Altes Haus“, 1946, mesolithische Siedlungsstelle auf einer Sandinsel unter dem Burgplatz (Dr. Tode).

Schenkung:

Eine Sammlung endpaläolithischer, mesolithischer und neolithischer Feuersteingeräte von verschiedenen Fundstellen der Gemarkung Winkel, Krs. Gifhorn, wurde dem L. M. Brschwg. von Dr. von Morgenstern, Braunschweig, überwiesen.

III. Jüngere Steinzeit und frühe Bronzezeit⁵⁾ (4. Jahrh. bis Mitte 2. Jahrh. vor Chr.)

a) Ausgrabungen:

Esbeck, Krs. Helmstedt

Auf dem Gelände der B. K. B. Siedlung „Treue“ 1953 kurze Probegrabung auf bandkeramischer Siedlung mit reichem Scherbenmaterial. Vorwiegend ältere Linienbandkeramik, einige Scherben der jüngeren Linienbandkeramik und Stichreihenkeramik, außerdem Scherben der vorröm. Eisenzeit. Wichtigster Fund: Tonlöffel der älteren Linienbandkeramik (Dr. Niquet).

Untersuchung nach Fundbergung von Siedlungsresten der Bandkeramik, Rössener Kultur und vorröm. Eisenzeit bei Ausschachtungsarbeiten 1952 (Freist, Schöningen).

³⁾ Tode, A.; Preul, F.; Richter, K.; Selle, W.; Pfaffenberg, K.; Kleinschmidt, A.; Guenther, E.: Die Untersuchung der paläolithischen Fundstation von Salzgitter-Lebenstedt. Ein Vorbericht. Eiszeitalter und Gegenwart 3, 1953, S. 144–220.

Tode, A.: Mammutjäger vor 100 000 Jahren, Braunschweig 1954.

Jakob-Friesen, K. H.: Deutschlands nördlichste Faustkeil-Fundstätten. Spuren eines 100 000 Jahre alten Jägerplatzes bei Salzgitter-Lebenstedt. Die Umschau in Wissenschaft u. Technik 1953, S. 212–214.

⁴⁾ Thielemann, O.: Auf den Spuren der ältesten Langelsheimer. Die menschlichen Besiedlungen am Austritt der Innerste ins Harzvorland. Harzer Heimatland, Geschichtsbeilage zur Goslarschen Zeitung Nr. 1, 1954 (mit Abbildungen).

⁵⁾ Siehe auch Neuenkirchen, Krs. Goslar (Lah), Lichtenberg, Stadtkrs. Salzgitter (Obere Sukopsmühle), Hohnsleben, Krs. Helmstedt (Grundstück Napieralla), Klein Mahner, Krs. Goslar (Teichsmühle) und Abschnitt VII.

Schöningen, Krs. Helmstedt

Eichendorffstraße 5 (südlich des Teufelsküchenbaches), 1953, Abfallplatz der Rössener Kultur: zahlreiche verzierte und unverzierte Scherben, ein unverzierter Kugeltopf, Feuersteingeräte, Bruchstücke von Geräten aus Felsgestein, Schleifstein mit Schleiffläche und Schleiffrillen. (Dr. Niquet.)

Ausgrabung nach Fundbergung von bandkeramischen, Rössener und eisenzeitlichen Siedlungsresten bei Ausschachtungsarbeiten 1952 (Freist, E. Sader, Schöningen), z. T. Privatbesitz.



Abb. 1 Bandkeramische Ösenflasche
von Wehre 1:4

Groß Steinum, Krs. Helmstedt

Am Südwestfuß des Dorns, Großsteingrab, im vorigen Jahrhundert eingeebnet und verschwunden, 1951 freigelegt. An Funden Skelettreste, Scherben. Das Grab wird am Dormhang wieder aufgebaut. Zweites Megalithgrab am Mühlenberg, teilweise untersucht. Dort früher weitere Steingräber. Dazu auf mehreren Fundstellen Feuersteingeräte und Gefäßscherben (Jg. Steinzeit, Spätlatènezeit, Röm. Kaiserzeit) (Dr. Tode).

b) Fundbergungen:

Räbke, Krs. Helmstedt

Dorfstraße vor dem Grundstück Nr. 122 (Beckmann), 1950, Grab mit linksseitig liegendem Hockerskelett in süd-nördlicher Richtung, ohne Beigaben. Wahrscheinlich jungsteinzeitlich (Dr. Niquet).

Salzgitter-Lobmachersen, Stadtkr. Salzgitter

Östlich der Straße Lobmachersen—Flachstöckheim kurz vor Flachstöckheim, 1953, beim Grabenausheben für Drainage, verzierte Scherbe der jüngeren Linienbandkeramik und einige unverzierte von bandker. Charakter, Siedlungsstelle.

Wehre, Krs. Goslar

Unverziertes bandkeramisches Gefäß mit vier Schnurösen an der größten Gefäßweite, aus Scherben zusammengesetzt und ergänzt. Vor mehr als 30 Jahren bei Erdarbeiten in der Dorfstraße zwischen den Höfen Otto Fricke und Loof von Landarbeiter Löhr, Wehre, jetzt Schladen, gef. Scherben mit frischem Bruch, vielleicht Grabfund. 1953 eingel. von H. Keune, Gielde, aus dem Besitz v. Malermeister Vespermann, Schladen. H. 24,8 cm, Rdm. 9,6 cm, gr. D. 21,8 bzw. 25,2 cm (Abb. 1).

Neubüddenstedt, Krs. Helmstedt

Pfarrgrundstück, 1950, beim Ausschachten für Pfarrhausneubau 2 Siedlungsgruben, darin ein Bernburger Gefäß und Rest eines Knochengerätes (Flachshechel?), bei

Gartenarbeit Feuersteinbeil, außerdem Scherben z. T. vorröm. Eisenzeit (cand. med. Mehle, Helmstedt).

Neubüddenstedt, Krs. Helmstedt

Garten des Grundstücks Birkenstraße 36, 1953, beim Ausheben einer Grube, Grab der frühen Bronzezeit (Aunjetitzer Kultur), fast gänzlich zerstört. Nachuntersuchung: Skelett wahrscheinlich in Nordsüdrichtung, Blick nach Osten. Beigaben: Henkelgefäß (Tasse), in der Graberde zwei Scherben von Siedlungskeramik (Abb. 2). (Freist) Aufbewahrt in Schule Neubüddenstedt.

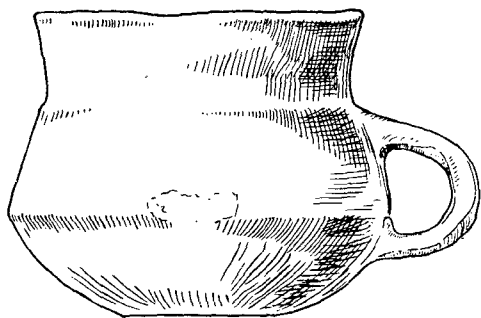


Abb. 2 Frühbronzezeitliches Gefäß
von Neubüddenstedt

Zeichnung W. Freist 1 : 2

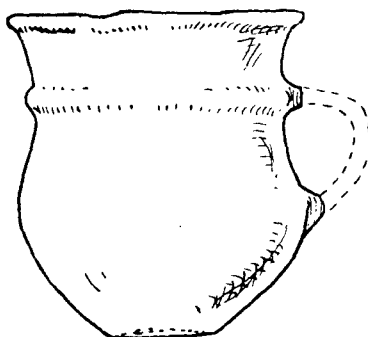


Abb. 3 Frühbronzezeitliches Gefäß
von Schöningen

Zeichnung W. Freist 1 : 2

Hornburg, Krs. Wolfenbüttel

Auf dem Igelkamp im Ilsetal, etwa 1929, beim Sandabfahren von Landw. Albert Bartels aufgesammelt: vier Tassen, davon 2 stark beschädigt, 2 Zapfenbecher, 1 Tonlöffel, 1 Gefäßboden, wahrscheinlich aus Gräbern und auch Siedlung, frühe Bronzezeit (Aunjetitzer Kultur). Eingel. v. H. Keune, Gielde.

Schöningen, Krs. Helmstedt

Eichendorffstraße 5, westlich des Hauses, 1953, Henkelbecher von Arbeitern bei Ausschachtungen gefunden. Trotz Nachuntersuchung kein Anhalt für Fundart. (Freist) Mus. Schöningen (Abb. 3).

Winnigstedt, Krs. Wolfenbüttel

Sandgrube Bosse auf dem Grandgrubenberg, 1953, bereits teilweise zerstörte Grabgrube mit Resten von 3 Hockerskeletten, ohne datierende Beigaben, wohl Aunjetitzer Zeit (Dr. Tode).

c) Einzelfunde:

Flechtorf, Krs. Braunschweig

Walzenbeil, 1953 am Pallwall auf einem Steinhaufen am Wege von Schüler Horst Schulz gefunden, eingel. von Lehrer Klingner, Boimstorf. L. 11,1 cm, Br. 5,7 cm und D. 3,0 cm.

Lochtum, Krs. Goslar

Kleine Flachhacke aus streifigem Ampibolith, gefunden von Lange, Lochtum, auf dem Acker am Dorfrand am Wege zum „Weißen Roß“. Mitt. Thielemann, Mus. Goslar. Salzgitter-Ohlendorf, Stadtkrs. Salzgitter

Hacke, 1953 von Schulkindern am Südrand der Grüte gefunden, eingel. von Hauptlehrer Giesecke, Ohlendorf.

Mitt. Zobel, Sammlg. d. Stadt Salzgitter.

Braunschweig, Stadtkrs.

Unsymmetrische Axt, 1950 auf dem Gelände des Eintrachtstadions, Hamburger Straße (Ebelingsches Feld), bei Anlage eines Spargelfeldes gefunden.

Unsymmetrische Axt, 1950 bei der Vorwerksiedlung, Innsbrucker Straße (sekundäre Fundstelle) von den Schülern Dieter Bormann und Horst Konrad gefunden, eingel. von Forche, Salzgitter-Lichtenberg.

Destedt, Krs. Braunschweig

Unsymmetrische Axt, 1953 auf dem Nebenhof des Försterhauses in Destedt in aufgeschüttetem Boden (wahrscheinlich sekundäre Fundstelle) gefunden. Eingel. von Lehrer Sieg, Destedt. Als Leihgabe des L. M. Braunschweig in Schule Destedt.

Gittelde, Krs. Gandersheim

Unsymmetrische Axt, 1950 „Auf der Höhe“ (200 m westl. Bahnhof Gittelde) beim Pflügen v. W. Fuhse, Teichhütte, gefunden. Aufbew. in Schule Gittelde.

Hohnsleben, Krs. Helmstedt

Unsymmetrische Axt, 1951 nordwestlich von Hohnsleben beim Eggen gefunden, durch Benutzung als Klopstein beschädigt, Geschenk des Betriebsführers Seedorf, Neubüddenstedt.

Kissenbrück, Krs. Wolfenbüttel

Axt aus grauem Gestein, wahrscheinlich unsymmetrischer Typ, am Schaftloch abgebrochen und danach nochmals durchbohrt, 1945 von Herrn Knauer „Am Sottmer Berge“ gefunden. Privatbesitz.

Salzgitter-Lobmachersen, Stadtkrs. Salzgitter

Unsymmetrische Axt, vor Jahren am Wege nach Cramme hinter der Wassermühle von Frl. Stein, Lobmachersen, gefunden.

Mitt. Zobel, Sammlg. d. Stadt Salzgitter.

Veltheim a. d. Ohe, Krs. Braunschweig

Spitznackiges Beilchen aus nephritoidem Gestein (Jadeit?), 1951 auf dem Flurstück Hühnerbusch von Gutsarbeiter Behnke gefunden. L. 4,2 cm, Br. 3,6 cm, D. 1,5 cm. Eingel. von Hauptlehrer Kuckuck, Veltheim a. d. Ohe (Abb. 4).

Salzgitter-Steterburg, Stadtkrs. Salzgitter

Spitznackiges Beil aus nephritoidem Gestein (Nephrit?), etwa 1890 am Panscheberg in dem zum Grundstück Seelicke gehörenden Garten beim Pflügen gefunden. L. 9,1 cm, Br. 5,2 cm, D. 2,2 cm. Privatbesitz.

Salzgitter-Bleckenstedt, Stadtkrs. Salzgitter

Schlankes, spitznackiges Beil, Spitze schräg abgeplattet, mit gewölbten Oberseiten und senkrechten Seitenflächen, vor etwa 25 Jahren von Konrektor Sehbesse auf einem Steinhäufen am Wege nach Engelnstedt gefunden.

Mitt. Zobel, Sammlg. d. Stadt Salzgitter.

Lehre, Krs. Braunschweig

Schnurkeramische Axt, 1953 am Ziegenberge beim Pflügen gefunden. Eingel. von Schulleiter Kendberg, Lehre. Als Leihgabe d. L. M. Braunschweig in Schule Lehre.

Cremlingen, Krs. Braunschweig

Schneidenteil einer Axt der Einzelgrabkultur, an der Durchbohrung abgebrochen, 1953 vom Schüler Ehrlichmann, Cremlingen, auf der „Kleinen Ziegeleibbreite“ gefunden. Privatbesitz.

Königsutter, Krs. Helmstedt

Axt der Einzelgrabkultur, 1952 bei Ausschachtungsarbeiten für Neubauten in 0,60 m Tiefe am Drachenberge von Arbeitern gefunden. Eingel. vom Schachtmeister Junge, Königsutter.

Langelsheim, Krs. Gandersheim

Axt der Einzelgrabkultur, 1952 im Winkel in 1,25 m Tiefe bei der Anlage von Kanalisation von städt. Arbeitern gefunden. Privatbesitz.

Salzgitter-Bad, Stadtkrs. Salzgitter

Axt der Einzelgrabkultur, etwa 1932 am Gallberge von Kindern beim Spielen herausgewühlt.

Mitt. Zobel, Sammlg. d. Stadt Salzgitter.

Salzgitter-Lobmachersen, Stadtkrs. Salzgitter

Axt der Einzelgrabkultur, in den Osterwiesen beim Ausmudden des Baches etwa 1932 von Lehrer Warnecke gefunden.

Mitt. Zobel, Sammlg. d. Stadt Salzgitter.

Cremlingen, Krs. Braunschweig

Feuersteinbeil, 1953 auf der „Kleinen Ziegeleibbreite“ vom Schüler Ehrlichmann, Cremlingen, gefunden. Privatbesitz.

Dörnten, Krs. Goslar

Kleines Feuersteinbeilchen mit gratigen Schmalseiten, gefunden auf dem Acker „Auf dem Bauernbleek“ am Mühlenweg nordöstlich von Dörnten. Privatbesitz.

Mitt. Thielemann.

Langelsheim, Krs. Gandersheim

Schneidenbruchstück eines Feuersteinbeilchens, gefunden südwestlich von Langelsheim am Wege zum Sangerberge, südöstlich Punkt 350 im Jagen 95. Privatbesitz. Mitt. Thielemann.

Westerlinde, Krs. Wolfenbüttel

Dicknackiges Feuersteinbeil, nur Schneiden geschliffen, dazu 9,5 cm lange Feuersteinklinge ohne Retusche, 1926 in der Kiesgrube hinter dem Gemeindehaus bei Kiesabfuhr gefunden.

Mitt. Zobel, Sammlg. d. Stadt Salzgitter.

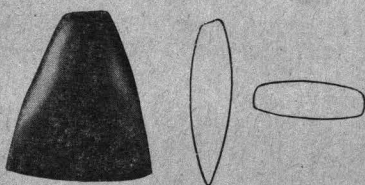


Abb. 4 Jadeit(?)beil
von Veltheim a. d. Ohe
1:2



Abb. 6 Jungsteinzeitliches „Sichelmesser“
von Burgdorf
1:3

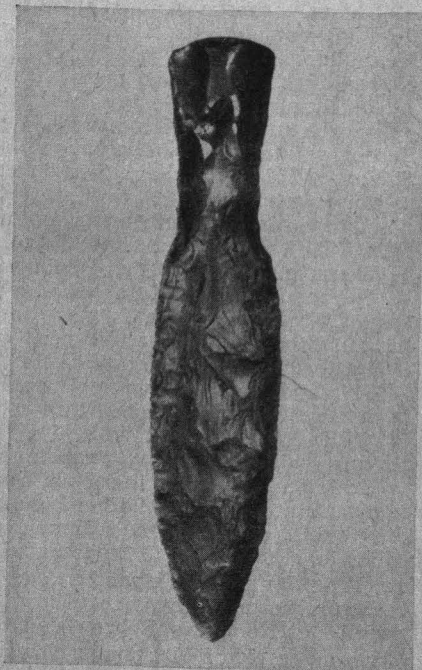


Abb. 5 Feuersteindolch
von Groß-Brunnsrode
ca. 1:2

Salzgitter-Lichtenberg, Stadtkrs. Salzgitter

Beil aus Felsgestein mit steilen Seitenflächen und gewölbten Breitflächen, aus schwarzem Gestein, gefunden 1952 in mittelalterlichen Schichten (Haus) bei Neubau des Hauses von Dr. Wiswedel (sekundäre Fundstelle? Blitzschutz?) Mitt. Forde, Sammlg. d. Stadt Salzgitter.

Goslar, Stadtgebiet

Halbes Nackenbruchstück eines kleinen Steinhammers aus Tiefengestein, gefunden auf dem Bollrich, westlich vom Wege nach Oker.

Mitt. Thielemann, Mus. Goslar.

Harlingerode, Krs. Wolfenbüttel

Hammeraxt aus Felsgestein mit Kegelstumpfnacken, gefunden 1952 am Steinkamp bei Erarbeiten für den Hausbau Herbert Koch. Privatbesitz.

Mitt. Thielemann.

Rautheim, Krs. Braunschweig

Axt aus Felsgestein, durch wiederholtes Anschleifen der Schneide stark verkürzt, 1953 auf Schliephakes Acker beim Kartoffelroden gefunden. Eingel. von Hauptlehrer Lanquillon, Rautheim.

Salzgitter-Bad, Stadtkrs. Salzgitter

Halbes Nackenbruchstück einer Hammeraxt aus feinglimmrigem Sandstein, gefunden am Laubberg am Wege von Salzgitter nach Liebenburg in Höhe des Hasensprings. Mitt. Thielemann. Privatbesitz.

Obersichte, Krs. Braunschweig

Axt, 1937 in der Wabe am Mühlenwehr von Konrektor Sehbesse gefunden.

Mitt. Zobel, Sammlg. d. Stadt Salzgitter.

Sickte, Krs. Braunschweig

Axt mit rechteckigem Querschnitt, anscheinend durch wiederholtes Anschleifen verkürzt, 1951 im Sickter Forst von W. Walter gefunden und eingel.

Börßum, Krs. Wolfenbüttel

Feuersteindolch, 1950 in der Feldmark „Roter Stein“ von Frdr. Löhr, Börßum, beim Eggen gefunden. Privatbesitz.

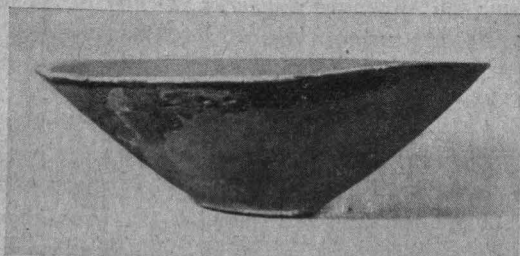


Abb. 7 Jungbronzezeitliche Schüssel
von Hornburg mit Strichverzierung
und zwei Löchern unter dem Rand
1:7



Abb. 8 Jungbronzezeitliches Tüllenbeil
von Salzgitter-Lebenstedt
ca. 1:2

Groß-Brunsröde, Krs. Braunschweig

Dolch aus gelbem Feuerstein mit ovalem Griff, L. 14,7 cm, auf dem Acker „Lerchenfeld“ von Treckerführer R. Waßmann beim Kartoffelroden gefunden (Abb. 5).

Burgdorf, Krs. Goslar

„Sichelmesser“ aus Feuerstein (L. 11,0 cm), 1950 am Rande der Werla von H. J. Hartmann, Burgdorf gefunden. Eingel. von Lehrer Blume, Remlingen (Abb. 6).

Boimstorf, Krs. Helmstedt

Feuersteinklinge mit stumpfem Rücken und feiner Arbeitsretusche (neolithisch?), 1953 nordwestlich von B. am Wege zwischen Punkt 113,8 und 94,0 beim Steineausammeln von Schüler Bergmeister gefunden. Eingel. von Lehrer Klingner, Boimstorf.

Braunlage, Krs. Bankenburg-West

Scheibenförmiger Feuersteinabschlag mit Schlagbahnen an der Oberfläche und Gebrauchspolitur (neolithisch?). Staatsforstbezirk Braunlage, Abt. 24, Kollie. Mitt. Dr. Nowothnig. Privatbesitz.

IV. Bronzezeit (Mitte 2. Jahrht. bis 8. Jahrh. vor Chr.)

a) Ausgrabungen:

Neuenkirchen, Krs. Goslar⁶⁾

Im Lah, mit Unterstützung der Gemeinde Neuenkirchen, Hügel 7 mit vier Bestattungen, 1. Jungsteinzeit (Einzelgrabkultur), 2. Bronzezeit, Periode 3 (Montelius), 3. Leichenbrandgrab (Per. 4), 4. Urnengrab mit drei Beigefäßen (Per. 5). In der Hügelerde und auf der Hügelbasis zahlreiche Feuersteinabschläge, bronzezeitliche und jungsteinzeitliche Scherben (Dr. Niquet).

Wendeburg, Krs. Braunschweig

Neubau Rich. Diderichs (westlich der Straße nach Harvesse), in der Baugrube bereits größtenteils abgegrabene jungbronzezeitliche Grube, darin doppelkonisches Gefäß, Teile eines rundbauchigen Gefäßes, Scherben, Lehmewurf (Dr. Niquet).

b) Fundbergungen:

Hornburg, Krs. Wolfenbüttel

Iberg, Doppelkonisches Gefäß mit Leichenbrand, vor Jahren wahrscheinlich beim

⁶⁾ Niquet, F.: Die Untersuchung eines Grabhügels im Lah von Neuenkirchen, Krs. Goslar, Braunschw. Heimat 37, 1951, S. 35—44.

Bau des Schießstandes gefunden, wohl aus zerstörtem Hügelgrab.
Eingel. von H. Keune, Gielde.

Iberg, städt. Kiesgrube, 1953 bei Kiessprengungen Scherben von strichverzierter Schüssel sowie von etwa 10 weiteren Gefäßen aus Siedlungsgrube der jüngeren Bronzezeit. Überw. durch Stadtverwaltung Hornburg (Abb. 7) Rdm. 34,0 cm.

Neuenkirchen, Krs. Goslar

Südfuß der Lahhöhe, 1952 bei Schachtarbeiten für Neubau Otto Schüler aus angeschnittenen bronzezeitlichen Gruben sehr grobe und dicke Scherben (H. Keune, Gielde).

c) Einzelfunde:

Lochtum, Krs. Goslar

Bronzene Absatzaxt vom nordd. Typ, am Abhang des weißen Berges, auf einem Acker 100 m westlich der Höhe 207,6, 1943 von Landarbeiter Aug. Gebel beim Eggen gefunden.

Mitt. Thielemann. Privatbesitz.

Groß Flöthe, Krs. Goslar

Bronzene Absatzaxt von nordd. Typ, 1950 auf der Kuhweide nordwestlich des Dorfes von M. Schrader, Gr. Flöthe, gefunden.

Mitt. Thielemann, Mus. Goslar.

Salzgitter-Lebenstedt, Stadtkrs. Salzgitter

Bronzenes Tüllenbeil, auf dem Gelände der Amselstiegschule, 1952 von einem Schüler unter oder neben einem Feldstein gefunden. Nachuntersuchung an der Fundstelle ohne Ergebnis. Sammlg. d. Stadt Salzgitter (Abb. 8) L. 7,5 cm.

Salzgitter-Lobmachersen, Stadtkrs. Salzgitter

Bronzeschwert mit Griffangel, Spitze abgebrochen (erhaltene Länge 51,1 cm), 1953 im Wald „Gr. Hai“ nordwestl. von Lobmachersen von Lehrer i. R. Warnecke gefunden.
Mitt. Zobel, Sammlg. d. Stadt Salzgitter. (Schluß folgt)

Wasser, Landwirtschaft und Industrie

Von Otto Willke

Seit Jahrhunderten hat der Mensch die Erde für seine Zwecke benutzt und ausgebeutet, auf der Erde und unter der Erde und selbst die Luft (Verwendung des Luftstickstoffs). Durch die Eingriffe des Menschen in die natürliche Gestaltung der Erdoberfläche wird besonders stark die Verteilung des Wassers betroffen. Gradelegung der Flüsse, Entwässerung, Trockenlegung der Landschaft, Vernichtung der Moore galten als kluge Maßnahmen einer rationellen Landwirtschaft. Sie wurden von den Behörden außerordentlich gefördert und als Melioration = Verbesserung bezeichnet. Sogenanntes Cldland wurde beseitigt, und dabei sind die Cldlandgebiete die letzten Reste ursprünglicher Natur und würden richtiger als Urland bezeichnet. Der Gebrauch des Wortes Cldland ist also ein Zeichen von Unwissenheit.

Das Kloostergut Riddagshausen hatte um 1750 16 große Teiche; heute sind es nur noch 9 Teiche. Zwischen Velstove, Eischott, Brechtorf und Wendschott lag der Wipperteich, einstmals der größte Teich des Herzogtums Braunschweig, dessen Größe 1708 228 ha = 912 Morgen betrug. Im Jahre 1773 wurde mit seiner Trockenlegung begonnen. Jetzt bildet das Gebiet eine ausgedehnte Wiesenfläche, die nur dann noch an den früheren Zustand erinnert, wenn bei herannahendem Frühjahr das Wasser im Wippergraben gestaut und das anliegende Gelände überflutet wird. Der Wipperteich war seinerzeit in vogelkundlicher wie jagdlicher Beziehung ausgezeichnet; denn es lebten und brüteten dort eine große Anzahl verschiedenartiger Wasser- und Sumpfvögel, und viele, zum Teil seltene gefiederte Bewohner nördlicher Gegenden hielten dort auf ihrem Wanderzuge Rast. Ganz besonders interessant und in unserem Lande hervorragend dastehend war der Teich aber seiner verhältnismäßig großen Zahl seltener

Pflanzen wegen. Der Drömling, eine Sumpfniederung im Südwesten der Altmark, 30 km lang, von der Aller, der Ohre und dem Mittellandkanal durchzogen, durch den Hochwasser in die Elbe abgezogen werden, wurde ebenfalls trockengelegt; die Trockenlegung wurde 1766 begonnen und bis in unsere Zeit fortgeführt.

Nachdem so seit 200 Jahren möglichst alles Wasser aus Landschaft und Feldmark entfernt war, als wäre es schädlich, macht sich jetzt seit mehreren Jahren ein bedenklicher Wassermangel geltend. Die zunehmende Wassernot führte zum Bau von Talsperren. Ihr Zweck ist 1. Versorgung mit Wasser, 2. Verhütung von Überschwemmungen, 3. Erzeugung von Kraft für Licht und Wärme im Hinblick auf die allmähliche Erschöpfung der deutschen Kohlenlager. Mit der Verkleinerung der Waldflächen und Trockenlegung der Moore ging aber die Wasserlieferung der Quellen als Zubringer des Wassers für die Talsperren zurück. So ist es gekommen, daß die Edertalsperre in 2 Jahren trocken lag, so daß die Bauern, deren Dörfer auf dem jetzigen Grunde der Talsperre lagen, in die Talsperre hineingehen und die Gräber ihrer Angehörigen besuchen konnten. Im allgemeinen sind die Talsperren heute nur zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Die Talsperren können ihren Zweck als Wasserlieferanten nur erfüllen, wenn die Wälder und Moore als Wasserzubringer der Talsperren erhalten bleiben.

Die Wassernot stieg immer mehr und ist in vielen Teilen Deutschlands beträchtlich. Es gibt regelrechte Wassernotstandsgebiete, in denen während der Trockenperiode die Arbeit der Industriebetriebe ins Stocken gerät, das Vieh nicht getränkt werden kann und in den Wohnungen die Wasserhähne keinen Tropfen Wasser mehr hergeben. Die sogenannte Flurbereinigung, richtiger Feldumlegung genannt, die sogenannten Flußregulierungen, Entwässerung und Abholzung haben zu einem schnelleren Wasserabfluß und damit zu einem Sinken des Grundwassers geführt, während der Wasserbedarf stark gestiegen ist: Pro Tag und Kopf der Bevölkerung werden heute 250 Liter Wasser verbraucht! Vor 50 Jahren waren es nur 50 Liter.

Nachdem seit vielen Jahrzehnten möglichst alles Wasser aus der Landschaft entfernt ist, macht sich seit einigen Jahren auch in der Landwirtschaft Wassermangel bemerkbar. Wenn es mal 14 Tage nicht geregnet hat, jammern die Bauern: „Et mot ræen; et mot ræen!“

Die Ursachen des Wassermangels sind:

1. Dauernde künstliche Entwässerung und Trockenlegung der Landschaft.
2. Rücksichtslose Abholzungen = Verkleinerung der Waldflächen und Trockenlegung der Moore durch Umwandlung in Acker. Die Folge hiervon war ein auffallender Rückgang der Niederschläge: Im Sommer Regen, im Winter Schnee *).

*) Der Fehlbetrag vom 2. Halbjahr 1953 beziffert sich z. B. für Bayern auf 111 mm Regenhöhe, d. h.: auf 1 qkm fielen, gegenüber der normalen Niederschlagsmenge, 111 000 cbm Regen zu wenig! Für Bayern mit einer Fläche von 70 000 qkm beträgt somit die Fehlmenge 7,77 Milliarden cbm Wasser! Wie groß diese Wassermenge ist, ergibt sich daraus, daß der gesamte Wasserinhalt aller größeren Talsperren ganz Deutschlands (bei höchstem Stau) nur 964 Millionen cbm beträgt; somit nur $\frac{1}{8}$ der vorgenannten Fehlmenge! Noch im Jahre 1845 im März war im Elmgebiet über 1 m hoch Schnee gefallen, so daß die Leute die Fenster nicht aufmachen konnten. Solche Schneefälle in Norddeutschland gibt es schon seit mehreren Jahrzehnten nicht mehr.

3. Sinken des Grundwassers und beginnende Versteppung des Bodens. Dieses hatte zur Folge einen Rückgang der Erträge der Landwirtschaft.

Hierzu kommen noch weitere Ursachen:

4. Boden-Erosion = Windverwehung des Bodens.
5. Behandlung des Ackers mit Chemikalien, z. B. C 44. Dadurch wieder Vernichtung der Boden-Fauna = Tierwelt des Ackerbodens, z. B. der Regenwürmer, die gerade den Humus, den wertvollsten Teil des Bodens, erzeugen. Das hat schon Darwin (1809—1882) nachgewiesen.

Die Landwirtschaft unternahm nun Maßnahmen gegen den Wassermangel. Es wurden Wasserversorgungsverbände gebildet; auch die Reichswerke in Salzgitter bildeten eine besondere Abteilung Wasserversorgung. Nachdem der Mensch 200 Jahre das Wasser auf dem kürzesten Wege ins Meer befördert hat, muß er jetzt das Umgekehrte tun: Das Wasser stauen. Auch der Drömling wird jetzt gestaut, um das kostbare Naß zu halten^{**)}). Das erstrebte Ziel, die Wassernot in der Landwirtschaft zu beseitigen und Wasser zu schaffen, wurde aber nicht erreicht.

Die Wassernot hat nun die Bauern veranlaßt, das Wasser der Flüsse sich nutzbar zu machen zum Betriebe von Beregnungsanlagen. Und so erscheinen in den Tageszeitungen alle paar Tage, manchmal mehrere an einem Tage, Anträge folgender Art:

Bekanntmachung

Der Landwirt N. N. in X. hat beim Landkreis die Verleihung eines Wassernutzungsrechts zur Wasserentnahme aus der Oker zum Betriebe einer Beregnungsanlage beantragt. Es sollen in den Monaten Mai bis September bis zu 14 Liter/sec Wasser an verschiedenen Stellen der Oker innerhalb der Gemarkung X. entnommen und die Flurstücke ... von rund 28,7 ha beregnet werden. Der Antrag auf Verleihung des Wassernutzungsrechts wird gemäß § 58 des Braunschweigischen Wassergesetzes vom 20. Juni 1876 (GuVS Nr. 64) zum weiteren Verfahren zugelassen. Zur Verhandlung über den Antrag wird Termin auf Montag, den 26. April 1954, nachmittags 15 Uhr in der Gastwirtschaft Buchmann in X. angesetzt. Alle Beteiligten werden unter dem Hinweis vorgeladen, daß sie in diesem Termin ihre Einwände und Ansprüche vorbringen können.... Der Oberkreisdirektor

An diesem Antrag ist bemerkenswert 1. die Wasserentnahme soll an verschiedenen Stellen der Oker stattfinden, d. h. die Zahl der Wasserentnahmestellen soll unbegrenzt und in das Belieben des Antragstellers gestellt werden! 2. Es soll eine Fläche von 28,7 ha = 114,8 Morgen besprengt werden, bis zur Dauer von 5 Monaten!

Wenn ein Bauer die Erlaubnis erhält, wollen allmählich alle Bauern dasselbe Recht haben. Und wenn die Bauern der Gemeinden an dem Fluß das Wasserrecht erhalten, werden auch bald die Bauern der Gemeinden in der Nähe der Flüsse dasselbe Recht beanspruchen.

^{**)} In den USA, wo der Biber früher vernichtet und ausgerottet wurde, wird der Biber jetzt amtlich wieder eingeführt, um durch seine Tätigkeit den Wasserabfluß zu verzögern und das Wasser im Lande zu halten. Die Tiere müssen also tun, was der Mensch nicht kann.

Und wenn so die Landwirtschaft das Recht der Wasserentnahme aus den Flüssen erhielte, verlangte auch bald die Industrie mit ihrem großen Wasserbedarf dasselbe Recht der Wasserentnahme aus den Flüssen. Wo soll das hingehen?

Die Folgen solcher geplanten Wassernutzung der deutschen Flüsse sind nicht übersehbar; auf jeden Fall werden die Fischzucht, die Schifffahrt und die Betriebe unterhalb der Wasserentnahmestellen (Wassermühlen u. ä.) Schaden leiden. Weiter ist es höchst bedenklich, das Wasser der heute so stark verunreinigten Gewässer auf Wiesen und Äcker zu befördern, die Futter fürs Vieh und Nahrungsmittel für den Menschen erzeugen sollen. Die Flüsse enthalten heutzutage außerdem zahlreiche Krankheitserreger, z. B. Bodo saltans und Bodo putrinus, die Wirte für das Virus der Kinderlähmung, die auch Erwachsene befallen kann. Beide Bodos finden sich in Abwässern und verschmutzten Gewässern. Schließlich ist durch die Anlage von zahlreichen Wasserentnahmestellen mit Beregnungsanlagen in der Landschaft eine weitere Schädigung des Landschaftsbildes zu befürchten. Die Flüsse sind aber ein Teil der Heimatnatur, und die Natur gehört dem ganzen Volke!

Die Frage nach der Verwendung des Wassers der deutschen Flüsse ist eine so wichtige Angelegenheit, daß sie nur auf Bundesebene gelöst werden darf, damit eine einheitliche Regelung erreicht wird unter Änderung der veralteten Wassergesetze.

Gedanken zur Garten- und Friedhofsgestaltung im Sinne des Heimatschutzes

Von Heinz Mollenhauer

Der Hauptschulgarten in Braunschweig

Im Sommer 1954 hat sich in verhältnismäßiger Stille ein Ereignis vollzogen, welches das Interesse aller Heimatfreunde erregen muß. Der im Norden der Stadt Braunschweig gelegene Hauptschulgarten, der schon bisher einen ungewöhnlichen Hochstand der Gartengestaltung erkennen ließ, ist um einige Morgen Land erweitert worden. Man darf nunmehr sagen, daß der ursprüngliche Zweck (Pflanzenbeschaffung für Schulen) in der glücklichsten Form auf Belehrung der gesamten Bevölkerung und zugleich auf Schaffung eines wertvollen Erholungsgeländes ausgedehnt ist. Nicht nur Schulkinder, sondern auch Gartenbesitzer oder überhaupt Liebhaber der Natur können tiefe Einblicke

in den Formenreichtum und in die Wachstumsgesetze der in- und ausländischen Pflanzenwelt gewinnen. Daneben scheint uns ebenso wichtig zu sein, daß jeder Besucher an hervorragend gelungenen Beispielen bis in alle Einzelheiten studieren kann, was Gartenkunst bedeutet. Heimatkundlich gesehen kann der Wert von Anlagen, wie sie der Hauptschulgarten bietet, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Fördern sie doch allein schon das Verständnis dafür, daß jeder Hausbesitzer dazu beitragen könnte, das Aussehen der Heimat wesentlich zu verschönern, wenn er seinen Garten als Teil der ins Freie verlegten Wohnung ansehen und dementsprechend pflegen würde.

Die jetzt vorgenommenen Erweiterungen zeigen große Rasenflächen, durch die ein künstlicher, gemauerter Kanal fließt, an dessen beiden Seiten Blumen über Blumen blühen. Ein Rundteufel mit einem feinen Springbrunnen erhöht die Stimmung. Zur Terrassierung von Böschungen und für Fußwege sind weitgehend Sollingplatten verwandt worden, deren mattrote Farbe angenehm ins Gesicht fällt. Weiter sind überaus bequeme Bänke aufgestellt, deren Form und deren dunkelgrüner Anstrich sorgsame künstlerische Überlegungen verraten. Wer sich in dieser angenehmen Umgebung aufhält, wird von einem neuartigen Lebensgefühl erfaßt werden. Der Begriff des Lustwandels erfüllt sich im Sinne einer durchdringenden Entspannung von den harten Anforderungen der Gegenwart.

Abschließend sei bemerkt, daß Gärten dieser Art auch einen Glanzpunkt für den großen Fremdenverkehr darstellen. Man möge nicht versäumen, offizielle und private Besucher der Stadt in dieses Paradies zu führen!

Der alte Friedhof in Vorsfelde

Haben wir soeben von einem besonders erfreulichen Ereignis berichten können, so müssen wir demgegenüber auch solche Stellen in der Landschaft erwähnen, die noch mehr und weniger ausbaufähig sind. Dazu gehört die Mehrzahl aller ländlichen Friedhöfe, die sich noch keineswegs in einem Zustande befinden, wie er mit Rücksicht auf das Andenken an die Toten selbstverständlich sein sollte. In Vorsfelde soll jetzt der Versuch unternommen werden, den sogenannten alten Friedhof würdig herzustellen. Der Heimatfreund wird mit dem größten Interesse diese Bestrebungen verfolgen, weil sie sicherlich beispielhaft sein werden. Man darf vielleicht einige grundsätzliche Wünsche äußern:

a) Die Friedhofsgestaltung kann nicht

von Dilettanten oder wenig geschulten Kräften vorgenommen werden. Die Hinzuziehung von erfahrenen Fachleuten ist mit Rücksicht auf den hohen Zweck unerlässlich. Weiter bedarf es eines genauen Planes von Sachverständigen. Die Hinzuziehung kirchlicher Baubehörden ist ebenso wichtig wie die von Gartenarchitekten und Heimatpflegern.

b) Ältere Friedhöfe müssen wegen des Verfalls der Mehrzahl der Gräber tunlichst in öffentliche Parks oder Weihestätten verwandelt werden. Es widerspräche der planmäßigen Gestaltung der Landschaft, ältere Anlagen einfach verwildern zu lassen.

c) Sofern durch ungehemmten Nachwuchs von Bäumen, von Sträuchern, ja auch von Schlinggewächsen Unwegsamkeit eingetreten ist, ist eine durchgreifende Lichtung angebracht. Es gilt, wenige, aber stattliche Bäume zur Entfaltung nach allen Seiten zu bringen, Rasenflächen und Blumenstellen zu bilden, gangbare Wege zu pflegen und Einfriedigungshecken vorzusehen. Das Ganze muß eine Stätte beschaulichen Aufenthaltes werden.

d) Ehrendenkmäler sind vor Verwitterung zu schützen. Die Namen von Gefallenen müssen lesbar bleiben. Wenn Einzelgrabkreuze gesetzt werden, ist eine einfache Form, aber dauerhaftes Material angebracht. Sofern die Gräber mit Schnittblumen geschmückt werden, ist darauf zu achten, daß diese nicht in Konservendosen oder Bierflaschen gestellt werden.

e) Ältere Grabsteine sind zu schützen, wenn sie künstlerisch wertvoll sind.

Sie bilden einen natürlichen Schmuck der Anlagen und zugleich ein Andenken an die Vergangenheit. Keinesfalls ist es zulässig, daß wertvolle Grabplatten des 18. Jahrhunderts zur Einfriedigung von Müllgruben oder als Bordsteine für Stacheldrahtzäune benutzt werden.



Bernhard Mackels

Zentralheizungen
Warmwasserbereitungen
Abwärmeverwertungen
Be- u. Entlüftungsanlagen
Fernheizungsanlagen
IBIS-Deckenstrahlungsheizungen

B R A U N S C H W E I G
Jasperallee 4 Fernruf 21646



INTERNATIONALER

Rollei

JUBILÄUMS-
WETTBEWERB

BIS 31. JANUAR 1955

500

PREISE

BEDINGUNGEN BEIM PHOTOHÄNDLER

FRANKE & HEIDECHE • BRAUNSCHWEIG

fr
24/11

Braunschweigische Heimat



1954

40. Jahrgang · Heft 4

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz
Verlag C. Appelhans & Co., Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Dä Aschenklaus. 'Ne Wienachtsvertellje von Heinz-Bruno Krieger, Königslutter, Breiter Weg	105
Was kann die Namenforschung zur Altersbestimmung mittelalterlicher Siedlungen beitragen? Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	106
Rolstedt, eine Wüstung bei Twiefelingen. Von Studienrat Werner Freist, Schöningen	113
Duisterndäl in'n Hilse. Von Lehrer i. R. Albert Fuhrmann, Bad Ganders- heim, Braunschweiger Straße.....	115
Verdiente Braunschweiger als Naturforscher und Naturfreunde (Fortset- zung). Von Oberverwaltungsgerichtsrat i. R. Dr. Fritz Hartwig, Braun- schweig, Dörnbergstraße 1	116
Otto Krone wurde 80 Jahre alt	119
Niejahrswunsch von 1880, aufgezeichnet um 1900 von Otto Schütte.....	123
 Aus der Heimatpflege:	
Der Braunschweiger Kragenbär — ein lehrreiches Beispiel. Von Rechts- anwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemann- straße 2	124
Bericht über Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Ar- beitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Ge- schichte und Volkstum von 1945 bis 31. Dezember 1953 (Fortset- zung: V. Eisenzeit). Von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Mönchstraße 1	126
Jahresbericht der Niederdeutschen Volksbühne Braunschweig über die Spielzeit 1953/54. Von Helene Evers, Braunschweig, Karlstraße	132
Neues heimatliches Schrifttum	135

Gegr.



1765

BRAUNSCHWEIGISCHE STAATSBANK BRAUNSCHWEIGISCHE LANDESSPARKASSE

Wir pflegen seit fast 200 Jahren sämtliche Zweige des soliden Bank- und
Sparkassengeschäftes

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle, Braunschweig, Kalenwall 1
Schriftleiter: Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Verlag: E. Appelhans & Co., Braunschweig

40. Jahrgang

Dezember 1954

Heft 4

Dā Aschenklaus

'ne Wienachtsvertellije von Heinz-Bruno Krieger

Et was inne Schummerijen, ainen Dach vor Wienachten. Butten lach dā Snie un harre et Feld un de Straten un de Hüfer midde 'n witten Lāken tauedecket. Dā Mānd keeke sau glāferich dorch 'e stākijen Linnenböme, dā de ole bronswieksche Heerstrāte von'n Rischbleeke hār nār Stadt hen innesōmen dāen, un ut 'e Ferne tute dā Nachtwechter de ferwente Stunne. Wo sik de Hāsen un 'e Fōsse gu'e Nacht wūnschen dāen, stund dā ole Kluus, en lüttjich oolt Huus, dāne ain dat Ōlder all von wi'en ansaihn konne. Dat Dāk satt von dā veelen Jahre all ganz schāif un duuknakich, as wenn dā Grootvader Pipendeckel sine Zippelmūße daip inne Ogen trecket herre.

Wat was denne dat ewest? Luut quiettsche 'ne Dōör inne rustrijen Ängeln, dat 'en orrentlich Tānewaiḁa'e krijen dā. En lüttjich Māken, kume drai Keese hoch, stecke öre ro'e Stupenāse dorch 'en Dōörspalt, keeke nār rechten un linken Halwe, tripple dā Trittjen runder, um hille en bettjen vorr 'e Dōör tau lopen. De Mānd harre sik hinder 'ne Wolke verkropen, un dā ole Hollesche fung wāer an, öre Bedden tau schüddeln. Dat dā Mudder ok noch nicht ekomen was?! Mit finen groten blanken Ogen, dā blau as 'de Himmel wōrren, keeke 't Marieken de Strāte lang, dā von Lutter hār kamm, un midde 'n Holschen an 'en Foiten trampele et ar en Schauterjunge, dā de ersten Nejjel in 'en olen Schau kloppen schull. Da - harre sik dā Lüttje amer verjāget! Um 'e Ecke was en oolt Keerl, krumm un daip ebūcket rummerkomen. Hai harre 'n grauen Mentel anne, un 'e grote Kapuze daip in't Jesichte 'trecket. Ar de Äschenklaus fülwenst, dachte Marieken in ören Sinn. Sine Stimme klung luut ar en Jebramme un Jepolter, dat dat Māken orrentlich öre nākijen Ärme in 'e Schörte wickeln dā. Up en laiwersten herr et sik bi'r Grootmudder hinder'n Owen verstopen. Wo et haite un wat et noch sau spät vorr 'er olen Kluus soiken dā, frauch dā Ole. Ob et noch nich wūßte, dat dā Ulen dān Krawwen, dā tau nachtsflāpener Tiet butten rumstrōmen, de Ogen uthacken dāen un dat de grote swarte Klüngelteeme fai in öre Baine biten könne? Doch et Marieken schüddele truhartich midde'n Koppe, vertelle, dat de Mudder noch nich von'n Dachmark taurūjje was un dat de Grootmudder in 'e Stuwe 'fecht herre, et schölle doch hille mal ruterkiken, ob et sine Mudder noch nich faihn dā. Dā Ole frauch, wo denne de Vater wōrre, und dat Lüttje annewōre, dat dā butten op 'en Kerkhōwe lijjen dā. Nu mößte 't Marieken all düchtich dā Muder bi 'en Spinnen hūlpen, un 'e Grootmudder bruke veel Mellezien, dat se noch en bettjen bi se bliwen dā. As et Māken sau midde 'n Olen sprāken dā, lope 't 'ne dicke Trāne de Backe runder un kullere swuppdimupp in en daipen Snie. Dā Ole streke 't Marieken ömwer 'n Schaitel rōmwer, drücke et wat Hartet in 'e verklometen Henne rinter un fā: »Bliff mant immer sau laif, lüttjich Māken!«

De Wind harre sik oppemåket. Marieken kreje 'ne Handvull Snie in't Jesichte, un as et sik de Ogen utereben harre, was de ole Kerel all verfrunnen.

As de Mudder nahär innekommen was un sik an 'en Disch esettet harre, um wat te äten, da leije 't Marieken dat harte Dinges op en Disch, dat et von dän olen Kerel ekrejen harre. Et was en hailen blanken Däler. Hai blitze un blenkere bi 'en Lechte von 'er lüttjen Tränfunzele lau fründlich, un Marieken moßte vertellen, wat et damidde butten vor der Döör belewet harre. Da lä de Grotmudder: »Sühste, Marieken, dat was de Äschenklaus, dän hat de laime Gott eschicket, dat 'e üsch helpen dait«, un de Mudder nucke datau und lä: »De laime Gott verlett de armen Lue doch nich. Nu könnt we üsch Wienachten wat te Gu'e daun!« – Äschenklaus seijet se bi üsch te Lanne twischen Elm Drömling tau'n Wienachtsmanne.

Was kann die Namenforschung zur Altersbestimmung mittelalterlicher Siedlungen beitragen?

Von Werner Flehsig

Es gibt Siedlungen, deren Gründungsjahr durch Urkunden oder erzählende Quellen überliefert ist. Darunter befinden sich in Ostfalen einige mit Ortsnamen auf -heim, -burg, -haus, -born, -springe, -brück, -au und -tal. Der Namenforscher kann damit jedoch nicht viel anfangen. Selbst wenn die Quellenkritik ergeben hat, daß das angegebene Gründungsdatum richtig sein muß, ist damit weder über das Alter der Siedlung noch über das Alter des Namens völlige Gewißheit gewonnen. Es gibt Fälle, in denen die mit einem Gründungsdatum belegte Benennung eines Wohnplatzes einen älteren Namen einer schon früher an der gleichen Stelle vorhandenen Siedlung verdrängt hat, wie es z. B. für Fürstenau im Kreise Braunschweig nachweisbar ist. Das fürstliche Lustschloß dieses Namens wurde 1719 an der Stelle des Haßlerhofes erbaut, der als letzter Wohnplatz des eingegangenen, von 1318 an bezeugten Dorfes Haslere übriggeblieben war. Umgekehrt gibt es Fälle, in denen das Gründungsdatum zwar das Alter der Siedlung, nicht aber das ihres Namens erkennen läßt. Das trifft z. B. zu für Gandersheim. Das Stift Gandersheim, um das herum später die Stadt gleichen Namens entstand, wurde im Jahre 856 von Brunshausen nach seinem endgültigen Standort auf sumpfigem Waldboden verlegt und erhielt hier seinen Namen nach einem ungefähr 4 km entfernten Dorfe, das als Stammsitz des Geschlechtes der Ludolfinger, der Gründer des Stiftes, angesehen wird und im Jahre 1007 erstmalig als Aldangandesheim bezeugt ist. Dieses Dorf war also zweifellos älter als das Stift und kann seinen Namen schon Jahrhunderte vor der Stiftsgründung geführt haben. Das Gründungsdatum des Stiftes bietet somit keinen Anhaltspunkt für die Annahme, daß Ortsnamen mit dem Grundworte -heim etwa noch um die Mitte des 9. Jahrhunderts neu gebildet sein könnten.

Wenn wir schon für diejenigen Siedlungen und ihre Namen kaum mit Sicherheit das wirkliche Alter genau bestimmen können, deren Gründungsdaten überliefert sind, so besteht die Möglichkeit absoluter Datierungen bei den übrigen Siedlungen und Ortsnamen schon gar nicht. Wir müssen uns damit begnügen, relative Altersbestimmungen vorzunehmen. Hierfür dienen zunächst die Erstbezeugungen in Urkunden und erzählenden Quellen. Sie

bieten für jeden Wohnplatz einen terminus ante quem. Da Erstbezeugungen aber von manchen Zufälligkeiten abhängig sind, seien es nun solche der Urkundenerhaltung überhaupt oder solche des Beurkundungsanlasses, so kann uns dieser grösste terminus ante quem wenig nützen. Ein sehr alter Ort kann zufällig sehr spät zum ersten Male in einer Geschichtsquelle erscheinen, weil gerade die ihn betreffenden früheren Quellen verlorengegangen sind oder weil jahrhundertlang keine Rechtsverhältnisse in ihm neu zu regeln waren, während ein anderer Ort, der um Jahrhunderte früher bezeugt ist, vielleicht damals gerade erst entstanden war und von dem spätbezeugten Orte an Alter weit übertroffen wird. Um die Zeitspanne zwischen dem wirklichen Alter einer Siedlung und seiner Erstbezeugung nach Möglichkeit noch verringern zu können, ist es notwendig, außer dem terminus ante quem auch einen terminus post quem non ausfindig zu machen. Ein solcher kann von der Namenforschung in solchen Fällen erschlossen werden, wo es gelingt, zwar nicht für einen einzelnen Ortsnamen, wohl aber für eine Gruppe ähnlich gebildeter Ortsnamen mit gleichem Grundwort die spätest mögliche Entstehungszeit aus dem allgemeinen Wechsel der Ortsnamenmoden zu erschließen.

Zu diesem Ziele gelangt man am ehesten durch den Vergleich des Namenbestandes eines Altsiedelgebietes mit dem eines von dort besiedelten Kolonialgebietes. Namentypen des Altlandes, die im Neulande fehlen, müssen schon aus der Mode gekommen sein, bevor die Siedler aus ihrer alten Heimat in die neue zogen, während umgekehrt Namen von Neugründungen des Kolonialgebietes, die dem Stammlande fremd sind, erst in der Kolonisationszeit entstanden sein können. In diesem Sinne erweist sich der Vergleich des Namenbestandes Ostfalens im frühen Mittelalter mit dem Namenbestande der im 12. und 13. Jahrhundert deutsch besiedelten Lande östlich der Mittelelbe und Saale als durchaus fruchtbar für die relative Altersschichtung der Ortsnamentypen der mittelalterlichen Ausbauezeit.

Die umfangreichste und daher für unsere Zwecke ergiebigste Quelle frühmittelalterlicher Erstdatierungen von Ortsnamen in Ostfalen, im östlichen Westfalen und den angrenzenden Teilen des nördlichen Niedersachsens, sind die Traditiones Corbeienses. Sie umfassen Güterübertragungen aus der Zeit von 832 bis 1037, die zwar im einzelnen nicht datiert sind, aber doch je nach ihrer Zugehörigkeit zu den älteren, aus dem 9. Jahrhundert stammenden Teil der Traditiones oder zu dem jüngeren aus dem 10. und frühen 11. Jahrhundert zeitlich ungefähr eingeordnet werden können. Da das Kloster Korvey über einen außerordentlich großen und ziemlich gleichmäßig über Ostfalen, Westfalen und das nördliche Niedersachsen verbreiteten Güterbesitz verfügte, bietet diese Quelle einen guten Querschnitt durch den im frühen Mittelalter dort vorhandenen Bestand an Ortsnamen. Sieht man ab von den Namen mit einfachen, schwer deutbaren Stämmen oder mit Suffixen und hochaltertümlichen Grundwörtern, die von den Namenforschern übereinstimmend der Zeit vor dem inneren Landesausbau zugeschrieben werden, dann ergibt sich folgendes Zahlenverhältnis in der Häufigkeit der einzelnen Ortsnamengruppen in den Traditiones Corbeienses: Es kommen vor das Grundwort -hausen (husun, husen) in 147 verschiedenen Namen, -dorf (thorpe) in 23, -heim (heim, hem) in 22, -beck (beki, biki, beke) in 21, -rode (rothe, roth) in 8, -leben (leva, levo, leve, lava, leif), -feld (feldun, felde, feld, felle) und -burg (burgun, burga, burg) in je 7, -lo (loun, lo) in 6, -stedt (stedi, stidi, stede, stade) in 5, -bühren (buriun) und -born (brunni, brunnen, burni) in 3, -tun

(tunun), -brück (brukin, bruce) und -furt (furdi, forde) in je 2, -büttel (gebudli), -bostel (burstal), -berg, -walde, -horst (hurst) und -holz (holt) in je 1 Ortsnamen.

Auffällig ist der geringe Anteil von Ortsnamen auf -rode, obwohl diese gerade im Einflußbereich des Klosters Korvey an Häufigkeit unter den bestehenden und wüstgewordenen Orten mindestens an zweiter, wenn nicht an erster Stelle stehen. Sie scheinen daher während der Entstehungszeit der Traditiones erst allmählich in Mode gekommen zu sein, und zwar nicht vor dem 10. Jahrhundert, da sie im älteren Teile unserer Quelle noch völlig fehlen. Damit steht im Einklang die Tatsache, daß in Einzelurkunden auf ostfälischem Boden die ersten Ortsnamen auf -rode 953 und 973 auftreten. Es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, daß schon im 9. Jahrhundert Neusiedlungen Namen mit dem Grundworte -rode erhalten haben. Auffällig ist ferner, daß die Ortsnamen auf -hagen, die ebenfalls im Weser- und Leineberglande und deren weiterer Umgebung zahlreich vertreten sind, in der Traditiones überhaupt ganz fehlen. Sie können daher hier frühestens in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts entstanden sein, sind aber wahrscheinlich noch einige Jahrzehnte jünger. Die ältesten Erstbezeugungen von -hagen-Orten stammen aus Westfalen und Hessen (1067 Meginhardeshagen b. Altena und 1074 Meribodonhago), während im Oberwesergebiet als erster -hagen-Ort die Wüstung Ulrikeshagen im Kr. Holzminden 1150 bezeugt ist.

Vergleicht man mit dem Namenschatz der Traditiones Corbeienses den Ortsnamenbestand im ostelbischen Kolonialgebiet, so zeigen sich neben manchen Übereinstimmungen auch wichtige Unterschiede. Nach A. Meiches Untersuchung über „Die deutschen Ortsnamen Sachsens östl. der Elbe“ (Neues Archiv f. Sächs. Geschichte 1940) gibt es in den ostelbischen Landesteilen bei Einbeziehung der Wüstungen 200 Ortsnamen auf -dorf, 44 auf -au, 25 auf -berg, 24 auf -bach, 17 auf -hain, 14 auf -walde, 8 auf -tal, 7 auf -born, 6 auf -feld, je 2 auf -reuth/rode und brück, je 1 auf -furt, -stein und -holz. Ähnlich sieht es in den anhaltischen Kreisen östlich der Mittel- und Saale und im Jerichover Lande aus. Die Inventarbände der Bau- und Kunstdenkmäler dieser 5 Kreise, die auch die Wüstungen mit behandeln, zeigen das Grundwort -dorf wie im ostelbischen Sachsen als das bei weitem beliebteste unter allen Ortsnamengrundwörtern. An zweiter und dritter Stelle folgen -au und -berg. Das Grundwort -hausen, das im ostelbischen Sachsen überhaupt nicht vorkommt, ist im Kr. Dessau immerhin noch durch 3 und in den Kreisen Köthen und Jerichow II durch je 2 Ortsnamen vertreten. Da Anhalt und das Jerichower Land schon in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts von deutschen Kolonisten besiedelt wurde, Obersachsen dagegen erst in dessen 2. Hälfte und im 13. Jahrhundert, scheint das Grundwort -hausen also bald nach 1100 aus der Mode gekommen zu sein.

Auch das Grundwort -rode hat bei der Neubildung von Ortsnamen im nördlichen Ostdeutschland kaum noch eine Rolle gespielt. Es findet sich außer den 2 Belegen im ostelbischen Obersachsen in den Kreisen Dessau, Köthen und Zerbst je einmal, im Jerichower Lande dagegen gar nicht.

Aus dem Vergleiche des Ortsnamenbestandes ostelbischer Gebiete mit dem der Traditiones Corbeienses ergibt sich eine deutliche Altersschichtung der Namen auf -hausen, -rode und -hagen. Die -hagen-Orte sind zweifellos die jüngsten; sie beginnen erst, nachdem -hausen völlig und -rode weitgehend veraltet waren. Die -rode-Orte treten rund 200 Jahre vor den -hagen-Orten auf den Plan und

haben die Hauptblütezeit ihrer Namenbildung schon hinter sich, als die deutsche Ostkolonisation beginnt. Die -hausen-Orte sind in ihrer Hauptmasse bereits 100 bis 150 Jahre vorhanden, als die ersten Ortsnamen auf -rode entstehen, und reichen wahrscheinlich über den Beginn des 9. Jahrhunderts bis in die früh- oder gar vorfränkische Zeit Ostfalens zurück. In Hessen sind sie vereinzelt im 8. Jahrhundert bezeugt. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß -hausen-Orte schon vor dem Beginn des inneren Landesausbaues entstanden sind, weil sie — wenigstens in Ostfalen — nur inmitten oder am Rande großer Waldgebiete verbreitet sind. Sie erweisen sich damit als Rodungen, die erst notwendig wurden, als das in der Völkerwanderungszeit noch verfügbare Freiland zum Siedeln auf Böden erster Wahl sämtlich vergeben war. In einem Falle ist ein -hausen-Ort sogar ausdrücklich als eine Rodung bezeichnet, und zwar in § 439 der Traditiones Corbeiensis, wo es heißt: „in Rotho quod vocatur Gerdeggheshusi quod est in Aringhomarchu“. Bezeichnend ist auch die häufige Verwendung des Bestimmungswortes Holt bei Ortsnamen auf -hausen. Wenn auch das Grundwort -husun etymologisch gar nichts mit dem Begriffe des Rodens zu tun hat, wurde es doch anscheinend im frühen Mittelalter von den Siedlern in demselben Sinne benutzt, wie es nachher mit -roth und noch später mit -hagen geschah.

Im Wettbewerb mit -husun steht vom Anfange der urkundlichen Überlieferungen im frühen Mittelalter an -thorp(e). Auch dieses Grundwort ist auf ostfälischem Boden am stärksten verbreitet innerhalb großer ehemaliger Waldzonen und an deren Rändern, doch schließen sich -dorf und -hausen landschaftlich nahezu völlig aus. Im Hauptverbreitungsgebiet der ostfälischen Ortsnamen auf -hausen und -sen zwischen Harz und Oberweser, nämlich in den Kreisen Gandersheim, Holzminden, Osterode, Einbeck, Northeim, Duderstadt, Göttingen und Münden gibt es nur 3 echte auf -dorf, und zwar Roßdorf bei Göttingen und Eisdorf und Hattorf im Kreis Osterode. Im Bereich der stärksten Häufung der Namen auf -dorf, nämlich in den Kreisen Braunschweig, Helmstedt und Gifhorn, finden sich dagegen wiederum nur 3 -hausen-Orte (Riddags-, Wend- und Weyhausen). Das ist sicher kein Zufall. Die -hausen-Orte zwischen Harz und Oberweser liegen auf schweren, meist lößbedeckten Waldböden, die -dorf-Orte im nordöstlichen Ostfalen aber auf sandigen Waldböden. Da sich eine Altersschichtung zwischen den gleich früh einsetzenden Namen auf -hausen und -dorf nicht erkennen läßt, muß der Unterschied in ihrer Verbreitung wohl zurückgeführt werden auf eine verschiedene Herkunft der Siedler, von denen die einen schwere, die anderen leichte Böden bevorzugten. Jedenfalls darf die Wahl bestimmter Siedlungsböden nicht ohne weiteres als Kriterium für die Altersbestimmung von Ortsnamen und Siedlungen angesehen werden, wie dies Geographen und unter Anwendung geographischer Methoden auch Namenforscher und Historiker wiederholt getan haben. Die Vorgeschichtsforschung hat gezeigt, daß die einzelnen Volksgruppen oder Stämme je nach ihrer Wirtschaftsweise und dem gerade herrschenden Klima in der Bevorzugung bestimmter Siedlungslagen stark voneinander abwichen, ohne daß im Laufe der Zeiten ein „Fortschritt“ im Übergang von leichten zu schweren Böden oder umgekehrt und ein „Fortschritt“ in der Verlagerung der Siedlungsplätze hangaufwärts oder -abwärts erfolgte. Wir werden daher auch für frühmittelalterliche Verhältnisse noch stärker als bisher mit einem Nebeneinander von Ackerbauer- und Viehzüchterlandschaften rechnen müssen, die sich vielleicht nicht nur an der Wahl der Siedlungsplätze erkennen lassen, sondern auch an der Wahl bestimmter Ortsnamentypen. Inwieweit der Unterschied in

der Verbreitung der Ortsnamen auf -hausen und -dorf wirklich wirtschaftlich begründet ist, wird sich allerdings nur durch großräumige Untersuchungen klären lassen, da zumal das Grundwort -dorf in den meisten deutschen Landschaften zur Ortsnamenbildung verwandt wurde, und zwar mindestens von der 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts an, wo es schon im Elsaß bezeugt ist, bis tief in das späte Mittelalter hinein auf ostdeutschem Kolonialboden.

Die gleiche lange Lebensdauer wie -dorf hatten auch die Grundwörter -bach (beck), -brunn (born), -furt (forde), -brück (brücke), -berg und -wald(e). Sie alle waren bei der Neubildung deutscher Ortsnamen im ostelbischen Obersachsen noch lebendig, erscheinen aber schon in den Traditiones Corbeienses mehr oder weniger zahlreich und reichen zum Teil mit ihren frühesten Belegen aus anderen deutschen Landschaften bis ins 8. Jahrhundert zurück, so mit Deubaki 713 für Tiefenbach im Saarland, mit Franconofurt 793 für Frankfurt a. M., mit Hohinperc 776 für Höchenberg b. Freising und mit as Waldiu 790 für Peterswahl im Bistum Freising. Alle diese Grundwörter sind daher ebenso wenig wie -dorf geeignet, das Alter der damit gebildeten Ortsnamen auch nur annähernd auf ein oder zwei Jahrhunderte genau zu bestimmen, wenn nicht etwa die Verwendung gewisser, für einen bekannten Zeitabschnitt kennzeichnender Personennamen als Bestimmungswörter eine genauere Umgrenzung der möglichen Entstehungszeit erlaubt. Das gilt aber im wesentlichen nur für die hoch- und spätmittelalterlichen Rufnamen, von denen wir feststellen können, wann sie in Mode gekommen sind, so daß wir auch für die damit gebildeten Ortsnamen einen terminus post quem gewinnen. Von den altertümlichen Personennamen, die in den frühmittelalterlichen Ortsnamen erscheinen, wissen wir ja leider nicht, wie lange sie schon vor dem Beginn der Urkundenüberlieferung gebräuchlich gewesen waren.

Bei den Ortsnamen auf -bach, -brunn, -furt, -berg und -wald ergibt sich aber noch eine andere, bisher ungelöste Frage: Sind die mit einem Personennamen als Bestimmungswort gebildeten Ortsnamen älter oder diejenigen mit einer Geländebezeichnung, die eigentlich gar keine Siedlungsnamen darstellen, sondern reine Flurnamen? Edward Schröder neigte dazu, der zweiten Gruppe den Vorrang im Alter zu geben, weil sie eine Art der Ortsnamenbildung fortsetzen, die für die anerkannt älteste Schicht von Ortsnamen auf -apa, -ana, -asa/isa, -ala/ila, -aha, -ithi und -ingi kennzeichnend sind. Dagegen spricht aber die Beobachtung, daß noch in der Zeit der deutschen Ostkolonisation Flurnamen einfach auf neue Siedlungen übertragen wurden, so z. B. im ostelbischen Obersachsen Berenwalde, Hirsfeld (1310), Wolfesstruche (1444), Buchwalde, Lindenberg, Rosenthal (1350), Luterbach (1262), Lichtenberg (1375), Steinborn und ähnliche. Andererseits läßt sich allerdings auch nicht beweisen, daß die mit einem Personennamen zusammengesetzten Ortsnamen auf -bach, -brunn, -furt, -brück, -berg und -wald schlechthin älter sein müssen als die einfachen Geländebezeichnungen unter diesen Ortsnamentypen. Die Sitte, Personennamen als Bestimmungswörter für Ortsnamen zu wählen, bestand zwar bereits in der Landnahmezeit der Bayern und Alemannen, wie man an den vielen Ortsnamen auf -ing und -ingen in Süddeutschland erkennen kann, doch blieb sie, nur vom Wechsel der Modeströmungen für Rufnamen beeinflusst, durch das ganze Mittelalter hindurch sogar bis in die Neuzeit hinein lebendig.

Wir sehen eine verwirrende Fülle von Ortsnamentypen vor uns, die während der Zeit des inneren Landesausbaues und der Ostkolonisation mehr oder we-

niger lange nebeneinander zu Neubenennungen verwandt worden sein müssen. Nach welchen Gesichtspunkten bald der eine, bald der andere Typ gewählt wurde, ist einstweilen noch nicht klar zu erkennen. Reizvoll und vielleicht weiterführend ist der Gedanke, hinter der verschiedenen Benennungsweise Unterschiede in den Rechtsverhältnissen und der sozialen Stellung der Siedler zu suchen. In der Verbindung eines Personennamens mit einem Siedlungs- oder einem Flurnamen scheint sich das gesteigerte Persönlichkeitsbewußtsein kundzutun, das schon an den patronymischen Ortsnamen der süddeutschen Landnahmezeit sichtbar wird und damals wie noch später in der Hauptsache den Adel aus der Masse der übrigen Bevölkerung heraushob. Da dem Adel zugleich während der Zeit des mittelalterlichen Landesausbaues weitgehend die grundherrlichen Rechte zugefallen waren, konnte bei der Benennung einer neuen Siedlung nach dem Namen des Gründers zugleich das Besitzrecht an der Neugründung durch den Ortsnamen zum Ausdruck gebracht werden. Es liegt demnach nahe, die mit Personennamen gebildeten Ortsnamen der Ausbauzeit als Zeugnisse für ursprüngliche grundherrliche Gründungen, Herrenhöfe oder Herrendörfer zu deuten, während die zu Ortsnamen erhobenen Flurnamen oder Gewässernamen Siedlungen bezeichnet haben könnten, die von bäuerlichen Siedlern auf eigene Faust im Bereich der eigenen Almende oder mit königlicher bzw. landesherrlicher Erlaubnis in Bannforsten angelegt wurden. Diese Fragen zu klären, ist jedoch nicht die Aufgabe des Namenforschers, sondern des Historikers. Für diesen bieten sich wie für den Geographen vielleicht auch noch bei der vergleichenden Untersuchung der Grundrißformen der Siedlungskerne und der ursprünglichen Fluraufteilung bei den verschiedenen Ortsnamentypen der Ausbauzeit Aussichten zu einer weiteren Bedeutungs- oder gar Altersschichtung dieser Namentypen. Es wäre z. B. zu prüfen, ob zwischen den Orten mit Siedlungsnamen im engeren Sinne aus der Ausbauzeit alte Größenunterschiede bestehen, die etwa die -dorf-Orte nach ihrer ursprünglichen Anlage und Organisationsform grundsätzlich von den nacheinander neben ihnen entstehenden -hausen-, -rode- und -hagen-Orten trennen.

Auch der Namenforscher kann noch manches zur Altersgliederung der Ortsnamen beitragen, wenn er sich nicht darauf beschränkt, nur mit historischen oder geographischen Methoden die landschaftliche Verbreitung und die urkundliche Bezeugung der einzelnen Ortsnamengruppen gegeneinander abzuwägen. Er sollte vielmehr in erster Linie darauf bedacht sein, mit sprachwissenschaftlichen Methoden möglichst einwandfrei die durch die schriftliche Überlieferung vielfach stark entstellte Urgestalt der Ortsnamen wiederherzustellen. Das ist die Voraussetzung für die richtige Zuweisung eines Namens zu einem bestimmten Ortsnamentypus und damit für den Versuch, den Ort in einen größeren siedlungs- und kulturgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Es gilt zunächst, das richtige Grundwort eines Ortsnamens zu ermitteln, was bei den meist stark abgeschliffenen Endungen der Namen durchaus nicht immer so leicht ist, wie der Nichtfachmann vielleicht meint. Ferner muß man Klarheit darüber zu gewinnen suchen, ob das Bestimmungswort ein Personenname ist oder nicht. Auch hier liegen größere Schwierigkeiten, als der Außenstehende ahnen mag: Ein s im Auslaut des Bestimmungswortes kann den Genitiv eines stark flektierten Personennamens bezeichnen, es kann aber auch zum Wort-

stamme selbst gehören oder nachträglich regelwidrig an einen ursprünglich schwach flektiertes Bestimmungswort angehängt sein, wenn ein n vorausgeht. Endet das Bestimmungswort auf -en, so handelt es sich entweder um einen schwachen Genitiv, der sowohl bei den zweisilbigen Koseformen der Personennamen wie bei weiblichen und schwachen männlichen Appellativen zu erwarten ist, oder um einen Bestandteil des Wortstammes selbst, dessen Endung in der Fuge zwischen Bestimmungs- und Grundwort verschliffen ist. So kann z. B. Helmostedt (952 Helmonstede) theoretisch sowohl ‚Stätte des Helmo‘ wie ‚Stätte am Ufer der Helme oder Helmona‘ bedeuten. Es muß sogar erwogen werden, ob solche Bestimmungswörter auf -en nicht Gerundivbildungen von Zeitwörtern sind, was E. Schröder z. B. für die häufigen Burgennamen Schaumburg und Schulenburg = die ins Land hinabspähende Burg glaubhaft nachgewiesen hat. Klarheit über alle diese schwierigen Fragen wird aber erst gewonnen werden können, wenn sich die Sprachwissenschaft und vor allem die Mundartforschung gründlicher als bisher mit dem seit langem allzusehr vernachlässigten Problemkreis der Wortbildung und Wortzusammensetzung beschäftigt, um Gesetzmäßigkeiten von Willkürlichkeiten auch in der Ortsnamenbildung scheiden zu können.

Alle Bemühungen der Historiker, Geographen und Namenforscher um die Altersgliederung unserer Ortsnamen werden aber nur dazu führen können, eine relative Schichtung nach der Lebensdauer bestimmter Ortsnamentypen vorzunehmen. Das absolute Alter des einzelnen Ortes bleibt bei dem großen Spielraum, den eine solche Schichtung langlebiger Namentypen offen läßt, nach wie vor ungewiß. Hier kann nur die Spatenforschung weiter helfen. Wenn es den Archäologen einmal gelingen sollte, die menschliche Hinterlassenschaft und vor allem die Gefäßscherben aus dem 5. bis 12. Jahrhundert ebenso sicher nach ihrem Alter auf ein ganzes oder halbes Jahrhundert genau zu bestimmen, wie es für manche vorgeschichtlichen Zeitabschnitte schon möglich zu sein scheint, würden wir einen entscheidenden Schritt zur Datierung unserer heutigen Siedlungen vorwärtskommen. Auch die zuverlässigste Scherbentypologie und -chronologie nützt freilich solange nichts, wie nicht für den zu datierenden Ort im Boden des Siedlungskernes sämtliche Entwicklungsstufen lückenlos bis zur ältesten Siedlungsschicht festgestellt sind. Es ist aber anscheinend noch bei keinem unserer Dörfer bisher geglückt, zu den etwa im Dorfkern entdeckten vorgeschichtlichen Funden alle folgenden Kulturschichten bis zur Zeit der ersten urkundlichen Erwähnung des Ortes festzustellen. Hier bleibt der Spatenforschung also noch sehr viel zu tun übrig, bevor die Fragen der Historiker, Geographen und Namenforscher nach dem Alter eines Ortes befriedigend beantwortet werden können. Das soll die Vertreter der drei letztgenannten Wissenschaftszweige aber nicht abhalten, weiterhin Baustein auf Baustein mit ihren eigenen Methoden zusammenzutragen zur Gewinnung eines klareren Gesamtbildes von der Besiedelungsgeschichte unserer Heimat!

* * *

Ostfälische Kalenderregeln für Januar

Näijärsnacht stille un klär, dütt hen up en gouet Jär. - Jannewär warm, dat Gott erbarm!
 - Newwel in'n Jannewär, bringet 'n natt Froijär - Hillije drai Könniije wollgeboren, hett
 de Noiwe en Smack vorloren.

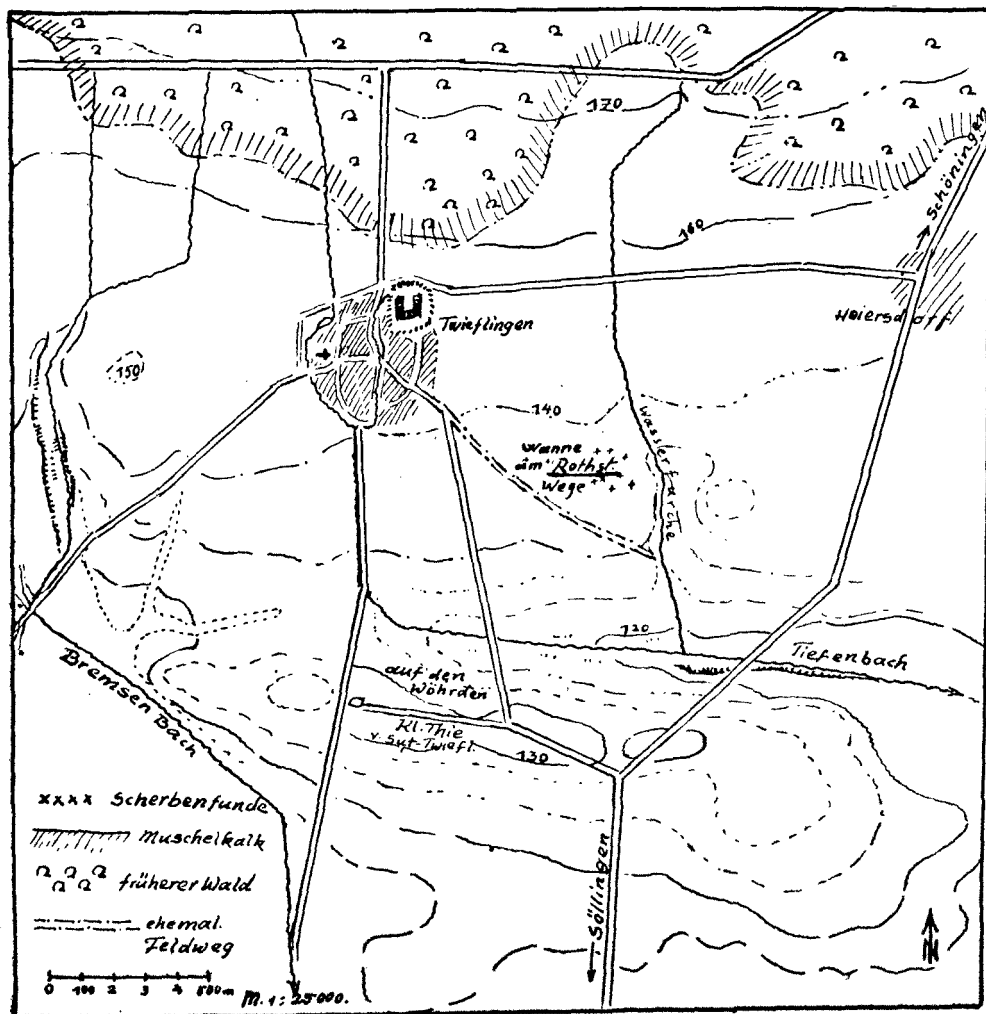
(Aus dem Braunschweiger Wörterbuch)

Rolstedt, eine Wüstung bei Twieflingen

Von Werner Freist

Am Südhang des Elmes liegt unterhalb der alten Heerstraße, die von Schöningen über Schöppenstedt nach Wolfenbüttel und Braunschweig führt, das Dorf Twieflingen.

Nur wenige hundert Meter vom Südostrand dieses Dorfes entfernt, liegt eine kleine Anhöhe, auf der zahlreiche Scherben vorgeschichtlicher Gefäße gefunden wurden (Putzmann, Hoiersdorf). Ihre genauere Untersuchung durch Dr. Niquet ergibt Einzelfunde aus der Rössener Kultur (2500 v. Chr.), der Schönfelder Kultur (2000 v. Chr.) und der Aunjetitzer Kultur (2000—1800 v. Chr.). Die meisten Scherben aber gehören der Eisenzeit an; vornehmlich dem 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. Ferner fanden sich noch sehr viele mittelalterliche Scherben. Danach treten zwei große Fundlücken deutlich hervor: die erste während der Bronzezeit (1800—800),



die zweite nach dem 5. Jahrhundert n. Chr. bis zum Beginn des Mittelalters. Doch ist die zweite nicht sicher begrenzt, da der größte Teil der Scherben unverziert ist und somit auch nicht eindeutig datiert werden kann; wenigstens nicht, soweit es sich um grobe Gebrauchsware handelt.

Die Lage des Geländes ergibt folgendes Bild:

Von dem im Norden gelegenen Elm senkt sich langsam das Gelände bis zu einer südlich von Twieflingen gelegenen Senke „dem Kehrik“. Auf diesem Hange liegt nur wenige hundert Meter oberhalb dieser Niederung auf einer kleinen Anhöhe die Fundstelle; unmittelbar unter der Kleinbahn Schöningen—Braunschweig. Im Osten wird dieser Hügel von einem Bach — der „Wasserfurche“ — begrenzt. Dieser führt weiter unterhalb die Bezeichnung „Tiefenbach“. Im Nordwesten zog sich auf der Region des Muschelkalkes der Wald bis in das späte Mittelalter vom Elm bis unmittelbar an den Rand des Dorfes Twieflingen herab. Die Lage für eine Besiedlung war danach denkbar günstig. Rings vom besten Ackerboden (Löß) umgeben lieferte der Bach allzeit frisches Quellwasser; während der bis in die Nähe des Ortes sich herabziehende Wald Bau- und Brennmaterial in genügender Menge erzeugte. Zugleich diente er auch dem Vieh als Hudewald (Weidewald) und bot einen wirksamen Schutz vor den rauen Nord- und Westwinden. So waren auf diesem sonnigen, windgeschützten Südhang des Elmes die Siedlungsmöglichkeiten die denkbar besten.

Danach darf man wohl, auf Grund der jungsteinzeitlichen Scherbenfunde, mit einer Besiedlung dieses Hügels rechnen, auch wenn aus dieser Zeit eine Siedlung bislang noch nicht nachgewiesen werden konnte. Das Fehlen der Funde während der Hochbronzezeit ist für den Schöninger Raum charakteristisch. Die dann wieder einsetzenden Funde aus der Eisenzeit lassen den Schluß auf eine nun länger anhaltende Besiedlung dieses Geländes zu, zumindest bis ins 5. Jahrhundert n. Chr. Jedoch wird die Gemarkung nicht allzu groß gewesen sein, da die Niederung im Süden — infolge des sich inzwischen verschlechternden Klimas, verbunden mit größeren Niederschlägen und einem Steigen des Grundwassers — kaum über eine Entfernung von 500 m als Ackerland genutzt werden konnte und im Nordwesten der Wald bis auf 700 m heranrückte.

Da außer den eisenzeitlichen auch zahlreiche mittelalterliche Scherben gefunden wurden, müßte dieser Platz auch zu dieser Zeit besiedelt und auch urkundlich nachweisbar sein.

Außer einer Erwähnung in der Twieflinger Flurkarte von 1753 als „Wanne am Rothstedter Wege“ findet sich ein weiterer Hinweis in der Flurkarte von Dobbeln 1756, wo der Weg von Dobbeln nach Osten zu der heutigen Straße Söllingen—Twieflingen die Bezeichnung „Rollstedter Weg“ führt. Im II. Band der Dürreschen Regenten (Staatsarchiv Wolfenbüttel) wird dieser Ort urkundlich im Jahre 983 als Hrotholstedi zum ersten Mal „unter den Orten genannt, so das Closter St. Ludgeri 4 Hufen Landes besagt, die hatten vom Closter: Ritwal, Alato, Aga“ (Crecelius: index bonorum).

Nach Dürre ist der Ort ferner bezeugt 1160 als Rothelstede, 1187 als Rodelstide (damals war das Lorenzkloster Patron der Kirche zu R.), 1220 als Rolstede und 1456 als Rolstidde.

1507 hatten die von Bortfeld Land in Rollstidde bei Schöningen zu Lehen. Dies ist die bisher letzte urkundliche Erwähnung der Wüstung Rolstedt.

Nach Aussagen einer alten Einwohnerin in Twieflingen (Fr. Sommerburg) soll Rolstedt — der Überlieferung nach — während des Dreißigjährigen Krieges wüst

geworden sein. Ob es zerstört oder freiwillig aufgegeben wurde, läßt sich heute nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Doch muß der Ort klein gewesen sein, da er nur eine Kapelle gehabt haben soll, die von dem Pfarrer Fehland aus Twiefelingen — einem eifrigen Vogelzüchter — betreut wurde. Der Hügel, auf dem der Ort Rolstedt lag, wird auch kaum Platz für eine größere Siedlung unter Berücksichtigung der begrenzten Ausdehnungsmöglichkeiten wie oben angeführt geboten haben. Denn weiter südlich lag am Hange eines Höhenzuges auf den „Wöhrden“ eine zweite Wüstung, Klein- oder Sut-Twiefelingen. Das Fehlen der eindeutigen Scherbenfunde in Rolstedt ab 5. Jahrhundert n. Chr. läßt die Möglichkeit zu, daß die eisenzeitliche Siedlung bei der Landnahme durch neue germanische Stämme zerstört wurde und an ihrer Stelle der neue Ort „Hrotholstedi“ als Stätte eines Rudolf entstand. So konnte durch Scherbenfunde die Lage einer Wüstung, die bislang nicht eindeutig bestimmt werden konnte, festgestellt und damit das Bild der vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung ergänzt werden.

Duisterndål in'n Hilde

Von Albert Fuhrmann

Wenn 'n von Wenz an 'n Holtanger un wäier an'n Windmülenbarge 'rup sticht – et gait dā stichel bargan –, denn kümmt 'n balle an 'er rechten Halwe in 'n Hilde nā Duisterndål. Ain kann āwer auk von 'er Ammenschen Sāite in'n duistergroinen Dāle 'rup'dāhenn kōmen. Von dār Tāit, as Duisterndål Herrn von Steinberg hōre, vortellt noch dat Wappen ower der Dūr, un up 'er Wedderfāne stait »E. v. S. 1749«. Dat Sloß, de Fōsterāie, de Schuinen un Stallungen tau'n Giutshorwe hett de Graf Hardenberg dor'n Kraismürkermester Eberlein un 'n Polāier Engelke iut Wenz in'n Jāre 1912 nāit upbiuen lāten. Bāināe 10 Jāre lang was dā auk emāl 'ne »Führerinnenschule des weiblichen Arbeitsdienstes« un en Krāigslazarett innerichtet. Von Duisterndål vortelle meck Unkel Hermann iut Wispenstaine lustige Stippstōreken:

Wāi Jungens froien ōsch jūmmer, wenn wāi mi'e nā Duisterndål taur Jagd gāen drofften. De Fōster Dōrries gaff ōsch Drāiberklāpern un noch lau wat, wu wāi dullen Krach mi'e māken konnen. Ainmal harre en Jāger nāmens Beerbom dān armen Waldmanne en paar Hāgelkoren in de Lenne 'Ichoten, wāildeß hai maine, et wōrre en Foß. Waldmann hiule dulle. As niu ain Rābock, seß Hāsen un ain Foß tau'r Strecke 'brocht wōrren, moßten wāi drai Jungens de »Jagdbeute« nā'n Sammelplāte bringen. Kritschān Dōrries snait dān Dāiren in dat aine Hinderbain en Lock un stook 'er dat andere dor. Sau gunk alles up ainen Knūppel, dān wāi up'n Ruien drāgen deen. Kārl Schaper namm dān Foß un de Hāsen, un eck sluiere meck dān Rābock ower de Schuldere. Sau wanken wāi laus. Up ainmāl fong Kārl ganz jāmmerlich an tau schrāien. De Foß was wier uppeliemet un harr 'ne in de Lenne 'betten. Hille flauch niu Unkel Dōrries dān Foß richtig daut.

Wat maint jāi woll, düffe Kārl Schaper molle 'māl en Rābock, dai seck twischen twai Bōme wisse klemmet harre, lebennich fengen. Hai raip all: »Eck herowe 'ne, eck herowe 'ne!«, āwer au wai! dat Gesicht, de Henne un Baine blodden hellischen. Kārl jamere: »Dat Baist hett meck et Tuich von'n Baste 'retten, saune Kraft harr de Gruil. Wenn jāi glāiks ekomen wōrren, herren wāi 'ne bāi lebennigen Lāiwe 'fnappet!« Ja, ja, Kārl, lau gait et hār in der Welt, diu harrest en Schā'en, un de

Owerföfter Jasper, de Baron von Rheden, de Graf Sternberg un andere Jägers lachen deck wat iut!

Acht Famäilijen munen in'n »Bracken«, sau hait dat Arbaierhius up 'en Giue Duisterndäl. Jede Famäilije harr' Hoinder, un wenn dai et morgens sau giegen lebben lur von ören Wäimen eläten Art wörren, gaff et 'ne gladdde Musäike. Jede Friue locke up öre Ärt, dai aine noch laiflicher un fründlicher as de andere. Mudder Sandvoß raip: »Kumm Puttjen, kumm Puttjen!« Unkel Thöne raip ganz hille: »Jipp, jipp, jipp, jipp!« Tante Dörries: »Tiet=tiet=tiet=tiet!« Tante Schwarze: »Kumm mäin Puttjen kumm=kumm=kumm!« Tante Strotman: »Puttjen kumm, Puttjen kumm, na fäo kumm doch!« un sau gunk dat wäier. De Hoinder krakeln lustich datwischen, dat was en bunt Morgenkunzert.

Verdiente Braunschweiger als Naturforscher und Naturfreunde

Von Fritz Hartwieg

(Fortsetzung)

In der Aufzählungsreihe von Blasius folgt der 1820 in Braunschweig geborene Commissär an der Taubstummenanstalt C. Ludwig M ü h e. Er starb 1886 und diesem folgt der Stabsarzt Adolf Odening aus Halberstadt im 4. Magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 67. Der Lehrer August Theodor Friedrich Ol f e, geb. 1815 in Wolfenbüttel, hatte sich so in die Naturwissenschaften autodidaktisch eingearbeitet, daß ihm von 1866 an der gesamte mathematische und naturwissenschaftliche Unterricht in den mittleren Klassen des Gesamtgymnasiums Martino-Catharineum und später auch der naturwissenschaftliche Unterricht in den oberen Klassen übertragen wurde. Auch er war ein Mitbegründer des Vereins. Er starb 1876. Besondere Verdienste um die Stadt Braunschweig hat auch der Apotheker Carl T i e m a n n, geboren 1818 zu Wilhelmshütte bei Bockenem. Am 1. April 1843 übernahm er die Martiniapotheke von dem damaligen Besitzer, dem Gutsbesitzer Graberg auf Schloß Hedwigsburg. Er wurde dann Eigentümer dieser Apotheke und legte den schönen Kurgarten mit den beiden Fontänen auf dem Monumentsplatze an. Er gründete auch eine Mineralwasserfabrik. Die von ihm gesammelte große Käfersammlung hat er beim Einweihungsfeste des Neubaus für das alte Gymnasium an der Breiten Straße diesem geschenkt. Auch er gehörte zu den Gründern des Vereins, er starb 1885. Zu den Vereinsstiftern gehörte auch der Gerichtsaktuar August Heinrich von V e c h e l d e, geboren 1798 in Braunschweig. Als der alte Johann Heinrich Blasius noch als Junggeselle in Braunschweig lebte, wohnten sie beide längere Zeit zusammen und blieben lebenslängliche Freunde. Vechelde gab die Veranlassung dazu, daß mehrere Landwirte in Olper Tabak anbauten, er wußte die selbstbereiteten Erzeugnisse in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen und lieferte seinen Freunden regelmäßig Olperse Zigarren, die allerdings nicht allen gemundet haben sollen. Von Vechelde starb als letzter seines Stammes 1864.

Friedrich W a g n e r s Hofbuchhandlung existiert heute noch. Ihr Gründer war auch ein Mitbegründer des Vereins für Naturwissenschaft. Geboren 1834 in Braunschweig eröffnete er 1860 hier eine mit Antiquariat verbundene Sortimentsbuchhandlung, die dank seiner Tüchtigkeit bereits 1863 das Prädikat Hofbuchhandlung erhielt. Im Jahre 1865 gründete er als täglich erscheinende Zeitung eine durchaus unabhängige freisinnige Zeitung: Das Braunschweiger Tageblatt. Er war der

Herausgeber und beteiligte sich an dessen Redaktion lebhaft. Sein Geschäft und diese Zeitung ermöglichte es ihm, 1870 ein großes neues Geschäftshaus am Bohlweg zu errichten. Hoffmann von Fallerslebens „Braunschweigesches Namenbüchlein“ erschien in seinem Verlage, und eines seiner Unternehmen war die Herausgabe einer neuen Auflage von Wilhelm Görge's „Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Vorzeit der Lande Braunschweig und Hannover“, die von Ferdinand Spehr bearbeitet und von dem Verleger dem Herzog Wilhelm zum 50jährigen Regierungsjubiläum gewidmet wurde. Ein besonders schweres und unheilbares Nervenleiden trieb ihn 1886 in den Tod.

Von Carl Wilhelm Ferdinand U h d e , einem weiteren bedeutenden Mitgliede des Vereins ist folgendes zu vermerken: Geboren in Hohegeiß, promovierte er 1838 in Freiburg, wurde 1844 zum Vorstande der Chirurgischen Abteilung des Herzoglichen Krankenhauses, zum Lehrer für Chirurgie am Collegium anatomico-chirurgicum und außerordentlichen Mitgliede des Obersanitätscollegium und 1846 zum Professor, 1854 zum ordentlichen Mitgliede des Obersanitätscollegium, 1857 zum Medicinalrat und 1884 zum Geheimen Medicinalrat ernannt. Er starb 1885. Zahlreiche Veröffentlichungen entstammen seiner gelehrten Feder. Ein anderes nicht unbedeutendes Vereinsmitglied und auch zu den Gründern zu rechnen war der spätere Stadtphysikus Dr. Roderich Theodor Friedrich Eduard Scheller, geb. als Sohn des Medicinalrats und Professors Dr. L. Scheller 1807 zu Braunschweig. Neben seinen medizinischen Studien hörte er auch Vorlesungen über Botanik, die diese Wissenschaft für ihn zu einem besonderen Lieblingsstudium machten. Daneben hatte er große Neigung und großes Talent für die lateinische Sprache, so daß er schon als Student eine Übersetzung von Horaz sämtlichen Werken herausgeben konnte. Als praktischer Arzt war er zunächst in Vorsfelde tätig und wurde hier auch Physikus. Die Flora in der Umgebung von Vorsfelde, des Drömlings, des Wipperteiches usw. zeichnete sich damals mehr noch als heute durch das Vorkommen besonders seltener Pflanzen aus. Dies regte seinen Eifer für die botanische Durchforschung des Gebietes an, und so entdeckte er viele seltene Pflanzen. Viele wichtige Angaben über Fundstellen seltener Pflanzen erhielt Bertram (Flora von Braunschweig 1876) aus seinem Munde, und sein Herbarium hat als eine der wichtigsten Quellen bei Abfassung von Bertrams Flora gedient. Nach dem Tode des fast erblindeten Medicinalrates Dr. Francke wurde er Stadtphysicus von Braunschweig. Er starb 1879.

Und noch ein Arzt muß hier erwähnt werden, der als Sohn eines Pastors in Leinde 1827geborene Leopold Schmid. Er machte viele große Reisen und entschloß sich, als Arzt in Südamerika sein Glück zu versuchen. So kam er nach Santos in Brasilien und dann nach der auch vielen Braunschweigern bekannten Kolonie Blumenau. Er kam auch als Arzt nach Donna Francisca und Corityba. Hier entschloß er sich, sein brasilianisches Staatsexamen in Rio de Janeiro zu machen. Nach siebenjähriger Tätigkeit in Brasilien kehrte er 1863 nach Europa zurück. Hier machte er Reisen nach England, Ungarn und Böhmen und ließ sich als Arzt in Braunschweig nieder. Er starb in der Heil- und Pflegeanstalt zu Königslutter 1875. Noch ein weiterer Arzt verdient als Vereinsmitglied ganz besonders erwähnt zu werden: Dr. med. August Emil Philipp Friedrich Reck. Er wurde geboren zu Gandersheim als Sohn des späteren Justizrats Reck 1827. Als ein Aufruf der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein junge deutsche Ärzte zum Eintritt in den schleswig-holsteinschen Lazarettendienst aufforderte, folgte er diesem Aufruf, mußte sich aber nach der Schlacht von Idstädt, um seine Hilfe im Hospital

zur Verfügung stellen zu können, in dänische Kriegsgefangenschaft begeben. 1851 kehrte er zurück. Nach bestandenem Examen ließ er sich als praktischer Arzt in Börßum nieder. 1855 erhielt er die Ernennung zum Bataillonsarzt bei dem Braunschweigischen Infanterieregiment und siedelte nach Braunschweig über. 1868 nahm er seinen Abschied. Infolge seiner vielen Erfahrungen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege wählte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zum Stadtverordneten. Sowohl in der Stadtverordnetenversammlung als auch in Vereinen, die das öffentliche Wohl zu fördern sich bestrebten, wirkte er für das, was er für recht erkannt hatte, durch Darlegung des Ergebnisses seiner wissenschaftlichen Forschungen, sowie durch allgemein verständliche Vorträge. Als wesentlich auf seine Anregung in den 70er Jahren der Ortsgesundheitsrat der Stadt Braunschweig zusammentrat, war Reck eines der hervorragendsten Mitglieder. Der von ihm erstattete Bericht über Gesundheitsverhältnisse der Stadt Braunschweig in den Jahren 1864—1873 bildete die wesentlichste Grundlage für die in der Folgezeit getroffenen hygienischen Maßnahmen. Als 1877 der Verein für öffentliche Gesundheitspflege gegründet wurde, wurde er an die Spitze dieses von ihm lange ersehnten Zieles gesetzt. Ihm fällt auch ein wesentlicher Anteil an den vom Verein herausgegebenen Monatsblatte für öffentliche Gesundheitspflege zu. Der Tod 1878 endete sein arbeitsreiches, segensreiches Leben. Von ihm stammen außerordentlich viel Berichte über die gesundheitlichen Verhältnisse des Landes und der Stadt Braunschweig.

Zu den Gründern des Vereins für Naturwissenschaft gehörte ferner der 1828 zu Frankfurt an der Oder geborene Friedrich Wilhelm Louis Moritz S c h u l t z. Im Alter von 18 Jahren ging er nach Berlin, um seinen Neigungen entsprechend für die praktische Tätigkeit als Präparator auf dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie sich auszubilden. 1849 wurde er als Hilfsarbeiter beim Königlich Zoologischen Museum dort angenommen. 1852 wurde er dann nach Braunschweig berufen, um die Stelle eines Conservators für die naturhistorischen Sammlungen des Herzogl. Collegii Carolini mit der Verpflichtung zu übernehmen, die gleichen Funktionen nach dereinstiger Vereinigung des naturhistorischen Cabinettes des Herzoglichen Museums und des Collegii-Carolini bei der sodann vereinigten Sammlung auszuüben. Er übernahm dabei auch die Verpflichtung, auf Wunsch den jungen Forstleuten und anderen Studierenden des Polytechnikums Unterricht im Ausstopfen und anderen praktisch zoologischen Arbeiten zu geben. Nach dem Tode des Inspectors Eimbeck vom Herzoglichen Museum wurde ihm auch diese Geschäfte übertragen; 1857 wurde er dann zum Conservator bestellt unter der Oberleitung des Professors J. H. Blasius. Er war Mitglied der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft, der Deutschen Anthrologischen Gesellschaft und des Clubs der Kleiderseller. Eine seiner letzten größeren Arbeiten im Naturhistorischen Museum war die Aufstellung eines Skelettes vom fossilen Urochs (*Bos primigenius*), das im Sommer 1875 bei Alvesse gefunden war. Seine vielen Sammlungen privater Art sind nach seinem Tode teils in den Besitz des Herzoglichen (Kunst) Museums und des Naturhistorischen Museums übergegangen, teils in die Hände von Privatsammlern gelangt.

Ein weiteres Mitglied des Vereins war der zu Braunschweig 1852 geborene Johannes Henry Joseph S ö r r e n s e n. Er studierte Ingenieur-Bauwissenschaften und Maschinenbau und war zunächst bei der Verwaltung der Magdeburg-Halberstädter Bahn tätig, wurde dann mit dem Titel Herzoglicher Baumeister bei der hiesigen Baudirektion tätig. Er hatte sich eine große Menge von Kenntnissen

erworben. Physik und Astronomie, höhere Mathematik und Mechanik, und seine schnelle und klare Auffassungsgabe sowie ein scharfer Verstand erregten oft Verwunderung. Er war es, der die erste Anlage elektrischer Beleuchtung der Stadt ins Werk setzte, wenn auch nur für kurze Zeit, nämlich die elektrische Beleuchtung des Hagenmarktes bei dem 50jährigen Regierungsjubiläum des Herzogs Wilhelm am 25. April 1881. Ihm wurde auch die Vorlesung über elementare technische Mechanik nebst zugehörigen Übungen an der Technischen Hochschule übertragen, sodann der erste Teil der Hauptvorlesung über Mechanik, die Statik und Dynamik der festen Körper. Er starb leider schon in ganz jungen Jahren, im Alter von 31 Jahren 1884.

Ein weiteres Mitglied des Vereins und gleichfalls Professor an der Technischen Hochschule, war Eduard Julius Otto Ottmer, geb. 1846 als Sohn des Notars Dr. Ottmer und Neffe des berühmten Architekten gleichen Namens. Er studierte Naturwissenschaften und hielt privatim am Polytechnikum Vorlesungen über Geologie und Mineralogie. 1874 wurde er zum Lehrer für die gleichen Wissenschaften am Polytechnikum ernannt. Er starb 1886. Er war dasjenige Vereinsmitglied, das bei weitem am meisten Vorträge gehalten hat.

Julius Theodor Friedrich Ohm, geb. 1804 wandte sich dem Gärtnerberufe zu und wurde 1836 als botanischer Gärtner an dem mit dem Anatomisch-chirurgischen Institute zu Braunschweig verbundenen Botanischen Garten angestellt. Der damalige inzwischen einer Straßenanlage gewichene Botanische Garten an der Anatomie diente vorzugsweise zur Kultur von Arzneigewächsen und zu den botanischen Demonstrationen, welche der 1836 aus Berlin nach Braunschweig berufene Professor J. H. Blasius den angehenden Chirurgen sowohl als auch den Studierenden des Collegium Carolinum zu halten hatte. Daneben wurde Ohm mehrfach bei anderen öffentlichen gärtnerischen Arbeiten herangezogen, so führte er 1840 die gärtnerischen Anlagen an dem Schillschen Denkmal bei St. Leonhard aus. Als Blasius 1841 auf ein Jahr zur Ausführung einer wissenschaftlichen Forschungsreise nach Rußland beurlaubt wurde, wurde Ohm die Abhaltung von botanischen Demonstrationen und Übungen übertragen. Als 1841 für das Collegium Carolinum ein besonderer botanischer Garten angelegt werden sollte, und zu diesem Zwecke von der Herzoglichen Kammer der sogenannte Holzhof gepachtet wurde, fiel auch die gärtnerische Verwaltung dieses Gartens Ohm zu. Nach dem 1870 erfolgten Tode des Professors J. H. Blasius vertraute man ihm die Fortsetzung und Vollendung der botanischen Vorlesungen an. Ohm starb 1872. Ohms Tätigkeit ist mit der Geschichte des Botanischen Gartens eng verwachsen.

Otto Krone wurde 80 Jahre alt

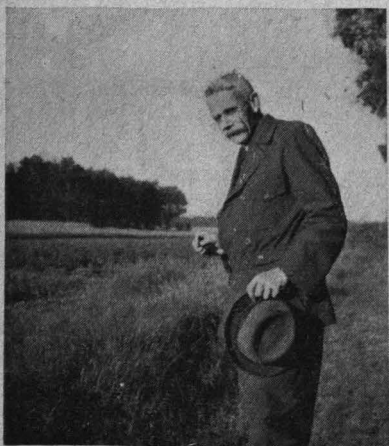
Der bekannte Braunschweiger Maler und Vorgeschichtsforscher Otto Krone vollendete kürzlich in Gifhorn sein 80. Lebensjahr. Ein großer Kreis von persönlichen Bekannten und Freunden seines künstlerischen und wissenschaftlichen Wirkens nahm an diesem Ehrentage herzlichen Anteil. Unter den Glückwünschen befand sich auch unser Landesverein für Heimatschutz, dessen Bestrebungen der Jubilar jahrzehntelang als Mitglied, als Mitarbeiter der Vereinszeitschrift und als Museumskonservator wirksam unterstützt hat. Der Landesverein sprach ihm in einer von Rudolf Fricke künstlerisch gestalteten Ehrenurkunde „für seine hervorragenden Verdienste um die ostfälische Volkskunde und Vorgeschichtsforschung seine Anerkennung“ aus. Was Krone für unsere Heimat geleistet hat,

soll durch die folgende Schilderung seines Lebens und Schaffens allen Heimatfreunden vor Augen geführt werden.

Otto Krone wurde am 15. Oktober 1874 als Sohn des Typographen F. W. Krone zu Braunschweig auf dem „Krähenfelde“ geboren. Eine ursprüngliche Begabung und der Einfluß guter Lehrer weckten in ihm frühzeitig künstlerische Neigungen und ein lebhaftes Interesse für die Wesensart und die Überlieferungen der engen Heimat. Als Malerlehrling besuchte er die Braunschweiger Kunstgewerbeschule und wurde Schüler des Kunstmalers Professor Hans Herse, eines Mitgliedes des Freundeskreises um Wilhelm Raabe im „Feuchten Pinsel“. Nebenher nahm er als Hospitant an Vorlesungen und Übungen der Technischen Hochschule teil, um seine Fähigkeiten und Kenntnisse auf möglichst breiter Grundlage

auszubilden. Ein Staatsstipendium ermöglichte es ihm dann, an der Kgl. Kunstschule in Berlin zu studieren. Dort bestand er schon 1895 die Prüfung für Zeichenlehrer an höheren Schulen, nachdem er zuvor das schulwissenschaftliche Examen abgelegt hatte. Um eine Vollbeschäftigung im höheren Schuldienst erlangen zu können, unterzog er sich außerdem in Berlin noch der Ausbildung als Turnlehrer.

Im Jahre 1898 wurde Otto Krone auf Veranlassung von Prof. A. Wernecke an der Oberrealschule „Hintern Brüdern“ (heute Hoffmann-von-Fallersleben-Schule) in seiner Vaterstadt Braunschweig angestellt. Zuerst als Zeichenlehrer, später als Oberzeichenlehrer und schließlich als Studienrat hat er hier 46 Jahre lang bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand 1944 der künstlerischen Ausbildung der



Otto Krone

Jugend gedient. Er ist dabei weit über das hinaus gegangen, was die Richtlinien für sein Lehrfach von ihm forderten, weil er besessen war von einem ausgeprägt heimatgebundenen Bildungsideal. Aus dem Bestreben, das Formengefühl der Jugend nicht nur an den Schöpfungen der Natur, sondern auch an den Erzeugnissen menschlicher Handfertigkeit zu entwickeln, trug er allerlei Urväterhausrat und Arbeitsgeräte der Landwirtschaft und des Handwerks vom urzeitlichen Steinbeil bis zum Ölkrüsel des 19. Jahrhunderts zu einem kleinen Schulmuseum zusammen. Mit Hilfe dieser Anschauungsstücke und der Erläuterungen über ihre Herstellungsweise und ihren Verwendungszweck weckte er neben dem Kunstsinne zugleich das Verständnis seiner Schüler für kultur- und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklungen. So wurde der Kunstunterricht bei ihm unmerklich zugleich ein Unterricht in Heimatkunde und Geschichte und legte bei vielen Schülern erst den rechten Grund für Heimatliebe und Geschichtsbewußtsein.

Die Anregung zum Sammeln bauerlicher und handwerklicher Altertümer hatte Otto Krone von dem damaligen Direktor des städtischen Museums, Prof. Dr. Franz Fuhse, erhalten, dessen Hauptinteresse ebenfalls der bauerlichen Volkskunde und der Handwerksgeschichte galt. Im Künstlerbunde „Artushof“ waren die beiden Männer miteinander bekanntgeworden, im Landesverein für Heimatschutz, dessen Vorsitz Professor Fuhse lange Jahre innehatte, vertieften sich ihre Beziehungen durch die Betätigung gleicher fachlicher Nei-

gungen. Unermüdlich durchwanderte Otto Krone in seiner Freizeit fortan die nähere und weitere Umgebung Braunschweigs, um Nachrichten über Sitten und Bräuche des Landvolkes aufzuzeichnen und bäuerliche Trachtenstücke, Hausrat und Arbeitsgeräte, die als veraltet von den Besitzern nicht mehr geachtet wurden, für sich oder für seine Schulsammlung zu erwerben. Seine so entstandene eigene Sammlung bäuerlicher Altertümer überführte er später zum größten Teile in das Städtische Museum zu Braunschweig, wo sie zusammen mit den von Richard Andree, Franz Fuhse und Paul Tönniges zusammengetragenen Beständen den Grundstock der volkskundlichen Abteilung bildete.

Noch früher als zur Volkskunde gewann Otto Krone zur heimischen Vorgeschichte ein inniges Verhältnis, und zwar schon in seiner Schülerzeit während der achtziger Jahre. Damals sah er in einer Ausstellung des Kunstgewerbevereins zum ersten Male eine Typenreihe mittel- und jungsteinzeitlicher Feuersteingeräte, die der Assistent am Naturhistorischen Museum zu Braunschweig, Dr. Fritz Grabowski, in den Sanddünen nördlich von Braunschweig gesammelt und auf Papptafeln aufgezogen hatte. Dieser Anblick entfachte seinen eigenen Sammeleifer, und er begann nunmehr selbst damit, bekannte vorgeschichtliche Fundplätze abzusuchen und neue Fundplätze aufzuspüren. Besonders förderlich war ihm hierbei nach seiner Rückkehr aus Berlin die Bekanntschaft mit Dr. med. Karl Haake, dem ehrenamtlichen Betreuer der vorgeschichtlichen Abteilung des Städtischen Museums, der die ersten Siedlungen der handkeramischen Kultur im Braunschweiger Lande entdeckt hatte und sein Augenmerk hauptsächlich den vorgeschichtlichen Fundplätzen an der Asse und am Fallstein schenkte. Von Dr. Haake wurde O. Krone nicht nur auf vielen gemeinsamen Wanderungen mit zahlreichen wichtigen Begräbnis- und Siedlungsplätzen der jüngeren Steinzeit und der Eisenzeit vertraut gemacht, sondern auch im Bestimmen der Funde nach ihrem Alter und ihrer Kulturzugehörigkeit ausgebildet. Als Dr. Haake 1915 starb, verstand es sich daher von selbst, daß Otto Krone als der damalige beste Kenner der Vorgeschichte des Braunschweiger Landes, in dessen Fußtapfen trat und die ehrenamtliche Leitung der vorgeschichtlichen Abteilung des Städtischen Museums übernahm.

Als Konservator dieser Abteilung wirkte er bis zu deren Überführung in das 1937 errichtete Staatliche Museum für Vorgeschichte mit beispielhaftem Eifer und Erfolg für die Vermehrung der Sammlungsbestände und für den Fortschritt der Vorgeschichtsforschung im Braunschweiger Lande. Während seiner Amtszeit wuchs seine Abteilung von 2134 auf 3359 Katalognummern an. Die meisten dieser Neuzugänge verdankte das Museum Krones eigener Sammeltätigkeit. Alljährlich streifte er im Frühjahr und Herbst bei jedem Wind und Wetter die frisch gepflügten Äcker ab, auf denen er vorgeschichtliche Gefäßscherben oder Feuersteingeräte zu finden hoffte, und in den Zwischenzeiten untersuchte er Anschnitte der im Abbau befindlichen Kies- und Sandgruben auf alte, durch Erdverfärbung kenntliche Kulturschichten oder durchwühlte Haufen von Lesesteinen an den Feldwegen nach etwa verborgenen Steinbeilen, und selten kehrte er mit leeren Taschen heim. Ständig bemüht, das Interesse der Bevölkerung an der Vorgeschichtsforschung zu beleben und dadurch weitere Zuträger von Fundstücken für das Museum zu gewinnen, zog er zahlreiche Lehrer und Angehörige anderer Berufsgruppen in die „Arbeitsgemeinschaft für braunschweigische Vorgeschichte“, die schon vor dem ersten Weltkriege von Prof. Dr. Fuhse, Prof. O. Lühmann, Dr. Haake, dem Apotheker Lüddecke und

Krone ins Leben gerufen war. Wie er die Mitglieder dieser Arbeitsgemeinschaft im Bestimmen vorgeschichtlicher Funde unterwies, so war er auch bestrebt, durch Gedankenaustausch mit namhaften auswärtigen Fachprähistorikern und durch eifriges Studium der Fachliteratur seine eigenen Erkenntnisse auf den neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschung zu bringen. Daher war es ihm auch möglich, die erste zusammenfassende Darstellung der Vorgeschichte des Landes Braunschweig zu schreiben und 1931 im Heimatverlage E. Appelhans & Co. zu veröffentlichen. Dabei kamen ihm seine künstlerischen Fähigkeiten in der Veranschaulichung von Fundstücken, Grabformen und dergleichen durch saubere Zeichnungen ebenso zustatten wie bei der Gestaltung der Schausammlung des Museums. Diese stellte er im Jahre 1932 unter Vereinigung der Bestände des Städtischen Museums und des Herzog-Anton-Ulrich-Museums im Obergeschoß des Hauses Salve Hospes am Lessingplatz völlig neu auf und richtete nebenbei im Seitengebäude eine übersichtlich geordnetes Magazin der nicht ausgestellten Funde ein, das den durchreisenden Fachgenossen jederzeit zu Studienzwecken zur Verfügung stand. Durch die gewissenhafte Führung des Zugangskataloges und der alphabetisch nach Orten geordneten Fundkartei tat er ein Übriges, um die von ihm betreuten Bestände der Wissenschaft zu erschließen. Als er sich 1937 aus dem ehrenamtlichen Museumsdienst zurückzog, hinterließ er seinem Nachfolger eine stark vermehrte, wohlgeordnete und sorgfältig durch Beschreibungen und Zeichnungen erfaßte Sammlung. Für das 1937 errichtete Staatliche Museum für Vorgeschichte in Braunschweig wäre es zweifellos ein großer Gewinn gewesen, wenn es Krones hervorragende Vertrautheit mit den vorgeschichtlichen Fundplätzen des Braunschweiger Landes und seine guten Verbindungen zur Lehrerschaft und zur Landbevölkerung auch weiterhin für die Mehrung der Sammlungsbestände hatte nutzen können. Otto Krone hatte sich jedoch entschlossen, der von ihm jahrzehntelang mit leidenschaftlicher Besessenheit betriebenen Vorgeschichtsforschung endgültig den Rücken zu kehren und seine Freizeit fortan ausschließlich der Landschaftsmalerei zu widmen.

Pinself und Palette hatte er zwar auch in den früheren Jahren niemals verstaut lassen, obwohl seine Schul- und Museumspflichten ihm außerhalb der großen Sommerferien nicht allzuviel Muße zum Malen ließen. Jetzt aber, und zumal seit seinem Übertritt in den Ruhestand 1944 konnte er nach Herzenslust seinen künstlerischen Neigungen nachgehen. Als er in Braunschweig ausgebombt wurde, siedelte er endgültig nach Gifhorn über, um der Landschaft ganz nahe zu sein, die er schon immer am liebsten aufgesucht hatte, um sie in Bildern festzuhalten. Von jeher hatte er seine Motive dort gefunden, wo die Gottesnatur noch unberührt war von der geschäftigen Unrast und den verunstaltenden Einflüssen der Zivilisation, sei es nun an der Ostseeküste, sei es im Bode- oder Okertal des Harzes, sei es in der Lüneburger Heide bei Celle, an der Oertze oder zwischen Gifhorn und Winkel. Er gehörte als Künstler zu den „Stillen im Lande“, die es nicht liebten, für irgendeinen -ismus die Werbetrommel zu rühren und Stilmoden wie Hemden zu wechseln, um nur ja immer „modern“ zu sein. Trotzdem oder gerade deshalb wurden seine Bilder, die er ab und zu auf Ausstellungen im Städtischen Museum zeigte, viel gekauft und wanderten weit über Braunschweig hinaus in die Welt. Was sie den Käufern begehrenswert machte, war außer der sauberen Maltechnik der „alten Schule“ vor allem der Stimmungszauber der dargestellten Landschaften. Jeder Mensch, der sich noch ein echtes Naturempfinden und Heimatbewußtsein bewahrt hatte, wurde von ihm unwillkürlich ge-

fangen genommen. So wirkte Otto Krone auch als Künstler für die Pflege des Heimatgedankens, wie er es als Volkskundler und Vorgeschichtler stets getan hatte.

Auch heute noch führt er als Achtzigjähriger unermüdlich den Pinsel, um anderen Menschen das Herz für „seine“ Heide zu erwärmen. In den ersten Jahren nach dem 2. Weltkriege half ihm seine Kunst zugleich über seelische und wirtschaftliche Nöte hinweg, und sie ist ihm fernerhin beglückender Inhalt des Tageslaufes in seiner selbstgewählten Abgeschiedenheit. Möge sie ihm noch recht lange einen besonnenen Lebensabend verschönen!

Fl.

Bäuerlicher Neujahrswunsch aus Höxum

(1880)

Wenn 't ole Jahr te Enne is
un 't nie denn ekomen is,
denn wünschet up en Lanne un in der Stadt
de aine Minsche en andern wat.
De aine secht in 'n Borbiegahn „Prost!“
De andere wünschet in 'n Unglücke Trost.
Wi sind alle Buern wolljesinnt,
drum wünsche-we hüte, wat-we man künnt:
Wi wünschet jüch Glücke in'n Zelle, up 'en Horwe
up 'en Dubenklappe un in 'er Musfalle, [un in'n Stalle,
dat de Päre un Koie düchtrich staht
un de Zuckerprieße in de Höchte gaht,
dat alles jesund un munter blifft
un de Rogge un Waite mechtich jift,
dat de Böme vull Appel un Beeren henger
un de Ulen un Bieken veel Müse fenger,
dat jue Duben de Hawik nich kricht
un de Bulle mechtich in'n Prieße slicht,
dat je enander nist Böses sejjert
un dat jue Hoinder brav Aier lejjert,
dat de Döschemaschine bi jüch döönt brammet
un ok nain ainzjies Schap verlammet
dat de Melk jüch bi de Hise nich rünnt
un dat je flitich bottern künnt,
dat nemmes haimlich bi jüch wat sind
un Knechte un Mäken naine Spigbuben sind,
dat de Arbait ümmer swanke ummegait
un de Mesß ümmer gu'e Wörkunge dait,
dat je et Korn nich in Höste saiet
un naine Naphaunsnefter utmaiet,
dat de Hagel un Blisflach wiet wech von jüch blift
un Jüer jüch nich ummedrift,
dat je et Sönnada'es nich in'n Ecken rummerstaet
un jümmer flitich na'r Kerken gaet!
Denn wenn ji hengaet na'n laiben Gott,
sau kummt hai na jüch ok allebott
un jift jüch up allen juen Wäjen
in nien Jahre Glüd' un Säjen.

(aufgezeichnet von Otto Schütte um 1900)

AUS DER HEIMATPFLEGE

Der Braunschweiger Kragenbär – ein lehrreiches Beispiel

Seit Mai 1954 befindet sich in der Stadt Braunschweig ein neues Denkmal, das geeignet ist, die Aufmerksamkeit aller Heimatfreunde zu fesseln. Es ist unter einer Eiche und einer Linde auf einem dreieckigen Rasenstücke aufgestellt, das durch das Zusammentreffen der Leonhardstraße mit dem Steintor- und Magnitorwall gebildet wird. Offensichtlich handelt es sich um einen Kragenbären. Da das Tier jedoch nicht heimisch ist, kann man erst durch Befragen sachkundiger Leute seinen genauen Namen erfahren.

Es gibt mehrere Arten. Der schlanke Kragenbär oder Kuma (*ursus tibetanus*) kommt in Tibet, aber auch in Japan vor. Daneben kennt man noch den kleineren Sonnenbären (*heliarctos*) in Südasien. Damit ist von vornherein klargestellt, daß das Denkmal — auch dem Platze nach — nicht dem Lebensraume des dargestellten Tieres entspricht (Biotop).

Ist es an sich begrüßenswert, wenn eine Stadtverwaltung geeignete Stellen mit Bildhauerwerken schmückt, damit zugleich Künstlern das so nötige, tägliche Brot verschafft, so bleibt dennoch leidenschaftslos zu prüfen, ob der neue Kragenbär den nun einmal zu stellenden Anforderungen genügen kann.

Das gewählte Steinmaterial muß als vorzüglich bezeichnet werden. Unser heimischer Sollingstein ist offenbar sehr geeignet, zu Bildhauerarbeiten verwendet zu werden. Der warme Ton ist unverkennbar und spricht an. Damit nimmt der Stein den Wettbewerb mit anderen des In- und Auslandes erfolgreich auf. Man darf wohl sagen, daß besonders der früher so beliebte Marmor mit Recht aus dem Felde geschla-

gen ist. Eine andere Frage ist die, ob das Denkmal dem Kunstgeschmacke der Betrachter gerecht wird. Darüber wird man jedoch erfahrungsgemäß eine Übereinstimmung nicht erzielen, da eben der Geschmack verschieden ist. In dem vorliegenden Falle hat der Künstler eine stilisierende Umrißkunst angewandt, die Wert auf eine Vereinfachung und bis zu einem gewissen Grade auf nüchterne Sachlichkeit legt. Diese Stilrichtung entspricht einer öfters zu beobachtenden Zeitauffassung, die man je nach Einstellung ablehnen oder billigen kann.

Daß kein Dilettant, sondern ein Künstler gearbeitet hat, darf man gerichterweise hervorheben. Die letzte Verantwortung trägt der Meister, der seinen Namen für sein lang andauerndes Werk einsetzt. Wenn die Forderung an die Künstler erhoben wird, aus dem Geiste der Zeit zu schaffen, so ist dies an sich nicht unberechtigt. Jegliche Altertümelei, wie sie beispielsweise in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts beliebt war, liegt der Gegenwart mit Recht nicht. Freilich ist damit längst nicht entschieden, wie denn „der“ Geist „der“ Moderne eigentlich aussieht. In Wahrheit ringen heutzutage die verschiedensten Richtungen um Anerkennung. Keine von diesen könnte für sich allein das Monopol der richtigen Moderne und damit der ausschließlichen Existenzberechtigung in Anspruch nehmen.

Die wichtigste Frage, die sich bei der Betrachtung des Kragenbären ergibt, ist die, was uns das Denkmal eigentlich sagen soll. In dieser Hinsicht wird besonders der Heimatfreund ein-

werfen, daß das fremde Tier ohne jegliche Beziehung zu uns steht. Selbst bei weitherziger Suche etwa nach symbolischer Allgemeinbedeutung — sei es ernster, sei es scherzhafter — läßt sich eine Verknüpfung nicht aufdecken. Aus diesem Grunde läßt uns das Denkmal — zum mindesten an seiner jetzigen Stelle — völlig kalt und gleichgültig. Dieser Kragenbär paßt besser in seine Heimat oder in einen zoologischen Garten!

Erfreulicherweise setzt sich in der Gegenwart nach langen und schweren geistigen Kämpfen immer mehr der Gedanke durch, daß jeder einzelne Bürger sich seine Wohnung nicht nach einer Schablone, sondern nach eigenem Geschmack einrichten sollte. So kommt es nicht darauf an, ein beliebiges Bild an die Wand zu hängen oder Möbel zu bloßem Prunke (vor anderen Leuten!) aufzustellen, sondern alle Einrichtungsgegenstände müssen, soweit möglich, eine intime Beziehung zu dem Besitzer haben. Sie sollen eben seine Eigenart ausstrahlen.

Im erweiterten Sinne muß dies auch für die Ausstattung von Städten mit Denkmälern gelten. Wenn man der Gegenwart die Suche nach Wahrheit und Echtheit nachsagen darf, dann muß dies Bestreben auch die Auswahl öffentlicher Kunstgegenstände umfassen. Aus diesem Grunde waren die Bewohner der Stadt Braunschweig sehr angesprochen, als vor einigen Monaten das entzückende Besenmännchen von Jakob Hofmann in der Mauernstraße aufgestellt wurde. Der Heimatfreund konnte wirklich begeistert sein, als er dieses ebenso humorvolle wie beziehungsreiche Denkmal sah.

Es ist vielleicht nicht unwichtig, noch ein grundsätzliches Wort zu der Verwendung von Tierplastiken, besonders an unserem Orte, zu sagen, weil wir ja über eine gewisse Fülle verfügen. Man

wird sicherlich die Künstler hinsichtlich der Art der Darstellung nicht kleinlich bevormunden wollen. Es kommt nur auf die Frage der Erstellung überhaupt an. In dieser Richtung lassen sich einige Regeln aufstellen:

Ausgestorbene Tiere wie Braunbären oder Adler (vgl. z. B. die Hauptpost) vermögen immerhin noch allgemeine Vorstellungen von Mut und Kraft zu erwecken. Hinzu kommt ein gewisser historisch-heraldischer Wert. Abbildungen von lebenden heimischen Tieren sind demgegenüber besonders sinnfällig, wie z. B. die kämpfenden Hirsche vor dem Grünen Jäger erweisen.

Ausländische Tiere, wie in der Stadt Braunschweig z. B. die vielen Löwen, haben hier lediglich wegen ihrer Beziehung zur heimischen Geschichte und Sage Daseinsberechtigung. Die Verwendung von mythischen Greifen etwa an der Hauptpost, verschiedenen Brunnen und auf dem Hauptfriedhof, erscheint schon bedenklicher, besonders wenn die in unserer Vorstellung gewaltigen Tiere wie Flügelhunde dargestellt werden. Daß die Fabelwesen der Barockzeit oder Wasserspeier an den mittelalterlichen Kirchen von der Kritik nicht erfaßt werden dürfen, versteht sich aus historischer Betrachtung. Anders dagegen steht es mit Nachahmungen an den Gotteshäusern neuzeitlicher Kirchen, die längst mit Dachrinnen versehen sind.

Es ist eben vom Standpunkte einer gesunden Heimatpflege überaus wichtig, allen Gedankenlosigkeiten zu steuern und damit der Echtheit den Weg zu ebnen.

Abschließend ein Vorschlag zur Güte und auf lange Sicht:

Der Kragenbär könnte vielleicht besser an den Rand einer Badeanstalt oder eines Planschbeckens gestellt werden, um hier die Aufgabe einer „drölerie“ zu erfüllen und damit durch

die Wahl der richtigen Umgebung einen annehmbaren Sinn zu erhalten. An der jetzigen Stelle möge man das längst fällige Denkmal für Wilhelm Raabe errichten! Der Platz wäre besonders geeignet, weil hier der Dichter auf seinen Gängen in die Stadt vorüberzugehen pflegte. Es würde dann weiter den Bestrebungen nach Wahrheit und Echtheit entsprechen, wenn dabei nicht wieder ein Einhorn und ein gepanzierter Ritter dargestellt würden, sondern entweder ein Gedenkstein oder eine

Büste oder am besten ein lebensgroßes Standbild. Daß diese am vorteilhaftesten aus Stein gehauen würden, haben die gemachten Erfahrungen mit Metalldenkmälern hinreichend erwiesen.

Im übrigen wäre es zu begrüßen, wenn sich die öffentlichen Dienststellen in Zukunft entschließen könnten, bei der Ausgestaltung der Heimat den Landesverein für Heimatschutz zur Beratung hinzuzuziehen.

Heinz Mollenhauer

Vor- und frühgeschichtliche Forschung im Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig

Bericht über Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abtlg. Vorgeschichte, 1945 bis 31. Dezember 1953 (Fortsetzung)

V. Eisenzeit¹⁾ (8. Jahrh. vor Chr. bis 500 nach Chr.)

Von Dr. Franz Niquet

a) Ausgrabungen:

Querum, Stadtkrs. Braunschweig

Sandberg an der Schunter. Auf dem seit Jahrzehnten fundreichen, durch eine Flakstellung leider stark durchgegrabenem Dünengelände bei Untersuchung 1949 und 1951 Gruben, Scherben, Leichenbrand (wohl Reste von Siedlung und Gräbern) der jüngeren Bronzezeit, der älteren und jüngeren Eisenzeit (Latène- u. Röm. Kaiserzeit). (1949 Dr. Pätzold, 1951 Dr. Niquet.)

Elz, Krs. Helmstedt

Altes Gehege. 1947 Untersuchung eines Hügels mit Brandschicht, Leichenbrand (in vergangenem Behälter?) und Beigefäß der frühen Eisenzeit (Dr. Pätzold).

Esbeck, Krs. Helmstedt

Esbecker Gutsforst (Elm). 1949 zwei Hügel untersucht, anscheinend vor längerer Zeit gestört. An Funden einzelne kleine Scherben der frühen Eisenzeit (Dr. Tode).

Evessen, Krs. Wolfenbüttel

Gelände der Gärtnereisiedlung am Elmrand. 1950 „Kochgruben“ einer Siedlung der älteren Eisenzeit. Einige Scherben mit Tupfenrand (Dr. Pätzold).

Frellstedt, Krs. Helmstedt

Im Schieren 1949 Untersuchung von 2 Hügeln. In Hügel Nr. 16 Steinkistengrab der frühen Eisenzeit mit Kappendeckelurne. Auf dem Leichenbrand die Beigaben: bronzenes Rasiermesser und eiserne Nadel (Dr. Tode).

Gielde, Krs. Goslar

Auf dem Kaifholt (Eichberg) 1950—1952 mit Unterstützung der Gemeinde Gielde (Bürgermeister Gustaf Ehlers) Untersuchung eines durch Kiesgewinnung bereits teilweise zerstörten Brandgräberfriedhofes (ausgegraben etwa 50 Gräber): Urnengräber mit Gefäßformen der Hausurnengruppe, „Harpstedter“ und „Nienburger“ Gefäßen, Urnen neben und in Gruben mit Brandrückständen. Wenig Beigaben, z. B. eisernes Rasiermesser in Nienburger Urne, halber Wendelring in Urnenrest unsicherer Form.

¹⁾ Unter V wird die gesamte Eisenzeit (bis zum Beginn der Merowingerzeit 500 n. Chr. Geb.) zusammengefaßt: 1. die vorchristliche oder vorrömische Eisenzeit mit a) der Frühen Eisenzeit oder Hallstattzeit (8. Jahrh. — 500 v. Chr. Geb.) und b) der älteren Eisenzeit oder Latènezeit (500 v. Chr. Geb. — Chr. Geb.), 2. die Jüngere Eisenzeit mit a) der Römischen Kaiserzeit (Chr. Geb. — 400 n. Chr.) und b) dem letzten Abschnitt der Völkerwanderungszeit (Mitte des 4. Jahrh. — 500 n. Chr. Geb.).

Leichenbrandgräber (Knochenlager). Spätlatènezeitliche Brandgrubengräber mit z. T. reichen Beigaben (Abb. 9) wie Gürtelhaken, Spiralen aus Bronzedraht, Fibeln, darunter eine Bronzefibel „mit reichem Korallenschmuck“, Reste eines Bronzegefäßes. Frühere Funde: 2 Situlen, 1 Schüssel, Bronzebeigaben, 1 Gefäß Form Jastorf b (Abb. 10, H. 18,7—19,5 cm, Rdm. 10,7 cm, Gr. Dm. 17,5 cm, Bdm. 8,0 cm) und 3 Brandgrubengräber Einzelne Fundstücke eingeliefert von Thielemann, Lehrer Mädge, Gielde; Lehrer Blume, Remlingen.

Im L. M. Hannover Reste von 3 Brandgrubengräbern, 1 Situlengrab mit Beigaben (gefunden 1937—38, Bericht Erdniss in Ortsakte L. M. Hannover). (Dr. Niquet, Keune.)



Abb. 9 Brandgrubengrab der Spätlatènezeit mit reichen Beigaben vom Kaifholt bei Gielde. Auf der Abb. sind 2 Spiralen aus Bronzedraht und eine Bronzefibel zu erkennen

Jerxheim, Krs. Helmstedt

Auf dem Gelände des Steinkistenfriedhofes der älteren Eisenzeit⁸⁾ bei Ausschachtungsarbeiten für Landarbeitersiedlung 1952 zwei Steinkistengräber gefunden, vor Haus 201 („die Urne wurde in den Neubau mit eingebaut“) und in der Nähe von Haus 212 („wurde ungeöffnet im Fundament des Neubaus vermauert“). 1953 im Garten des Landarbeiters H. Hauptmann eine Steinkiste zerstört. Reste der Beigaben, (Stücke eines bronzenen Schleifenringes und eines Armbandes aus Bronzeblech) sowie Scherben der Urne vom Schüler Hoffmann, Jerxheim, geborgen und an Freist übergeben. Aus den Scherben Gefäß zusammengesetzt. 20.—21.10.1953 viertes Steinkistengrab von Freist ausgegraben. Darin zwei Urnen mit einem fast gänzlich zerfallenen Beigefäß, keine Beigaben (Abb. 11). Aus Berichten von Freist. Mus. Schöningen.

Lobmachersen, Stadtkrs. Salzgitter

Am Strauchholz 1953 mit Mitteln und Unterstützung der Stadt Salzgitter und der Hüttenwerke Ausgrabung auf Siedlung mit Funden vorwiegend aus der älteren röm. Kaiserzeit. Reiches Scherbenmaterial, Schlackenstelle, Fibeln, Kamm u. a. m. (G. Stelzer). Sammlg. d. Stadt Salzgitter.

Klein Mahner, Krs. Goslar

Auf dem Sichel 1952/53 mit Unterstützung der Gemeinde Klein-Mahner Untersuchung eines durch Kiesabfuhr gefährdeten Hügelgrabes. In Hügelmitte Leichenbrandgrab der frühen Eisenzeit mit Resten einer Urne neben Grube. (Dr. Niquet).

⁸⁾ a) Fuhse, F.: Gräber der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend v. Braunschweig, 2. Jerxheim. *Mannus, Zeitschr. f. Vorgesch.* 8, 1917, S. 156—159.

b) Voges, Th.: Hausurnen am Heeseberge b. Jerxheim. *Mannus, Zeitschr. f. Vorgesch.*, 20, 1928, S. 185.

Groß Steinum, Krs. Helmstedt

Auf dem Urnenfriedhof der älteren Eisenzeit an der Straße nach Beienrode⁹⁾ 1951 6 Urnengräber ausgegraben. Einige „Nienburger“ Gefäße, teilweise nur Gefäßreste und Leichenbrand inmitten loser Steinanhäufungen (Dr. Tode, Dr. Pätzold).
Elm über Destedt, Krs. Braunschweig

Auf dem kleinen Tafelberg 1947 ein Hügelgrab untersucht, dessen Urne anscheinend vorher ausgegraben. Völkerwanderungszeit? (Dr. Tode.)

Lichtenberg, Stadtkrs. Salzgitter

An der oberen Sukopsmühle 1953 bei Ausschachtungsarbeiten und kurzer Untersuchung Scherben der röm. Kaiserzeit und der jüngeren Steinzeit(?) (G. Stelzer).

b) Fundbergungen:

Heiningen, Krs. Goslar

Im Gutspark 1953 Scherben von Siedlung der frühen Eisenzeit (1 tonnenförmiges Gefäß aus Scherben zusammengesetzt und ergänzt), Tierknochen, Lehmewurf von Dipl.-Gärtner Pohl, Heiningen, geborgen.

Meerdorf, Krs. Braunschweig

Am Südwesthang des Mühlberges 1951 Urne der älteren Eisenzeit mit Leichenbrand in etwa 0,80 bis 1 m Tiefe ohne Steinschutz bei Anlage eines Spargelbeetes von Kranführer Vollenschaar, Meerdorf, geborgen (Abb. 12). H. 21,4—22,0 cm, Rdm. 20,1 cm, Gr. Dm. 27,3 cm, Bdm. 9,9 cm.

Remlingen, Krs. Wolfenbüttel

Auf dem Südhang des Spiegelberges (Niebuhrs Acker) 1950 Beigefäß, wahrscheinlich Grab aus der frühen Eisenzeit, von Kindern beim Hamstergraben in 0,40—0,50 m Tiefe gefunden. Im Gefäß angeblich Knochensplitter und Asche. Eingeliefert von Lehrer Blume, Remlingen.

Schöningen, Krs. Helmstedt

Am Südosthang des Fährberges (Sandgrube Mölle) 1953 Siedlungsreste der älteren Eisenzeit (Freist) Mus. Schöningen.

Klein Stöckheim, Krs. Braunschweig

Am südlichen Dorfrand bei Ausschachtungsarbeiten für Neubau Dr. Bornstedt (Hausnummer 445) 1950 5 Urnengräber der Röm. Kaiserzeit. Urne 1 und 1a, Schalenurne mit Schrägwulst-Linienverzierung am Umbruch und Gefäß wie Abb. 13,3 in Scherben dazu grober Leichenbrand mit Scherbe von Drehscheibengefäß. Leichenbrand von Urne 2 (Abb. 13,2) nicht aufbewahrt. In Urne 3 (Abb. 13,3) grober Leichenbrand, darin zwei Scherben von Drehscheibengefäß und Urnenharz. In Urne 4 (Abb. 13,4) grober Leichenbrand, Reste eines Kammes aus Geweih mit Eisenstift und Verzierung aus konzentrischen Kreisen und parallelen Linien, Urnenharz und eine Scherbe von Drehscheibengefäß. Fundbergung durch Maurer F. Dobner, W. Bäse. Meldung R. Klickermann, Klein Stöckheim.

2. H. 14,4—15,1 cm, Rdm. 13,5 cm, Gr. Dm. 16,6 cm, Bdm. 10,5 cm.

3. H. 17,0 cm, Rdm. 21,7 cm, Gr. Dm. 25,5 cm, Bdm. 11,8 cm.

4. H. 9,0 cm, Rdm. 12,2 cm, Gr. Dm. 15,0 cm, Bdm. 8,7 cm.

Hohnsleben, Krs. Helmstedt

Scherbe eines „Nienburger“ Gefäßes, vor Jahren gefunden bei Abraumarbeiten in der Braunkohlengrube „Verein Anna“ der BKB. Geschenk Pukullus, Hohnsleben.

c) Einzelfunde (und Oberflächenfunde)

Klein Mahner, Krs. Goslar

Von der Fundstelle „Lahwinkel“ zahlreiche Scherben, vorwiegend aus der Spätlatène- und Röm. Kaiserzeit, darunter eine Scherbe mit Rädchenverzierung; daneben jungsteinzeitliche und mittelalterliche Scherben; Feuersteingeräte und Abschlüge, Lehmewurf, Eisenschlacke (Dr. Pätzold, Keune).



Abb. 10 Gefäß der älteren Eisenzeit vom Kaifholt b. Gielde 1:5

⁹⁾ Fuhse, F.: Gräberfelder d. ältesten und älteren Eisenzeit aus d. Gegend von Braunschweig, 8. Gr. Steinum-Beienrode. Mannus, Zeitschr. f. Vorgesch., 8, 1917, S. 172—182.

VI. Merowinger Zeit bis Neuzeit (500 nach Chr. bis 17. Jahrh.)

a) Ausgrabungen:

Langelsheim, Krs. Gandersheim

Auf dem Kanstein (Hindenburg)¹⁰⁾ 1951, 52, 53 Teiluntersuchungen mit Unterstützung der Stadt, der Kalkwerke und der „Wifo“ Langelsheim. Wehranlage mit rechteckiger Innenbefestigung (Steinmauer und Sohlgraben) und unvollständiger Außenbefestigung (Steinmauer und Graben), im Inneren Pallas-Gebäude. Scherbenfunde des 8. bis 9. Jahrh. Fränkischer Königshof! (1951, 52 Dr. Pätzold, 1953 Dr. Tode).

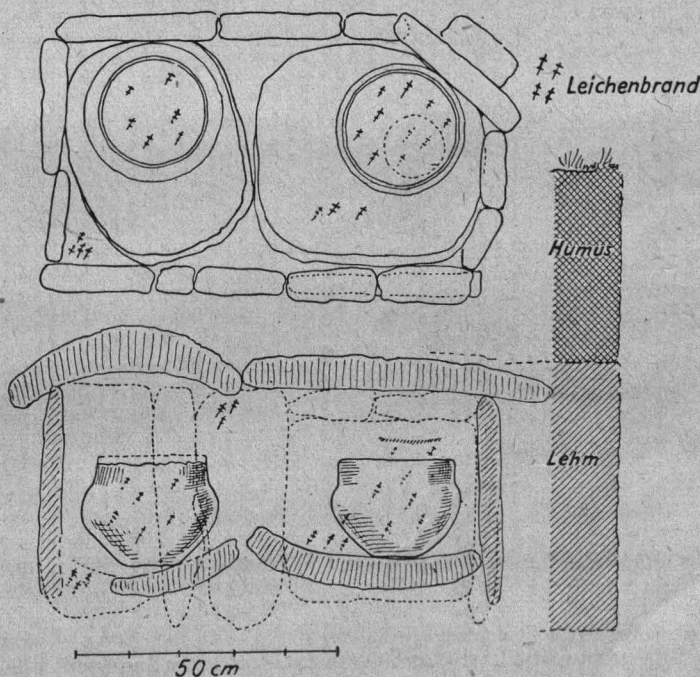


Abb. 11 Steinkistengrab der frühen Eisenzeit von Jerxheim
(Ausgrabung und Zeichnung W. Freist)

Gittelde, Krs. Gandersheim

An der Nordseite der St. Johanniskirche bei einer vorläufigen Untersuchung¹¹⁾ eine westöstlich laufende fast ohne Mörtel gefügte Mauer und zwei nordsüdlich verlaufende Mauerzüge von etwa 0,90 m Dicke unter dem Kirchenfundament festgestellt. An den Mauerfundamenten Scherben aus der Zeit „vor 800“. Fränkischer Königshof des späten 8. Jahrhunderts (Dr. Tode).

Harzburg, Krs. Wolfenbüttel¹²⁾

Im Schulenröder Tal (Krodotal) 1948 und 1949 Fortsetzung und Abschluß der Grabungen von 1938 und 1939. Grundrisse einer romanischen Kirche und einiger Steinhäuser des 11. bis 13. Jahrhunderts, dazu zahlreiche Kleinfunde an Keramik und Eisen. Diese mittelalterliche Ansiedlung war wohl „der kirchliche Mittelpunkt der kaiserlichen Residenz“ auf der Harzburg (Dr. Tode).

¹⁰⁾ Pätzold, J.: Ausgrabungen des Br. Landesmuseums auf dem Kanstein bei Langelsheim 1951. Zeitschr. d. Harzvereins, N. F. 3, 1951, S. 59–66.

¹¹⁾ Tode, A.: Aus der Frühgeschichte Gitteldes. In „1000 Jahre Gittelde“, Festschrift, Seesen o. J. (1953), S. 31–33.

¹²⁾ Tode, A.: Ausgrabungen im mittelalterl. Schulenrode b. Harzburg, Zeitschr. d. Harzvereins N. F. 2, 1950, S. 95–134.
Kunstchronik 2, 1949, S. 35–36 (R. Wesenberg).

Querum, Stadtkrs. Braunschweig

Auf dem Sandberg östl. des Ortes an der Schunter 1949 zwei Gräber eines Reihengräberfriedhofs untersucht, 1951 sechs weitere. Reste von Holzsärgen. Von einer Bestattung bronzene Brosche mit Gewebe- und Schleierresten (ebenso auf einer ähnlichen bereits um 1931 eingelieferten Brosche von demselben Friedhof). Etwa 10. Jahrhundert. (1949 Dr. Pätzold, 1951 Dr. Niquet.)

Vorsfelde, Krs. Helmstedt

Auf dem Gelände des „Alten Hauses“ bei der Dükerschleuse am Kanal, einem heute kaum noch hervortretenden Burggelände 1946 Ausgrabung: Burgmauerpalisaden, Holzbalken und -pfosten, Holzgefäße¹³⁾ (Becher, Satten, verzierte Teller), Holzlöffel u. a. Holzgerät sowie zahlreiche Tongefäßscherben. 12.—13. Jahrh. (Dr. Tode).

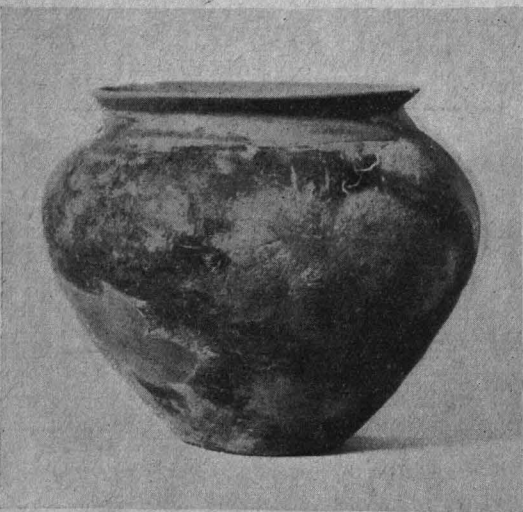


Abb. 12 Gefäß der älteren Eisenzeit von Meerdorf 1:5

Hohnsleben, Krs. Helmstedt

Auf dem alten Kirchhof (Grundstück Napieralla) 1951 Teiluntersuchung mit Unterstützung der Gemeinde Hohnsleben: Mittelalterlicher, sehr eng in mehreren Schichten belegter Friedhof, untere Bestattung in „Löb-sarkophagen“ (sarkophagartige Aushöhungen im Löß), höher gelegene Bestattung mit Steinumsetzungen, z. T. nur zwei Steine als Kopfschutz. Keine Beigaben. 12.—14. Jahrh.¹³⁾. In der Graberde unverzierte, wohl neolith. Scherben (Dr. Niquet).

Kissenbrück, Krs. Wolfenbüttel

„Ruhestein“ an der Straße zwischen Hedwigsburg und Kissenbrück 1952 freigelegt und wiederaufgerichtet mit Unterstützung der Gem. Kissenbrück. Wahrscheinlich Gerichtsstein¹⁴⁾. (Dr. Niquet).

Groß Denkte, Krs. Wolfenbüttel

Auf dem Gelände des Sägewerkes 1949 mittelalterlicher Seuchenfriedhof (Dr. Tode).

b) Fundbergungen:

Kissenbrück, Krs. Wolfenbüttel

Aus großer Grube in der Dorfstraße vor dem Grundstück Nr. 124 (Saust) 1951 mittelalterl. Scherben (blaugraue Ware) und Tierknochen beim Ausheben von Kanalisationsgräben durch Arbeiter geborgen. Meldung Gemeindedir. Hoche.

Veltheim a. Ohe, Krs. Braunschweig

Bei Ausschachtungsarbeiten für Neubau Schuntermann 1953 ein zerbrochenes mittelalterliches Gefäß und andere Scherben, auch unverzierte vorgeschichtliche. (Hauptlehrer Kuckuck, Veltheim a. O.)

c) Einzelfunde:

Atzum, Krs. Wolfenbüttel

Von der Fundstelle „Schweineteich“ 1952 als Oberflächenlesefunde: Scherben der Bandkeramik, Feuersteingeräte, eisenzeitliche und karolingisch-frühmittelalterliche Scherben, mittelalterliche blaugraue Ware (H. Löhr, Atzum).

Lobmachersen, Stadtkrs. Salzgitter

In der „Wagenburg“ nördlich von Lobmachersen 1953 bei Drainage-Arbeiten Solidus (Goldmünze) des Kaisers Justinian gefunden. Eingeliefert von Lehrer i. R. Warnecke. Mitt. Zobel, Sammlg. d. Stadt Salzgitter.

¹³⁾ Ausführl. Bericht üb. d. Grabung i. d. Helmstedter Allgem. Zeitung v. 11./12. 8. 1951 (Dr. Niquet). Vgl. auch Rose, K.: Heimatbuch des Dorfes Hohnsleben, 1938.

¹⁴⁾ Niquet, F.: Der Ruhestein b. Kissenbrück, Krs. Wolfenbüttel. In „1100 Jahre Kissenbrück. Aus der Vergangenheit eines alten Dorfes“, Kissenbrück o. J. (1952), S. 5—11.

Ausgrabungen und Fundbergungen im engeren Stadtgebiet Braunschweig 1948 Untersuchung der Nikolaikirche (zwischen Waisenhausdamm und Damm). In 2 m Tiefe Grundmauern der Kirche (erstmalig 1178 erwähnt, spätestens im 17. Jahrh. abgerissen), Rechteckbau von 8 × 16 m ohne Apsis, Mauern aus Rogenstein erbaut (1,19 m Dicke), Kirchenestrich in 1,50 m Tiefe unter heutigem Straßenniveau. An Funden Keramik aus der 1. Hälfte des 11. Jahrh., aus jüngerer Zeit Holzgegenstände ^{16a)} (Dr. Tode).

Ägidienkirche, 1946, im Inneren der Kirche u. a. „Grundmauern, Pfeilerfundamente und älterer Chorabschluß der romanischen Vorgängerin der späteren gotischen Ägidienkirche“ ^{16b)} (Dr. Tode).

A m Mar stall (Grundstück Fa. Papenberg), 1949 bis 1950, großer Suchgraben senkrecht zur Straße, um die Befestigungsanlagen der Burg zu schneiden. Im Profil Wallreste (?) und Abfall zum Burggraben, darüber jüngere Burgmauer an Grundstücksgrenze, Straßenpflaster und zahlreiche Funde (Mittelalter bis Neuzeit) ¹⁷⁾ (Dr. Tode).



Abb. 13,2—4 Gefäße der Römischen Kaiserzeit von Klein Stöckheim 1 : 5

Burg Dankwarderode. Im Bereiche der Burg Dankwarderode 1950 beim Ausheben von Gräben für Kanalisationsrohre in 2,60 m Tiefe in den unteren Kulturschichten der Burg ein Bombentopf mit Schieferstück auf der Gefäßöffnung (Bauopfer ?) 12. Jahrh. (Dr. Pätzold).

Schuhstraße 24 (Grundstück Karl Stöber) 1950 in einer großen Grube mit Tierknochen und anderen Abfällen zahlreiche Scherben, beschädigte und vollständige Bombentöpfe, Krug, Becher; geböttcherte (kl. Bottiche) und gedrechselte Schalen (Eßnapfe) z. T. mit Bodenmarken, besonders hervorzuheben abgedrehter Holzkrug mit Henkel („Kugelige Scheuer“) ¹⁸⁾, Holzgeräte wie Löffel, Lot, Lederreste von Schuh- und Stiefeloberleder, Schuhsohlen. Wahrscheinlich Abfallgrube einer Schuhmacherei (13. bis 15. Jahrh.) (Dr. Tode, Dr. Pätzold).

Gördelinger Straße 49. Während des Wiederaufbaues der Gaststätte „Sieben Türme“ 1953 unter Förderung durch Architekt Dr. Hirsch und Polier Wiesemann Untersuchungen: Mit Faschinen befestigter und später völlig verschlammter Wasserlauf, darin wenige Scherben (frühestens 12. Jahrh.). Außerdem mit Ziegelsteinen gemauerte Senkgrube mit zahlreichem Geschirr aus Ton, Holz und Glas im wesentlichen aus dem 16. und 17. Jahrh.: Holzgefäße, Schalen und geböttcherte Eimerchen, Gropen mit Band- und Tüllenhenkel, weitmündige Töpfe und Schalen mit Tüllengriff, die Ton-

^{16a)} Timme, F.: Brunswiek vor 1000 Jahren. Nikolaikirche u. Vorgeschichte. Braunschweiger Zeitung v. 14. 12. 1948. b) Kunstchronik 2, 1949, S. 35 (R. Wesenberg).

¹⁷⁾ Tode, A.: Die älteste Burganlage Braunschweigs. Neue Ausgrabungen im Zentrum der Stadt. Braunschwg. Zeitung v. 29./30. 10. 1949.

¹⁸⁾ Erläuterungen zur „Ausstellung Holzgerät u. Holzform“. Formsammlung der Stadt Braunschweig, Jan./Febr. 1952 (mit Abb. von Holzgefäßen) (W. Dexel).

gefäße mit meist gelber Innen- und partieller gelber, selten grüner Außenglasur. Grünglasierte Ofenkachel und solche mit schwarz eingebrannter Oberfläche (die letzteren mit dem Glaubensbekenntnis); zahlreiche Reste von Glasgefäßen verschiedener Form; schlanke, dünnhalsige Krüge mit Henkel am Hals, ein Bombentopf mit silbergrauer Oberfläche sowie Scherben von anderen und eine sogenannte Siegburger Schnelle mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte (Dr. Tode, Dr. Niquet).

Durch Fundbergungen auf zahlreichen Baustellen der Stadt (meist durch Dr. Pätzold) vorwiegend mittelalterliches Material.

Altstadtmarkt. Beim Bau der Heizungsanlage für das Gewandhaus 1951 Scherben, Bombentöpfe, Standbodengefäße.

An der Magnikirche 4 1948 Scherben des späten Mittelalters. Bruchstücke von Tiegel mit Kupferschlacke.

An der Petrikirche 5 (Grundstück Glaserei Schwarze) 1952 in einer großen Grube Bombentopf und Scherben des späten Mittelalters u. a. Bombentopf in Privatbesitz.

Damm 32 (Grundstück Strunz). Bei Ausschachtungsarbeiten zwei Kugeltöpfe (blaugraue Ware). Privatbesitz.

Klint 18 bis 21. Bei Ausschachtungsarbeiten für Autowaschgrube der Großgarage und Tankstelle in einer mittelalterlichen Abfallgrube 4 Henkelgropen und Scherben von Gefäßen des 13. und 14. Jahrhunderts.

1951. In mittelalterlicher Abfallgrube außer Tierknochen vollständige, beschädigte und zerbrochene Gefäße: Bombentöpfe, davon einer mit angedrücktem Standstreifen (Fingereindrücke), Gropen, Kleeblattkanne. Etwa ab 13. Jahrh.

Wilhelmstraße 59. 1949 Bombentopf. Privatbesitz.

Neue Straße 8. Bei Ausschachtungsarbeiten für Metro-Filmtheater 1953, Bombentöpfe. Verbleib unbekannt.

Der Bericht wird im nächsten Heft abgeschlossen mit Angaben über Wüstungsfor-
schung im Raum um Braunschweig und dem Abschnitt VII (Ausgrabungen und Fund-
bergungen an mehrfach und wiederholt besiedelten Fundstellen). (Schluß folgt)

Jahresbericht der Niederdeutschen Volksbühne Braunschweig über die Spielzeit 1953/54

Mit stolzer Freude blicken wir zurück auf eine erfolgreiche Spielzeit. Ja, wir können stolz sein. 7 Neuinszenierungen in einer Spielzeit, das soll uns einmal ein nachmachen! Wir haben es geschafft. Ohne überheblich zu sein, wollen wir uns freuen, ein schönes Stückchen Volkstumsarbeit im Dienste der Heimat geleistet zu haben.

Mit dem Drama „Für“ von Hans Ehrke gedachte die Niederdeutsche Volksbühne ihres Gründers Wilhelm Börker, der uns nach kurzem Krankenlager am 15. August für immer verlassen hat. Vor der Aufführung am 27. und 28. September und am 4. Oktober ehrte die Unterzeichnete den Verstorbenen mit einer plattdeutschen Ansprache und einem Gedicht von Hermann Boßdorf „Dat riepe Aehrenfeld“. Wilhelm Börker ist nicht mehr, sein Werk aber, die Niederdeutsche Volksbühne, lebt. Sein Wahlspruch „nich nalaten“ soll uns Mitgliedern der Bühne ein ständiger Begleiter sein.

Die Arbeit für die neue Spielzeit begann wie immer Anfang August. Die vier Ehrenaufführungen für Wilhelm Börker wurden von 800 Personen besucht, von denen der größte Teil Wilhelm Börkers Darstellung als Wachtmeister Höwel noch in Erinnerung hatte.

Auf Wunsch vieler Stammsitzinhaber, die schon vor Ablauf der Spielzeit 1952/53 in die Ferien fuhren, mußten wir am 13. September 1953 noch einmal die herrliche „Zwickmöhle“ von Heinrich Behnke wiederholen. Wir waren gerne dazu bereit, denn wir freuen uns, daß wir Besucher haben, die auf keine Aufführung verzichten wollen.

Ende November und Anfang Dezember wiederholten wir die schon vor vielen Jahren gespielte Komödie „Dat Sympathiemiddel“ von Max Dreyer. Im allgemeinen schätzen unsere Freunde mehr bäuerliche Stücke, und „Sympathiemiddel“ zeigt ein derbes

Fischermilieu. Aber der gute Stern, der uns seit unserem Wiederaufbau begleitet, stand auch über dieser Aufführung, die alle Zweifel der Skeptiker beseitigte.

Gerade einige gute Freunde der Bühne, die vorher starke Bedenken geäußert hatten, waren nach der Aufführung restlos begeistert. „Mak man sau wie'er un lat Dik nich wedder bange maken!“ sagte man zu mir. In „Sympathiemiddel“ waren 12 Personen beschäftigt, daher waren die Proben ein wenig schwieriger als üblich. Aber wie gesagt: Ende gut, alles gut! Zum ersten Mal hatten wir einen kindlichen Darsteller auf der Bühne: Dieter Ebeling, 4 Jahre alt, machte uns und später dem Publikum sehr viel Spaß.

Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß die Monate Januar und Februar für unsere Veranstaltungen nicht günstig sind. Alles, was da kreucht und fleucht, ist vom Karnevalsrummel wie besessen. Auch unsere Spielstätte in der Echternstraße in ihrem kunterbunten Gewande ist dann nicht der geeignete Rahmen für unsere Darbietungen. Folglich hatten wir eine unfreiwillige Pause im Spielbetrieb.

Um so mehr konnten wir uns mit dem „Hexenhoff“ von Jens Exler beschäftigen, der im März gespielt werden sollte. Da das Thema „Hexen“ seit Jahren ein beliebter Stoff vieler Zeitschriften ist, die mehr oder weniger sensationell von Hexenprozessen berichten, hatten wir einen ungeahnten Erfolg. Alle 4 Aufführungen waren beinahe ausverkauft. So sehr wir die Aufbesserung unserer Finanzen begrüßen, so sehr betrübt es uns, daß unsere ernsten, gehaltvollen Werke nicht die gleiche Beachtung finden.

Zwischendurch hatten wir fleißig Vorbereitungen getroffen für das am 10. April geplante Frühlingsfest. Ein bunter Reigen von Musik, Tanz und Blütenzauber stand auf den Einladungskarten, geformt von der übermütigen Jugend. Im Mittelpunkt der Zauberei stand der heiterbeschwingte Einakter „Alltomal Sünnner“ von Altmeister August Hinrichs. Ellen Biermann, Alfred Gereke und Otto Kerkau zeichneten verantwortlich für das wirklich schöne Frühlingsfest, das alle Teilnehmer, Freunde der Bühne und Mitglieder, bis zum Morgen in fröhlicher Gemeinschaft vereinte.

Mit großem Ernst begannen nunmehr die Proben zu zwei sehr schwierigen Werken: „Cili Cohrs“ von Gorch Fock und „Stormnacht“ von H. F. Müller-Geiseler. Beide tiefen Stücke erfordern von Laienspielern doppelte innere Bereitschaft. Allzu groß ist die Gefahr des Abgleitens ins Kitschige und zu nah ist der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. Wir erleben immer wieder, daß bei unseren jeweiligen Spielern die geforderte Bereitschaft in hohem Maße vorhanden ist. Das müssen wir dankbar anerkennen. Diese Tatsache verpflichtet die Niederdeutsche Volksbühne, auch in Zukunft dramatische Bühnenliteratur zu pflegen, die im allgemeinen gar zu stiefmütterlich behandelt wird. Ganz bewußt nehmen wir immer wieder ernste Werke in unseren Spielplan auf. Wir wollen alle die Besucher, die in der plattdeutschen Sprache keinerlei Tiefe, keine Seele vermuten, vom Gegenteil überzeugen. Alle dramatischen Werke der in Bühnenkreisen bestens bekannten Autoren, wie Hermann Boßdorf, Fritz Steinhagen, Hans Ehrke und Karl Wagenfeld sind im Laufe der Jahre wiederholt gespielt worden. Damit hat die Niederdeutsche Volksbühne sich das Recht erworben, als Kulturfaktor der Stadt Braunschweig ernst genommen zu werden. Die Aufführung „Cili Cohrs“ und „Stormnacht“ hat uns gezeigt, daß wir dem uns gesteckten Ziel immer näher kommen. Das bewies die feierliche Stille am Schluß jeder Aufführung, dann der spontane, lang anhaltende Beifall und nicht zuletzt die anerkennende Stimme der hiesigen Presse. Die Leistung Willi Schütts und Sigrid Müllers wurden besonders hervorgehoben.

Wilhelm Scharrelmanns gemütvolle „Hochtied in de Pickbalge“ war die letzte Aufgabe der laufenden Spielzeit. Wieder große Besetzung: 13 Personen außer den Hochzeitsgästen. Unser sprichwörtlich gewordenes Glück spielte als unsichtbarer Gast die Hauptrolle auf dieser Hochzeit, es war herrlich! Die vom Autor gewünschten Typen waren in reinsten Ausprägung vorhanden, allen voran das entzückende Altmännertrio: Reinhold Heydecke, Otto Kerkau und Willi Schütt. Nicht zu vergessen der quicklebendige, hibbelige, kleine Schneider: Klaus Scharenberg. Hätte doch Wilhelm Scharrelmann unsere, oder besser gesagt, seine „Hochzeit“ mit all dem schönen Drum und Dran sehen können! Er hätte genau wie unser zahlreiches Publikum seine helle Freude daran gehabt.

Der schöne Ausklang der Spielzeit läßt alles vergessen: die persönlichen Opfer, die Arbeit und vor allem die Schwierigkeiten, die gegen allen guten Willen hier und da in Erscheinung treten. Und mir bleibt die Pflicht, allen zu danken, die mitgeholfen haben,

die vergangene Spielzeit so erfolgreich zu gestalten! Mir ist durchaus bewußt, daß ich hier und da zu viel erwarte, jedoch nie mehr, als ich selbst zu geben bereit bin. Was mich so oft beglückt und mir erst den Mut gibt, unseren Spielplan so reichhaltig zu gestalten, ist das große Vertrauen und die unbedingte Gefolgschaftstreue der Mitglieder. Gerade daran krankten leider viele niederdeutsche Bühnen und beeinflussen deren Leistungen nach innen und nach außen.

Mein Dank gilt auch den getreuen Helfern, die hinter den Kulissen unermüdlich ihre Pflicht erfüllen. Wir wollen ihnen hiermit den Beifall zollen, der ihnen vom Publikum versagt bleibt. Unser Bühnenmeister Otto Hirsch, Beleuchter Otto Ebeling und unser reumütig zurückgekehrter Richard Gralle. Sie schaffen uns den Rahmen, der unsere darstellerische Tätigkeit erheblich unterstützt. Unsere vielgerühmten Programme werden mit viel Liebe und Können von unserem langjährigen Mitglied Siegfried Woller gestaltet. Auch unserem Mitglied Rudolf Fricke sind wir Dank schuldig für die künstlerische Betreuung unserer beiden Reklamekästen. Unser theaterfreudigstes Mitglied Wolfgang Demann hatte zu allen 7 Neuinszenierungen ganz hervorragende Bühnenbilder entworfen und an deren Herstellung mitgearbeitet. Einige der Bühnenbilder verdienen besonders erwähnt zu werden: 1. Stornnacht, unheimlich echt, 2. das Phantasiegebilde für „Alltoma Süner“ und zuletzt das schönste „De Hochtid in de Pickbalge“. Wir müssen aber mit den Mitteln, über die wir für die Bühnenausrüstung verfügen, gut haushalten, sonst gefährden wir unsere Existenz.

Wir gaben 25 Aufführungen, davon leider nur 4 Gastspiele außerhalb Braunschweigs. Gespielt wurden am

13. September 1953 in Braunschweig „Die Zwickmühl“ von Heinr. Behnken (116 Besucher),

12. September 1953 in Lehre „De vergnögte Tankstell“ von Fritz Wempner (194),

27./28. September und 4. Oktober 1953 (zweimal) in Braunschweig „Für“ von Hans Ehrke (188, 232, 197, 184),

18. Oktober 1953 in Langelshiem „Kunzert in Dippelshagen“ von Jep Andersen (291),

14. November 1953 in Schöningen „De vergnögte Tankstell“ (230),

29./30. November und 6. Dezember 1953 (zweimal) in Braunschweig „Dat Sympathiemiddel“ von Max Dreyer (218, 260, 287, 198),

23. Februar 1954 in Gifhorn „Dat Sympathiemiddel“ (344),

7., 8. und (zweimal) 14. März 1954 in Braunschweig „De Hexenhoff“ von Jens Exler (234, 204, 338, 216),

10. April 1954 in Braunschweig „Alltoma Süner“ von August Hinrichs (286),

2., 3. und (zweimal) 9. Mai 1954 in Braunschweig „Cilly Cohrs“ von Gorch Fock und „Stornnacht“ von H. F. Müller-Geiseler (168, 154, 158, 132),

27. (zweimal) und 28. Juni 1954 in Braunschweig „De Hochtid in de Pickbalge“ von Wilhelm Scharrelmann (194, 251, 308).

Insgesamt besuchten also 5520 Personen unsere Aufführungen 1953/54.

In der folgenden Zusammenstellung zeigt die erste Zahl hinter den Namen an, wie oft das betreffende Bühnenmitglied in der Spielzeit 1953/54 mitgewirkt hat, und die in Klammern dahintergesetzte Zahl, an wie vielen Aufführungen es insgesamt seit Eintritt in unsere Spielgemeinschaft aktiv beteiligt war:

Helene Evers 25 mal (670), Ellen Biermann 23 (557), Franz Cornelius 17 (17), Wolfgang Demann 24 (105), Werner Frebes 17 (17), Alfred Gereke 5 (83), Gertrud Hente 3 (11), Reinhold Heydecke 21 (163), Richard Gralle 9 (608), Gustav Himstedt 4 (33), Wolfgang Höper 8 (43), Ilse Jacobasch 17 (149), Otto Kerkau 10 (61), Isolde Meves 17 (244), Sigrid Müller 20 (115), Ilse Nothohm 3 (52), Dörte Poppendiek 15 (57), Eva Rehnert 8 (57), Erich Ristig 18 (103), Klaus Scharenberg 20 (105), Willi Schütt 21 (147), Frieda Schütt 3 (3), Ingeborg Kirchner 14 (58), Siegfried Wolter 20 (141), Grete Klingenberg 3 (68), Elisabeth Zuschlag 4 (26), Otto Hirsch 25 (58), Otto Ebeling 25 (38), Senta Demann 3 (13), Günther Harig 3 (13).

Geprobt wurde mit Wiederholungs- und Privatproben (Wohnung Helene Evers) 121 mal. Geschäftliche und organisatorische Angelegenheiten wurden außer bei der Jahreshauptversammlung in zwei weiteren Versammlungen der Mitglieder erörtert. Zweimal trafen sich die Mitglieder ferner zu zwanglosem Beisammensein im Proberaum Karlstraße 31.

Vor der letzten Aufführung des Dramas „Füer“ am 4. Oktober 1953 zu Ehren des Gründers unserer Bühne, Studienrat Wilhelm Börker, wurde Herr Stadtrat i.R. Prof. Wilhelm Staats in dankbarer Anerkennung seiner besonderen Verdienste um die behördliche Förderung unserer Arbeit zum Ehrenmitgliede der Niederdeutschen Volksbühne ernannt.

Anfang Mai zogen wir mit unseren Kulissen und Requisiten von der Echternstraße 15 zur früheren Husarenkaserne am Altewiekring um. Dieser Umzug war dringend nötig. Der Raum in der Echternstraße erwies sich für unseren ständig wachsenden Fundus als viel zu klein. Daher mußten wir auch die erhebliche Belastung durch die höheren Mietkosten (40,— DM) für den rund 100 qm großen neuen Abstellraum wohl oder übel auf uns nehmen. Daß sich immer wieder Freunde finden, die uns helfen, wie in diesem Falle die Firma Heimbs & Sohn, sollte für alle Bühnenmitglieder Ansporn sein, auch ihrerseits durch ganz geringe eigene Opfer dazu beizutragen, daß die Mehrausgaben für Miete und Hin- und Hertransporte nicht allzu fühlbar werden.

Möge unserer schönen Aufgabe, niederdeutsches Kulturgut vor der Vergessenheit zu bewahren und unseren Mitmenschen dadurch frohe und besinnliche Stunden des Miterlebens zu bereiten, auch in Zukunft so viel Glück beschieden sein wie bisher! Nicht alalen!

Helene Evers

NEUES HEIMATLICHES SCHRIFTTUM

Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte und Sprachkunde

Herausgegeben von Fritz Timme

(Bd. 15 der „Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte“) Verlag Appelhans, Braunschweig 1954.

Als Festgabe der Stadt Braunschweig erschien zur Tagung des Hansischen Geschichtsvereins und des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung zu Pfingsten 1954 dieser Band in schlichter, aber ansprechender Aufmachung. In ihm sollten Fragen unserer engeren Stadt- und Sprachgeschichte behandelt werden, die gleichzeitig ein Spiegelbild des augenblicklichen Forschungsstandes geben.

Nach einem Geleitwort des Oberbürgermeisters und Oberstadtdirektors wird die Reihe der wissenschaftlichen Arbeiten mit einem Aufsatz von Alfred Tode über „Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Stadtgebietes von Braunschweig“ eröffnet (S. 11—19). Durch die verschiedensten Bauarbeiten ergibt sich immer wieder die Möglichkeit, Untersuchungen in den zerstörten Stadtteilen anzustellen. Die Stadtkernforschung zeitigt immer neue Erkenntnisse, wobei A. Tode aber auch auf die Schwierigkeiten eingeht, vorgeschichtliche Besiedlung innerhalb unseres Stadtgebietes zu ermitteln. Nach einem kurzen geologischen Überblick, in dem auch die Wasser-, Boden- und Landschaftsverhältnisse berücksichtigt werden, weist er die Besiedlung in den vorgeschichtlichen Zeitperioden nach und verfolgt sie bis in die „dunkle“

frühgeschichtliche Zeit des 5. bis 8. Jahrhunderts, „deren Siedlungsverhältnisse durch den Mangel an Quellen schwer faßbar sind“.

Einen sehr wesentlichen Beitrag liefert Werner Flechsig mit seiner umfangreichen sprachgeschichtlichen und siedlungskundlichen Abhandlung unter dem Titel „Der Name der Stadt Braunschweig“ (S. 20—54). Auf Grund jahrelanger Untersuchungen kommt er zu dem Ergebnis, daß die 700jährige Überlieferung, wonach Brunswik von dem Sachsenherzog Bruno gegründet sein soll, nicht stimmen kann. Nach den neuesten Erkenntnissen der besonders von Fr. Timme erfolgreich geförderten Wik-Forschung darf man sich das älteste Brunswik auf dem rechten Okerufer nicht als eine vom Grundherrn durch einmaligen Gründungsakt ins Leben gerufene dörfliche Siedlung vorstellen, sondern als einen Rast- und Warenstapelplatz von Fernhändlern. Schon aus diesem Grunde kommt ein fürstlicher Gründer nicht in Betracht. Noch entschiedener spricht gegen die Glaubwürdigkeit der mittelalterlichen Stadtgründungslegende aber die erste Silbe des Namens Brunswik. Er kann nicht von dem Personennamen Bruno abgeleitet werden, weil nach Flechsig der Name der Stadt Braunschweig auf Plattdeutsch von der einheimischen Bevölkerung Brons- oder Brönswiek mit kurzem o oder ö ausgesprochen wird und sich diese Aussprache über zahlreiche Belege in

Mundartgedichten des 18. und 17. Jahrhunderts und vereinzelte spätmittelalterliche Bezeugungen bis zum Jahre 1236 zurückverfolgen läßt. Der Verfasser weist nach, daß sich ein kurzes o der ostfälischen Volkssprache nicht aus einem frühmittelalterlichen langen u entwickelt haben kann, wie es der Name Bruno hatte, sondern daß er ein altniederdeutsches kurzes u oder o voraussetzt. Ein kurzes u findet er in dem Worte Bruns(t), das ursprünglich „Brand“ bedeutet und in süddeutschen Ortsnamen Siedlungen bezeichnet, die nach Ausrodung von Wald durch Feuer entstanden sind. Flehsig erklärt daher Bruns(wik als einen Wik-Platz auf dem durch Brandrodung urbar gemachten Gelände des ehemaligen Uferwaldes der Oker.

Ein interessantes Gebiet aus der Siedlungsgeschichte behandelt Otto H a h n e in „Alte Einzelhöfe im Stadtgebiet von Braunschweig“ (S. 55—73). 21 Einzelhöfe kann er auf Grund eines gründlichen Quellenstudiums nachweisen! Eine Verbreitungskarte, die der Wunsch aller Siedlungsforscher war, unterstützt die Ausführungen. H. faßt seine Ergebnisse kurz in 3 Punkten zusammen: die urkundlichen Erwähnungen der Einzelhöfe sind recht dürftig, da es sich ausschließlich um kleine Besitzanteile handelt, die nur im Ganzen abgegeben werden können um wirtschaftsfähig bleiben zu können. Die Grundherren sind oftmals die Braunschweiger Herzöge. Vermutlich war es ein in sich geschlossener, aber sehr umfangreicher Grundbesitz um Braunschweig, der von den Brunnonen in Erbschaftsfolge an die Welfen gekommen ist. Die Einzelhöfe wechseln recht wenig ihre Grundherren und bleiben weit über das Mittelalter hinaus in der Hand ihrer Besitzer. Eine ursprüngliche Dreifelderwirtschaft ist in ihnen nicht festzustellen; auch sind in ihnen keine Dorfkirchen vor 1300 nachweisbar.

„Die Lage und Ausdehnung der Marktsiedlung Braunschweigs im 11. Jahrhundert“ behandelt O. S t e l z e r (S. 74—90). Eine Skizze zur Entwicklung der Kohlmarktsiedlung unterstreicht seine Ausführungen. Da an Urkundenmaterial nichts Neues hinzugefügt werden kann, ist der Zweck dieser Darstellung, auf die Notwendigkeit von Spätenuntersuchungen hinzuweisen, die hypothetisch getroffene Feststellungen erhärten können. Der Verfasser untersucht eingehend die Fage nach dem Wohnplatz der Kaufleute und der sie umgebenden Handwerker. Von der unbefriedigenden Ansicht P. J. Meiers ausgehend versucht er, eine

Beantwortung 1. vom Grundriß her, 2. von den allgemeinen topographischen Verhältnissen her, 3. von den Grundstücksverhältnissen selber, 4. von der Lage der Jakobskirche, 5. von einem Versammlungs- haus an der Turnierstraße—Ecke Martini- kirchhof und 6. schließlich von einer vermuteten Befestigung der Marktsiedlung her zu erklären.

Fitz T i t a erörtert „Die Nordgrenze des Kernostfälischen“ (S. 91—104). Auf Grund eigener Erkundungswanderungen in den Jahren 1945—51 wurde ein umfangreiches Material gesammelt, etwa 25 000 Einzelbelege, aus denen 150 Sprachkarten zusammengestellt werden konnten. Vier von ihnen sind der verdienstvollen Arbeit beigegeben. Die gefundenen Sprachgrenzen, die das Kernostfälische von dem Nordgebiet trennen, führen in der Hauptsache quer durch den Kreis. „Die stärkste Zusammenballung dieser Linienbündel findet sich an der ehemaligen Kreisgrenze zwischen Gifhorn und Isenhagen. Diese Sprachscheiden bilden gewissermaßen Dämme gegen die von Norden anbrandenden Wellen.“ Auf Grund der allgemeinen territorialen Entwicklung wagt er den Schluß, den Ursprung dieser Grenzen in das 14. Jahrhundert zu verlegen.

Eine ausführliche Darstellung über „Die Zentralverwaltung der Stadt Braunschweig in hanseatischer Zeit (bis 1671)“ gibt Werner S p i e s s (S. 105—114). Die eingehend in ihren Arbeitsbereichen geschilderten sechs Ämter (Syndicus, erster Sekretär, zweiter Sekretär, dritter Sekretär, Untergerichtsschreiber, und Zollschreiber) der zentralen Verwaltung unserer Stadt haben sicherlich nicht allein bei Anwachsen der Stadt die Verantwortung und Arbeitslast getragen. Nach Ausweis der Stadtrechnungen treten weitere bezahlte Kräfte auf, die allmählich in die Hauptämter aufrücken. Daneben wurden aber auch die Hauptämter vermehrt.

Über den „Hansegeist und dynastische Gesinnung im Bürgertum der Stadt Braunschweig“ gibt Fritz T i m m e eine umfangreiche Schilderung (S. 115—134). Als Hansestadt und Residenz ist gerade unsere Stadt in dieser Themastellung von besonderem Interesse. Deutlich heben sich die Spannungen ab in den seelisch-geistigen Bindungen zwischen der Stadt Braunschweig und dem früheren Gesamtdeutschland einerseits und andererseits zwischen ihr und dem Herzogtum Braunschweig bis in das 18. Jahrhundert hinein.

KRAFTVERKEHRSGESELLSCHAFT

mbH

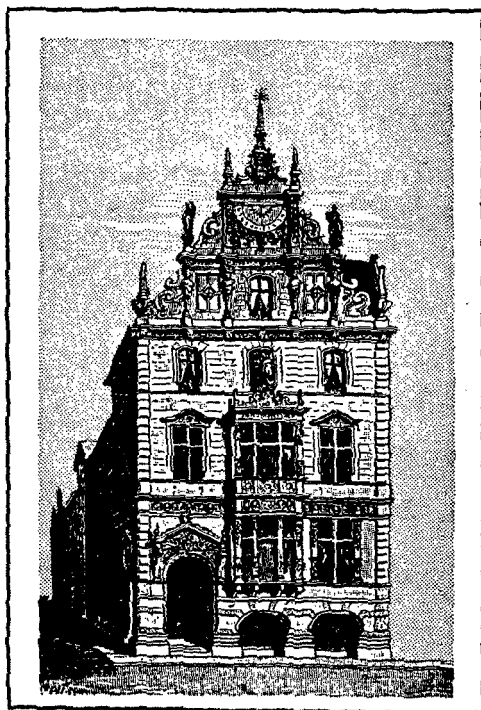
BRAUNSCHWEIG

**Braunschweig, Broitzemer Str. 55
Postfach 520 · Ruf 2 68 91 und 2 68 68**

**Kraftomnibuslinienverkehr
in allen Teilen des
Niedersächsischen Verwaltungsbezirkes
Braunschweig**

**Auskunft
und Fahrpläne durch die Betriebsstellen**

GEGRÜNDET 1761



Bankhaus

Gebrüder Löbbcke & Co.

Braunschweig

An der Martinikirche 4

Fernsprech-Sammel-Nr. 21271